

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 35,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 10,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor: veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postscheckkonto Karlsruhe 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-1
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

Zu diesem Heft

Heinrich Hauß, Karlsruhe 183

I. Das aktuelle Thema

Das Haus der Geschichte Baden-Württembergs

Gottfried Korff, Tübingen 185

II. Altes Handwerk

Der Wagner

Peter Assion, Marburg/Walldürn 193

Aus der Arbeit eines Dorfschmieds

Thomas Neumann, Walldürn 207

Alte Waldgewerbe im nördlichen Schwarzwald, Teil I

Oswald Schoch, Enzklösterle 221

Man greift nach jedem Strohalm ...
wenn man sich auf das alte Gewerbe des Strohschuhmachers einläßt

Emil Ruf, Titisee-Neustadt 237

1887 — Vor 100 Jahren ging im Wolftal die Flößerzeit zu Ende

Adolf Schmid, Freiburg 247

Die letzte Bollenhutmacherin

Bettina Schaller, Freiburg 274

III. Museen unserer Heimat

Das Dorfmuseum in Pfaffenweiler — ein Hort zum Nacherleben denkwürdiger Vergangenheit

Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg 278

IV. Architektur

Oberbaudirektor Professor Dr. Josef Durm 1837 — 1919

Ernst Koch, Karlsruhe 288

V. Handwerk

Das Handwerk bei und um Johann Peter Hebel

Alfred Mutz, Basel 300

VI. Ausstellungen

Johannes Reuchlin

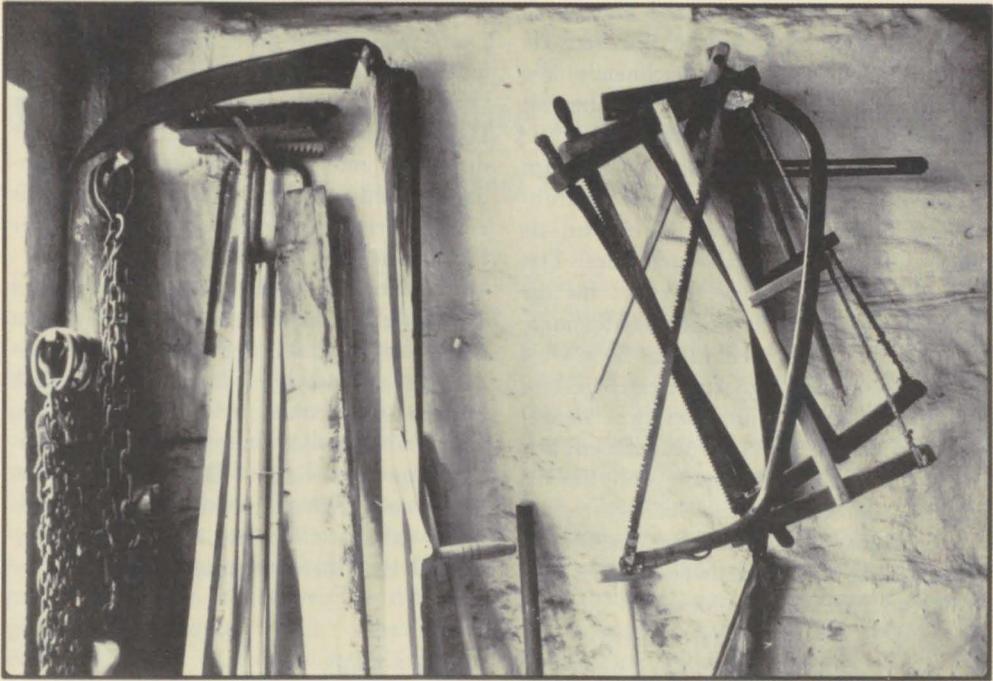
Anmerkungen zu seiner Rezeption im 19. Jahrhundert

Stefan Rhein, Bammental 310

VII. Buchbesprechungen 321

Errata

Bei dem Beitrag von Hans-Leopold Zollner „Hansjakob im Bärenzwinger“ in Heft 1/87 wurden versehentlich die Legenden zu den Illustrationen auf den Seiten 44 und 45 vertauscht.



Zu diesem Heft

Mit dem vorliegenden Heft ist es der „Badischen Heimat“ gelungen, ein schon lange fälliges Thema mit einigen Aufsätzen zur Sprache zu bringen, das Thema: altes oder vom Aussterben bedrohtes Handwerk. Dank der engagierten Mitarbeit unserer Autoren konnten wir in diesem Heft Aufsätze zur Wagenei, Dorfschmiede, alten Waldgewerben, zu Strohhut- und Bollenhutmacherin versammeln. Weitere Handwerkszweige wären in späteren Heften noch zu beschreiben, zum Beispiel Korbmacher, Bürsten- und Besenbinder, Küfer, Hafner und Schindelmacher. Das alte Handwerk, Reste des alten Handwerks, die da und dort im Lande noch vorhanden sind, werden inzwischen photodokumentarisch gesichert. Was einstmal Teil dörflicher Wirklichkeit war, wird im Bilde erinnert. Sehr schön ist das gelungen in

dem Buch des Photographen Roland Bauer „Altes Handwerk stirbt“ im Verlag „edition cordeliers“, Stuttgart, 1984. Die Härte des Lichtspiels der Schwarz-Weiß-Photographie sichert Werkzeugen, Werkstoffen und Werkstätten ihre materielle Konkrettheit und verhindert Nostalgie. In den die Photos begleitenden Texten von Elisabeth Braem-Kaiser und Ilona Lenk wird altes Handwerk von Menschen her erzählt, von alten Menschen, die langsam mit dem Handwerk sterben. Das Buch ist ein vorzügliches Beispiel dafür, wie altes Handwerk heute ohne Nostalgie und Idyllisierung beschrieben werden kann. Deskription mit der Würde der Trauer, die echt ist, weil sie von unmittelbar Beteiligten kommt. Nachdenken über das, was vergangen ist, soll es nicht bloß heimatmäandeln sein, hat seinen Sinn darin, offenzulegen, was uns

fehlt. Vielleicht war für das alte Handwerk eine natürliche, gar nicht theoretische „Nach-Denklichkeit“ kennzeichnend, die sich aus dem handwerklichen Umgang mit den Stoffen der Natur ableitete.

„Das Leben der Handwerker und Bauern war stark von der Natur bestimmt. Bedrohlich und unberechenbar war die Natur, sie nahm zwar, aber sie gab auch alles: Das Holz für Geräte und Werkzeuge, für die Balken der Häuser, Flachs für das Spinnen, Lehm für die Ziegel, Mehl für das Brot, Obst für den Most. Diese gleiche freigebige und fruchtbare Natur konnte alles, was sie gewährte, widerrufen und zurücknehmen. Das Gesetz der Natur, Versagung und Versorgung zugleich sein, war das Grundgesetz des Lebens für Handwerker und Bauern. Die Arbeit erhob die Alten Handwerker nicht über die Natur. Die Natur behielt sich die Entscheidung über Erfolg oder Mißerfolg vor. Das hatte Folgen für das Denken und Handeln der Handwerker. Die Handwerker hat-

ten ein brüderliches Verhältnis zur Natur. Der Handwerker griff nicht zerstörerisch und ausbeuterisch in sie ein, sondern mischte seine eigene Kraft zu ihren Kräften hinzu. Der Prozeß, in dem sich der Handwerker der Natur unterwarf, entwickelte sich so bedächtig und natürlich, daß er wiederum als ein Teil der Natur erfahren wurde.“ (Frieder Stöckle in: Altes Handwerk stirbt.)

Unser ökologisches Denken, auf Einsicht in universale Zusammenhänge ausgehend, ist im Ansatz „abstrakt“ und kann gar nicht anders als abstrakt sein, daher aber oft auch kurzfristig und ohne rechte Rückkoppelung zum einzelnen Menschen und seinen Verhaltensgewohnheiten. Die Folgen von Tschernobyl sieht, riecht, schmeckt man nicht, daher nach kurzer Katastrophenstimmung weiterleben wie sonst auch.

Heinrich Hauß
Schriftleiter

Das Titelbild des Heftes wurde uns von Prof. Dr. Assion zur Verfügung gestellt. Es zeigt ein Schild mit aufgemalten Handwerkszeichen einer Bauländer Wagnerei, aufgenommen 1967 in Gerichtstetten.

Das Haus der Geschichte Baden-Württembergs

Gottfried Korff, Tübingen

Es ist ohne Frage zu begrüßen und verdienstvoll, wenn eine Landesregierung ungefragt und unaufgefordert, in engagierter Weise und in ambitionierter Absicht die Initiative ergreift zur Gründung eines Instituts, welches sich die Beförderung historischen Bewußtseins und die kritische Darstellung auch aktueller politischer Themen zum Ziel nimmt. Dies ist um so aner kennenswerter, als mit solch einer Einrichtung auch hierzulande neue Wege in der Begegnung mit der Vergangenheit beschritten werden sollen, nämlich — so der Ministerratsbeschuß vom 1. Oktober 1984 — *anhand von Anschauungsmaterial* zum besseren Verständnis der *Geschichte Baden-Württembergs* beizutragen, damit also eine Form der historischen Didaktik gewählt wird, die über die curricular-schmalbrüstige Art des Geschichtsunterrichts in Schule und Seminar beherzt und unkonventionell hinausgreift.

Stuttgarter Staufer-Ausstellung

Die großen historischen Ausstellungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß im Stil der unterhaltenden Belehrung und der belehrenden Unterhaltung Auseinandersetzungen mit wichtigen Fragen, Feldern und Phasen der deutschen und europäischen Geschichte möglich sind. Auseinandersetzungen, die zum Teil zu einem Perspektivenwechsel im allgemeinen historischen Bewußtsein, zur Bildung neuer Identitätskerne unserer staatlichen und regionalen Orientierungssysteme, zur Neubewertung unseres Verhältnisses zur Vergangenheit überhaupt geführt haben: Die *Tendenzen der 20er Jahre* in Berlin 1978, die

20er-Jahre-Ausstellung in München 1980, die Stuttgarter Staufer-Ausstellung, mit der der Reigen politisch angesetzter südwestdeutscher Landesausstellungen begann, sicher auch die Preußen-Ausstellung 1981 in Berlin, die, folgt man der Frankfurter Allgemeinen Zeitung¹⁾, den Anstoß für die Errichtung eines Deutschen Historischen Museums in Berlin, über welches gerade allerorten und nicht ohne Heftigkeit diskutiert wird²⁾, gebildet haben soll. Ausstellungen und Museen, daran besteht kein Zweifel, haben dem Nachdenken über Geschichte Stoff und Richtung gegeben; mit dem Mittel der Anschauung haben sie vermocht, auch ein breites Publikum an die Diskussionen über neue Geschichtsbilder und Geschichtsinterpretationen heranzuführen. Die großen historischen Ausstellungen waren stets der Kern einer allgemeinen, in den Medien und der Öffentlichkeit geführten Auseinandersetzung. Die Klage über eine Geschichtsverdrossenheit geht heute keinem mehr so leicht über die Lippen; anstelle der noch vor wenigen Jahren beklagten Geschichtsvergessenheit ist eine wahre Geschichtsbesessenheit getreten, eine Geschichtsbesessenheit, für die letztlich auch jenes Unternehmen ein Beispiel bietet, über das seit einiger Zeit in Stuttgart diskutiert wird: das „Haus der Geschichte Baden-Württembergs“.

„Häuser“ —

Ausdruck einer Geschichtspolitik

Bei den Erfolgen der letztjährigen großen historischen Ausstellungen und dem Zulauf, den kulturhistorische Museen in den letzten

Jahren stets registrieren konnten, kann es nicht verwundern, wenn auch die Kultur- und Bildungspolitik sich diesen Medien zuwendet und Institutionen gründen will, mit denen — ich gebrauche einen Ausdruck, der kürzlich auf dem Trierer Historikertag geprägt wurde — *Geschichtspolitik*³⁾ betrieben werden kann. Diese Einrichtungen, die sich in Ermangelung einer Sammlung und eines Auftrags verschämt und hilflos „Häuser“ zu nennen haben, werden als gleichermaßen pflegeleichte und effektive Sinn- und Identitätsstiftungs-Zentralen angesehen, Einrichtungen, die mit Zwei-D-Mitteln erreichen sollen, was Ausstellungen und Museen nur mit großer Mühe und unter Aufbietung ihrer kunst- und kulturhistorischen Sammlungen zu leisten imstande sind. Über das, was mit den Zwei-D-Mitteln gemeint ist, wird ebenso zu sprechen sein wie über die Unangemessenheit des Vergleichs dieser Häuser mit den bestehenden Museen, Sammlungs- und Ausstellungseinrichtungen.

Es ist in diesem Zusammenhang übrigens nicht wenig erstaunlich, daß das gleiche Gremium, eben der Ministerrat, welcher mit dem „Haus der Geschichte Baden-Württembergs“ das historische Bewußtsein der Landeskinder prägen und stärken will, sich erst vor wenigen Monaten gegen Neugründungen im Museumsbereich ausgesprochen und mit Entschiedenheit den *Wildwuchs* in der Museumslandschaft beklagt hat⁴⁾. Dies erstaunt um so mehr, als die als *Wildwuchs* diskreditierten Tendenzen gerade als das lebendigste Zeichen für das angesehen werden können, was das Stuttgarter Haus für Geschichte als eines seiner zentralen Ziele sich vorgenommen hat, nämlich die besondere Struktur und kulturelle Vielfalt Baden-Württembergs deutlich zu machen und auf die Verbundenheit der Menschen mit ihrer Geschichte hinzuwirken. Das, was zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenem Anlaß aus dem Ministerrat verlautet, klingt also nicht widerspruchsfrei; eine innere Logik läßt sich allenfalls insofern ausmachen, als mit der geplan-

ten Staatsgründung der *Wildwuchs* konterkariert werden und an dessen Stelle, im Sinne der erwähnten *Geschichtspolitik*, historisch konsistente Sinnstiftungsstrategien treten sollen.

Berlin, Bonn, München, Stuttgart

Geschichtspolitische Interventionen dieser Art lassen sich auch anderswo nachweisen, und so stellt das Stuttgarter Haus sich selbst in eine Reihe mit den Gründungen in München, Bonn und Berlin. Der aufmerksame Beobachter wird indes Parallelen kaum erkennen können: das geplante Berliner Museum — es nennt sich als einziges in dieser Reihe Museum — ist in der Tat ein richtiges nationales Geschichtsmuseum, in Symmetrie zum Zeughaus-Museum auf der anderen Seite der Mauer gedacht. Jedenfalls ist es so in Wille und Vorstellung des Initiators, des Bundeskanzlers, und der Planungsbeauftragten⁵⁾. Wieweit dieses Geschenk des Kanzlers an die Berliner aus Anlaß der 750-Jahr-Feier tatsächlich ein Institut des Sammels, Forschens und Ausstellens sein wird, ist präzise erst zu beantworten, wenn Museumsfachleute dazu befragt worden sind — das soll in den nächsten Monaten geschehen. Eines jedenfalls ist klar: authentisches, originales Material steht im Mittelpunkt des Berliner Bemühens — anders als hier in Stuttgart, wo überwiegend nach dem Zwei-D-Prinzip verfahren werden soll.

Jedoch auch Vergleiche mit München und Bonn scheinen unzutreffend. Das Haus der Bayerischen Geschichte in München⁶⁾ ist kein Haus, sondern ein Apparat, ein Stab — ein Stab von Mitarbeitern, welcher Wechselausstellungen zu jeweils aus heutiger Sicht relevanten Themen veranstaltet: Max Emanuel, die Wittelsbacher, Industriegeschichte — große historische Ausstellungen, die bisher stets auf großes Interesse bei einem nicht nur bayerischen Publikum stießen. Das Haus für Bayerische Geschichte macht also Themenausstellungen mit originalem Material, mit

authentischen Relikten der Vergangenheit, die auf Zeit von den bestehenden Sammlungen und Museen zur Verfügung gestellt werden. Hervorgehoben werden muß die starke kunst- und kulturhistorische Zentrierung der Münchner Einrichtung.

Anders ist das geplante Haus in Bonn, welches die Geschichte der Bundesrepublik darstellen soll und solcherart eine primär zeitgeschichtliche Ausrichtung hat. Das Bonner Unternehmen will die Vorgeschichte und das Werden der Bundesrepublik in politik-, gesellschafts- und kulturgeschichtlicher Perspektive dokumentieren; es wird also nicht nur das politische System unseres Staates erklärt, sondern es sollen auch Einblicke in die historisch wechselnden Kulturphysiognomien der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte gegeben werden — vermittelt eines Dokumentationsprinzips, das nicht nur auf Flachware und Lesetapeten setzt, sondern das in breitem Maße auch die Ding- und Bildwelt der 50er, 60er und 70er Jahre berücksichtigt, für die erfreulicherweise eine eigene Sammlung zur Gegenwartskultur angelegt werden soll.

Leselast vor die Schaulust: Politikgeschichte nicht ausstellbar

All dies, lese ich die Planungsentwürfe richtig, will das Stuttgarter Haus nicht. Zwar fehlt es nicht an Hinweisen, die gegen die Flachware und für den Originalgegenstand und für das Prinzip der Inszenierung plädieren, wie das heute zum guten Ton der Museumsplaner gehört; aber liest man die Ausarbeitungen zu den Themen, so ist doch von Flachware und Texten viel, von Objekten aber wenig (die Rede?). Ich lese von Lithographien und Plakaten, von Statistiken und Grafiken, von Karten und Karikaturen, von Videofilmen und *Leuchttafeln mit Ergebnissen*, was immer das sein mag; und wenn dann einmal von Objekten die Rede ist, dann sind es Gegenstände, wie sie in jedem zweiten Heimatmuseum in Baden-Württemberg zu

sehen sind: der Webstuhl und die Fasnachtsmaske. Es ist wie so oft bei derartigen Unternehmungen; es wird vom grünen Tisch der Historiker aus geplant, es werden übergreifende historische Informationssysteme erstellt — und die Veranschaulichung, die Visualisierung, bleibt auf der Strecke.

Man braucht sich nur einmal die nach Inhalt und Medien unterteilten Formblätter der Ausarbeitungen zu den Themen anzusehen: links die Inhalte, rechts die Medien. Die linke Spalte ist voller historischer Lehr- und Merksätze, voller Stichworte; rechts — bei den Medien — ist jedoch Luft, viel Luft; und was notiert ist, klingt rührend in seiner Hilflosigkeit und seiner Betulichkeit: *Grafiken mit einheitlichem Grundraster für die einzelnen Zeitstufen und Indikatoren — Konkretisierungen an nacherlebbareren Beispielen — Bevölkerungsdichte im Modell — Sitzordnung des Plenums simulieren*. Ich zitiere das nur deshalb so ausführlich, um daran die Frage anzuknüpfen, die als Problem im Planungsbericht vom 1. September 1986 genannt ist, ob nämlich mit diesen Medien, mit diesen Veranschaulichungstechniken, die die Autoren empfehlen, tatsächlich die *vornehmlich jungen Menschen* angesprochen werden können, tatsächlich auch für erwachsene Besucher Informatives und Interessantes geboten werden kann.

Ich habe Zweifel, ob bei diesem Konzept, das schon in seinem jetzigen Planungsstadium erkennbar die Leselast vor die Schaulust stellt, die erwünschten attraktiven Wirkungen erzielt werden können. Daß in diesem Haus, allen guten Absichten zum Trotz, die Leselast vor der Schaulust rangiert, hat strukturelle Gründe: einmal liegt dies am Überwiegen der Politikgeschichte in Form der Verfassungs- und Institutionsgeschichte und — damit zusammenhängend — am schon erwähnten Zwei-D-Prinzip. Selbst Michael Stürmer, einer der Ideenlieferanten für die jetzige Form des Berliner Museums, hat klipp und klar festgestellt, Politikgeschichte kann man nicht ausstellen⁸); und er hat des-

halb für eine breitere kulturgeschichtliche Orientierung des Berliner Unternehmens gesorgt. In diesem Punkt, und nur in diesem, stimme ich mit Stürmer überein, der durch seine eigenen sachgeschichtlichen Forschungen die Chancen, Möglichkeiten, aber auch Gefahren der Kulturgeschichte in musealer und ausstellungsgemäßer Aufbereitung kennt. Per Anschauung verfahren die Geschichtsübermittlung hat eine natürliche Nähe zur Kulturgeschichte, zur Symbolgeschichte des Dinglichen und der Kunst. Die Politikgeschichte hat es schwieriger, weil ihre Verlaufsformen auf der Ebene von Ideen, Entscheidungen und Beschlüssen angesiedelt sind.

Das Tafelgemälde der Ratssitzung des Grafen Eberhard des Mildten im Württembergischen Landesmuseum zeigt die politischen Probleme bei der Ausbildung demokratischer Verfassungsformen im 15. Jahrhundert ebenso wenig, wie eine Fotografie des Shakehands von Reagan und Gorbatschow in Reykjavik den Stand der Bemühungen um internationale Friedenssicherung wiedergeben kann. Die Vermittlung von Politikgeschichte bleibt in Museen und Ausstellungen also stets blaß und dürrig, weil anschauliche Objekte eo ipso fehlen. Das führt dazu, daß die Bedeutung und Wichtigkeit von einzelnen Ereignissen, Prozessen und Zusammenhängen durch die suggestive Textgestaltung hergestellt werden muß; was wiederum der Grund dafür ist, daß Präsentationen dieser Art nicht nur merksatzbildend und solcherart indoktrinierend wirken, sondern auch, daß Ausstellungen dieser Art in ihrem argumentativen Textpathos nur noch durch die Design-Langeweile überboten werden.

**Zwei-D:
Zweidimensionalität
sowie Didaktik und Design**

Damit bin ich beim Zwei-D-Prinzip. Es meint natürlich die Zweidimensionalität der Flachware — ich zähle unter 129 Visualisie-

rungsvorschlägen nur 7 veritable Objekte, das sind aber immerhin fast 5%. Zwei-D meint aber auch die für das hier zu diskutierende Projekt fragwürdige Allianz von Didaktik und Design. Zwei-D: Didaktik und Design — diese Kombination rückt die museale Geschichtspräsentation in aller Regel in die Nähe zu einer Ästhetik, die den Charme eines Dentallabors hat, doch von der faszinierenden Fremdheit und Anmutsqualität der historisch-authentischen Bildwelten nichts verspüren läßt. Didaktik und Design stehen stets in Gefahr, die Geschichtspräsentation zur geschmäcklerischen Pauk-Schau zu machen. Ob man so die Besucher, die jugendlichen und die erwachsenen, zu historischem Lernen und Begreifen, was ja erst einmal Hinsehen und Dechiffrieren ist, animiert, dessen bin ich mir nicht sicher, auch wenn das Design aufgepeppt und aufgemotzt ist. Auch wenn die Volksabstimmungs-Ergebnisse von 1951 in Psychedelic Saturday Night Light über eine Leuchttafel flimmern, ist es mit der Gestaltungs-Attraktivität so eine Sache: Wie schnell veralten die Jugendmoden und die ästhetischen Stile der jeweils imponierenden Designwellen. Über Design und Didaktik, selbst über eine Didaktik des Spiels und der aktivierenden Eigentätigkeit, wie es das Papier vom 1. September 1986 vorschlägt, ist jene Attraktivität beim Besucher nicht zu erzielen: jeder Tischfußball im heimischen Gmünd, jeder Flipper im heimischen Isny bietet mehr an Motivation als der modo historico eingerichtete technische Medienapparat in dem geplanten Stuttgarter Lehrraum — Leerraum, je nachdem: mit h, was den didaktischen Impetus anbetrifft, mit Doppel-e, was die authentischen Dingwelten anbetrifft.

Die historischen Ausstellungen der letzten Jahre „Staufer“, „Preußen“, „Die Stadt“ in Braunschweig, „Industrie und Leben“ in Nürnberg und Augsburg, sie alle haben, und darin lag ihr zum Teil enormer Publikumserfolg, sich nicht auf das Zwei-D-Prinzip eingelassen, sondern sie haben auf das Prinzip

der authentischen Objekt-Präsentation gesetzt, die auch Mittel der Inszenierung als Mittel der Interpretation und Deutung nicht scheute. Sie haben ihre Präsentation kompromißlos als begehbares Lernambiente aufgebaut, nicht mit Mitteln des Design, sondern mit den raumgreifenden Mitteln der Architektur und der bühnenhaften Environments gearbeitet, um die dreidimensionalen Objekte aus der historisch-authentischen Dingwelt zu räumlich nahen, aber historisch fremden Hilfen der Begegnung mit der Vergangenheit zu machen. In einer Welt, die von der second-hand-Erfahrung, von der nur medialen, mittelbaren Information lebt, ist die Konfrontation mit dem authentischen, originalen Objekt das Erlebnis, welches Neugierde, Fragen und Aha-Effekte freisetzt.

Museen und Ausstellungen präsentieren originales Geschichtsmaterial

Genau da scheint das Mißverständnis der geplanten Stuttgarter Einrichtung zu liegen: man will, ermutigt durch die Erfolge der publikumswirksamen Ausstellungen, mit den Mitteln der Anschauung historische Lernimpulse intensivieren, übersieht aber dabei, daß die Wirkungen der Museen und Ausstellungen von ganz anderen Präsentationsbedingungen ausgingen: nicht von den technischen Medien, sondern von der ästhetischen Anmutung, von der sinnlichen Qualität des originalen Geschichtsmaterials, der authentischen materiellen Geschichtsüberlieferung, die als Kontrasterlebnis zur Erfahrungsform der Mediengesellschaft wahrgenommen wurde, als Kontrasterlebnis auch zu anderen Formen der Geschichtsvermittlung⁹⁾. Das geplante Haus für Geschichte Baden-Württembergs in Stuttgart, so scheint es, will sich diese Erfolge zu eigen machen, jedoch mit den reduzierten Methoden der Geschichtsdidaktik und des Geschichtsdesign, welches die Authentizität über den Leisten der erfahrungsuniformierenden Medialität schlägt. Die Ausstellung und das Museum, Institutio-

nen, die einst und immer noch in ihrer Wirkung vom Dreiklang des *Ergötzens, Belehrens, Befreiens* — so ein Titel Hartmut von Hentigs¹⁰⁾ — bestimmt waren und sind, werden designmäßig moduliert und curricular gezähmt: domestiziert im wahrsten Sinne des Wortes — fürs Haus der Geschichte zurechtgemacht.

Orientierungshilfe bot hier, das zeigt der Planungsbericht vom Juli 1986, wie andersorts auch, das Museum der Diaspora in Tel Aviv, das jedoch — in den 70er Jahren aufgebaut — ganz anders intendiert ist. Es präsentiert keine Originale, weil es diese nicht mehr gibt — es zeigt nämlich die Geschichte der Juden in aller Welt, eben in der Zerstreuung, in der Diaspora, als tragische Wechselbeziehung zwischen Erfolgs- und Verlustgeschichte israelitischer Kultur —, eingerichtet als glanzvoller „new look on jewish history“ zur Herstellung staatlich-kultureller Identität im jungen Staat Israel. Dokumentiert wird der jüdische Anteil an der Weltkultur — unter dem Aspekt der Leistung und Vernichtung. Da gab es keinen anderen Weg als den der modellhaften Rekonstruktion in einer in der Tat brillanten Präsentationstechnik (der Gründungsdirektor war im übrigen ein Theatermann und kein Historiker): mit der Kunst, den Kunstmöglichkeiten der 70er Jahre sollte die vieltausendjährige Geschichte des Judentums in aller Welt nachgestellt werden¹¹⁾.

Ludwigsburg und Rastatt: historisches Lernen vor Ort

Das Stuttgarter Haus indes wird in einer anderen Situation und in eine andere Situation hineingeplant. Es gibt hinreichend Museen und Sammlungen¹²⁾, in denen die Geschichte und Kultur des Landes, der Region dokumentiert sind; und die Modelle, die gebaut werden sollen, würden in miniature die erhaltene Wirklichkeit in erlebnisarmer Form nachbilden. Ludwigsburg als Herrschaftszentrum des Ancien Régime liegt vor den Toren,

der Asperg als Symbol absolutistischer Willkür ebenso, Karlsruhe ist eine Autostunde entfernt, und Rastatt — mit einer eindrucksvollen Ausstellung zur demokratischen Bewegung Südwestdeutschlands — ist in anderthalb Autostunden zu erreichen: historisches Lernen vor Ort ist gegeben mit der Möglichkeit überdies, die strukturelle und kulturelle Vielfalt des Landes prima vista, in erlebnisdichter Form, per Anschauung eben kennenzulernen. Baden-Württemberg ist gerade in dieser kulturellen Vielfalt mit sich selbst identisch; und diese erlebbare Vielfalt ist möglicherweise identitätsstiftender als ein didaktisches Kondensat der Landesgeschichte und Landeskultur, ein Kondensat, welches blaß und blutleer, dürtig und dürr zu werden droht.

Gewiß, bei diesem historischen Schülertourismus mögen die rational-analytischen Formen der Geschichtserkenntnis zu kurz kommen, aber dies ist ja doch auch die Frage bei einem Haus, das primär aus einer affirmativen Identität seinen Zuschnitt bezieht und diese durch medial-modische Geschichtsanimation sicherstellen will. Was angestrebt ist und zum augenblicklichen Zeitpunkt in der Planung sich herausschält, erinnert eher an eine Mischung aus Ploetz und Tourismus-börse, von der Präsentationsdidaktik her eher an die Leistungsschau einer Bäder-Verwaltung denn an die kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen gesellschaftlichen Milieus, des eigenen politischen Systems, der eigenen Region.

Es fragt sich, ob die vorgestellte Aufgabe des Hauses nicht von schon bestehenden Institutionen wie der Landeszentrale für Politische Bildung, gäbe man ihr Raum, Mittel und Personal, und wie einzelnen schon bestehenden Museen¹²⁾, gäbe man ihnen Raum, Mittel und Personal, mit größerer Kompetenz und größerer Effektivität wahrgenommen werden könnte. So wie die Planungen sich darbieten, besteht die Gefahr, daß das Gegenteil von dem, was gewollt ist, erreicht wird: nicht Geschichte näher bringen per Anschauung,

sondern das *Allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit*¹³⁾ in einem medialen Zwei-D-Komplex — im Grunde ein Programm gegen jene sinnlich-plausiblen Lern- und Erfahrungsformen, um die die historische Orientierung durch die geplante Einrichtung bereichert werden soll.

Der Aufsatz wurde übernommen aus: „Schwäbische Heimat“ 1987, 1.

Anmerkungen

¹⁾ FAZ vom 15. August 1981 (Leitartikel). Vgl. dazu auch Gottfried/Korff: Forum statt Museum. In: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S. 244—251.

²⁾ Dazu zusammenfassend Hans Mommsen: Suche nach der „verlorenen Geschichte“? In: Merkur 451/452 (September/Oktober) 1986, S. 864—874 und — ebenfalls bilanzierend — Jürgen Habermas: Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. In: Die Zeit vom 7. November 1986.

³⁾ Ulrich March: Geopolitik, Marktpolitik, Außenpolitik. In: Die Welt vom 13. 10. 1986.

⁴⁾ Südwestpresse vom 18. 6. 1986. Die Klage über den „Wildwuchs“ bezog sich auf die „Bestandsaufnahme“ der Museen in Baden-Württemberg, die mittlerweile unter dem Titel „Museumskonzeption Baden-Württemberg“ in der Schriftenreihe des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg zur Bildungsforschung, Bildungsplanung, Bildungspolitik „Bildung in neuer Sicht“ Nr. 49 (Juli 1986) veröffentlicht worden ist.

⁵⁾ Konzeption für ein „Deutsches Historisches Museum“, hg. vom Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau als Beauftragter für die kulturellen Vorhaben in Bonn und Berlin, Bonn im Mai 1986.

⁶⁾ Vgl. dazu „Jahresbericht 1985“, hg. vom Haus der Bayerischen Geschichte, München, Redaktion: Manfred Treml.

⁷⁾ Der Vorwurf, den Henri Nannen in seiner Stellungnahme zu den Bonner Planungen formuliert hat, daß nämlich in diesen mit Flachware operierenden „Museumsarchiven bzw. Archivmuseen... Frust, Überdruß und Langeweile“ sich einstellten, muß angesichts der Stuttgarter Entwürfe in aller Drastik verstärkt werden. Vergleicht man die Vorhaben beider Unternehmen zum gegenwärtigen Zeitpunkt, dann stellt sich Bonn als ein Ausbund von Anschaulichkeit dar.

⁸⁾ So auf der Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes in Mainz am 21. Mai 1984.

9) Genau diesen Effekt hat der Ministerpräsident des Landes, Lothar Späth, erkannt, wenn er anlässlich der Eröffnung der Toulouse-Lautrec-Ausstellung in Tübingen am 7. November 1986 darlegte, daß Ausstellungen und Museen mit ihren Angeboten „Kontrasterlebnisse zu Erfahrungsformen in der Mediengesellschaft“ und deshalb „unverzichtbar wichtig“ seien. Es ist schwer verständlich, daß Überlegungen dieser Art bei den Entwürfen des Ministeriums für Kultus und Sport zu einem Unternehmen, das sich primär an Jugendliche wenden will, überhaupt keine Rolle gespielt haben. Die bisherigen Ministeriumspapiere wirken völlig anämisch und phantasiearm, was um so mehr erstaunt bei einer Verwaltung, welche sonst nicht müde wird zu betonen, sie sei besonders nah am Puls der Zeit und am Ohr der Bürger, und welche sich sonst im „Kult der Unmittelbarkeit“ von nichts und niemanden übertreffen lassen will. Es war schon verwunderlich, daß die beim Hearing am 23. Oktober 1986 geladenen Kollegen aus Bonn und München das Fehlen der „großen Namen“ beklagten: wo sind Schiller, Uhland, Hauff,

Hebel, Auerbach, Hesse, Heuss und und und.

10) Hartmut von Hentig: *Ergötzen, Belehren, Befreien. Schriften zur ästhetischen Erziehung*, München 1985.

11) Beth Hatefutsoth: *The Nahum Goldmann Museum of the Jewish Diaspora*, Tel Aviv 1980; vgl. dazu auch den Bericht von Léon Abramowicz: *Multiple mémoire d'un peuple dispersé: le musée de la Diaspora juive de Tel-Aviv*. In: *Quels Musées pour quelles Fins aujourd'hui? Seminaires de l'Ecole du Louvre*, Paris 1983, S. 61–74.

12) Im Museumsbericht vom Juli 1986 (siehe Anm. 4) kann der Minister für Wissenschaft und Kunst das Land Baden-Württemberg immerhin als „museumsreichstes Land der Bundesrepublik“ loben; tatsächlich weist die Museumsstatistik im Berichtsjahr immerhin 866 Museen und Sammlungen auf.

13) Auch dies die These und der Titel eines Buchs, in dem Hartmut von Hentig gegen die Medialisierung in Schule und Unterricht Stellung bezieht (München 1984).

Hansjakob und das alte Handwerk

I. Der Wagner

Der Ristehansele war seines Zeichens ein Wagner im kleinern Format, sowohl was seine winzige, schmale Person betraf als auch seiner Hände Werk. Er fabrizierte und reparierte bloß Schubkarren, Hauenstiele, Rechen und Gabeln.

Im Kinzigtale tragen die Wagner den Namen „Krummholz“, und selten ist die Art des Werkes so bezeichnend auf den Meister übergegangen wie in dem Namen Krummholz, der heute noch gang und gäbe ist. In Hasle brachte es nur der in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Nachbar Fürst durch sein fürstliches Benehmen und sein reines Hochdeutsch so weit, daß man mit ihm eine Ausnahme machte. Er war der erste, dem man den vornehmen Namen „Wagner“ gab, seine Zunftgenossen neben ihm und nach ihm mußten mit dem Krummholz vorlieb nehmen. Der schmucke Fürst hatte anfangs für sich den Namen „Karossier“ usurpieren wollen, aber die boshaften Haslacher machten dem verliebten Krummholz ein so boshafes Wortspiel auf seinen „Karossier“, daß er gerne darauf verzichtete und sich ärgerte, Geister gerufen zu haben, die er nicht so leicht wieder los wurde.

Der dritte Krummholz war der Libori Breithaupt mit dem Spitznamen „der Bims“, ein guter Freund meines Vaters. Es ist eine meiner frühesten Erinnerungen, daß an Winterabenden in unserm stillen Bäckerhaus vier Freunde zum Vater kamen, der Libori, der Schlosser Sahl, der Zimmermann Siefert und der Haserhans, ein Schuster. Ohne etwas zu trinken, saßen sie den ganzen Abend am obern Stubentisch, rauchten, der Libori ausgenommen, aus ihren Pfeifen und erzählten sich aus ihrem Leben.

Der Libori sprach in der Regel vom Bims (Geld) und dessen Mangel, daher sein Spitzname; der Schlosser Sahl, ein höchst intelligenter, weitgereister Mann und Neffe des bedeutenden letzten Abtes von St. Peter auf dem Schwarzwald, Ignatius Speckle, erzählte von seinen Wanderungen im Welschland, von Besançon, Belfort, Lyon; der Zimmermann Siefert berichtete von seinen Kunstbauten an der Kinzigbrücke, und der Haserhans klagte stets über sein Weib. Ich horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, namentlich wenn der kleine Schlosser das Wort hatte, mußte aber jeden Augenblick gewärtig sein, daß der Vater mich ins Bett kommandierte, was mir jeweils höchst schmerzlich war.

Ehe sie auseinander gingen, kredenzte der Vater jedem ein Gläschen Kirschenwasser. In meiner spätern Backstubenzeit erlebte ich diese „Abende“, die mein Vater seinen Freunden gab, ganz, und sie versüßten mein Lehrbubenstadium bedeutend.

Der Libori war der Krummholz der täglich in Menge durchziehenden Frachtfuhrleute, der Fürst hatte die Kutschen der Geschäftsreisenden und Engländer, und der Ristehansele stand als Meister auf der untersten Rangstufe, trotzdem er Prophet war. Er konnte zudem weder lesen noch schreiben, und wenn er einem Haslacher Bürger eine Rechnung auszustellen hatte, so malte der den betreffenden Gegenstand — Rad, Gabel oder Schubkarren — aufs Papier und setzte daneben die Zahl. Ich kam gar oft als Knabe in sein Haus, aber nie in seine Werkstätte, wo er keine Knaben und überhaupt keine Gesellschaft duldete, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Nur sein Herold, Norbert, der Bur, hatte freien Eintritt. Sein

Der Wagner

Ein ausgestorbenes Handwerk in Odenwald und Bauland

Peter Assion, Marburg/Walldürn



Die Herstellung eines Wagenrades, aufgenommen 1977 bei dem Eberbacher Wagner Kurt Groß in dessen Werkstatt in der Dielbacher Straße. Dem halbfertigen Rad werden auf dem Radbock die Felgen aufgeschlagen.

Foto: H. Joho

Eine ganze Reihe von Handwerkszweigen ist uns heutigen noch so vertraut, daß es genaueren Hinsehens bedarf um wahrzunehmen, daß es sich um aussterbende oder bereits ausgestorbene Gewerbe handelt. Einen Hausschneider zu finden, macht heute schon Mühe, und wie lange wird es noch Schuster geben, die Schuhe — einst sogar vom Schuhmacher hergestellt — reparieren? Maschinell

verfertigte Güter für den Alltagsbedarf kommen immer zahlreicher und billiger auf den Markt und setzen die handwerkliche Leistung in Nachteil, so daß in der „Wegwerfgesellschaft“ unserer Tage selbst letzte Reservate des traditionellen Handwerks verschwinden. Erst recht aber hatte und hat die von Grund auf erfolgte Umwälzung fast aller Arbeits- und Lebensbereiche für das

Handwerk, weil sie ganz neue, nur noch industriell zu befriedigende Bedürfnisse hervorrief und Bedürfnissen alter Art die Grundlage entzog.

So hat sich zumal auch auf dem Lande viel geändert, wo das kleinstädtische Handwerk schon im 19. Jahrhundert starke Einbußen erlitt und wo inzwischen auch fast ganz das alte Dorfhandwerk verschwand. Was den hinteren Odenwald betrifft, so war das Handwerk hier einst so vielgestaltig gewesen, daß kurz nach 1800 in den Städten Amorbach, Buchen und Walldürn je 26, 27 und 28 verschiedene Handwerkszweige gezählt wurden, und in der Stadt Miltenberg am Main gar 37¹⁾. Selbst im Marktort Mudau waren 26 unterschiedliche Gewerbe vertreten, und in den umliegenden Dörfern der Mudauer Zent immerhin 14. Der Volkskundler Max Walter teilte diese Zahlen 1923 mit, um vergleichend festzustellen, daß das Handwerksleben bedeutend verarmt sei und nur noch in wenigen Gewerben zur Befriedigung von Grundbedürfnissen seine Stütze habe. Als Theodor Humpert 1954 seine Geschichte von Mudau neu herausgab, schloß er sich diesem Urteil an und schrieb: „Die Bäcker, Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Wagner, Maurer und Zimmerleute sind noch heute die Träger des eigentlichen Handwerks, alle übrigen, so die Nagelschmiede, Hutmacher, Tuchmacher, Schönfärber, Gürtler, Säckler, Strumpfweber, Strumpfstriker und Leineweber erhielten durch den Einzug der Maschine in die Werkstätten den Todesstoß oder der Kaufmann trat an ihre Stelle. Sie sind heute ausgestorben.“²⁾ Walter und Humpert sahen noch nicht voraus, was dann ab Mitte der 1950er Jahre folgte: der Abgang der an die alte Landwirtschaft gebundenen Gewerbe im Zusammenhang mit der Auflösung der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe und mit der Vollmechanisierung der verbliebenen Hofeinheiten. Heute ist sicher, daß sowohl der Schmied (falls er nicht zum Mechaniker für landwirtschaftliche Maschinen wurde), als auch der Wagner

von Humperts Liste der „Träger eigentlichen Handwerks“ gestrichen werden muß. Daß kaum noch Hufschmiede bei der Arbeit zu sehen sind, fiel auch allgemein auf, während die Stilllegung der Wagnerbetriebe fast keine Beachtung fand. So soll sich der vorliegende Aufsatz speziell einmal mit dem Wagner beschäftigen, der im badischen Frankenthal „Wächemer“ (so etwa in Altheim) oder „Wächder“ (so in Walldürn) hieß und hier lange eines der wichtigsten Handwerke ausgeübt hatte, bei entsprechend starker Besetzung.

Dies hing damit zusammen, daß Odenwald und Bauland bis in die Nachkriegszeit fast reine Agrarlandschaften waren und eine gewerbliche Infrastruktur aufwiesen, die der bäuerlichen Wirtschaftsweise ideal angepaßt war. Anders als auf den großen Gütern in Nord- und Ostdeutschland oder auch auf manchen Schwarzwaldhöfen ist im Fränkischen kaum hölzernes Gerät von Knechten oder vom Bauer selbst hergestellt worden (von Reparaturen abgesehen). Was immer für die Wirtschaftsführung gebraucht wurde und nicht Schmiede-, Sattler- oder Küferarbeit war, stellte der Wagner her: vom großen, kompliziert konstruierten Erntewagen bis zum einfachen Holzrechen oder Gabelstiel³⁾. Und so war auch der Wagner überall zur Stelle, wo Bauern siedelten: in den Bauernvierteln der Kleinstädte und Marktorte sowohl, wie weit draußen auf dem Dorf. Selbst der nur rund 100 Einwohner zählende Ort Gottersdorf bei Walldürn besaß um 1900 einen Wagner⁴⁾, und ebenso das Dorf Schlossau, obwohl zugleich im nahen Mudau drei Wagnereien bestanden⁵⁾ und die Bauern der Walldürner Höhe auch noch die Dienste eines Ripberger Wagners sowie mehrerer Berufsvertreter im Zentralort in Anspruch nehmen konnten (vier Wagnereien in der Oberen und Unteren Vorstadt zu Walldürn⁶⁾). Vom Beginn des 19. Jahrhunderts ist bekannt, daß in Walldürn sieben, in Buchen vier⁷⁾, in Mudau drei⁸⁾ und in Hardheim⁹⁾ und Eberbach am Neckar¹⁰⁾ ebenfalls je vier

Wagner saßen. Sie waren um diese Zeit — vor Einführung der Gewerbefreiheit 1862 — noch zünftig, was bei geschlossenen Zünften (wie in Buchen) bedeutete, daß nicht beliebig viele Wagner zugelassen waren, und was allgemein hieß, daß besondere Qualifikation nachgewiesen werden mußte. Dabei bildeten die Wagner eines Zentralortes mit denen der nächsten Dörfer sowie mit den Schmieden des gleichen Bezirks eine gemeinsame Zunft. Im ehemaligen kurmainzischen Gebiet hatten sich solche Wagner- und Schmiedezünfte im späten 17. oder frühen 18. Jahrhundert örtlich verselbständigt, nachdem zunächst 1656 für das ganze Oberamt Amorbach eine Zunft der Schmiede und Wagner geschaffen worden war¹¹). Im würzburgischen Hardheim hatten sich die Schmiede und Wagner 1699 den Zunftbrief geholt, der genaues über die verlangten Meisterstücke aussagt. Ein Wagner hatte die Wahl, ein neues Rad zu fügen, „so daß ein solch so lang als die andern, auch die enge und weitere Felde [Spurweite] ein- and allerdings gleich seyend; oder ein fördern halben Pflugswagen und Deyxel, oder einen einspännigen Land- und Straßenkarren“ zu erstellen¹²).

Blickt man noch weiter zurück, so ist anzunehmen, daß es in den fränkischen Städten auch schon im Mittelalter Wagner gab. Ein Vordringen in die größeren Dörfer dürfte ab etwa 1500 erfolgt sein, in die kleineren dann im 18. und 19. Jahrhundert. Dabei war die Wagnerei auch eines jener Gewerbe, die beim Anwachsen der Bevölkerung einen Teil der in der Landwirtschaft überzähligen Arbeitskräfte auffingen. Im Odenwald herrschte Anerbenrecht (ungeteilte Weitergabe bäuerlichen Besitzes), und nichterbende Bauernsöhne fanden im Landhandwerk eine neue Existenzmöglichkeit, wenn sie nicht als bessere Knechte auf den Höfen ihrer Brüder bleiben wollten. Im Bauland aber führte die Realteilung, d. h. die regelmäßige Zerstückelung väterlichen Erbes, zu Kleinbesitz, der es ebenfalls als vorteilhaft erscheinen ließ, auf ein Handwerk überzuwechseln oder ein sol-

ches zusätzlich zu ergreifen. Wenn Bauländer Wagner — wie aus Altheim berichtet wird — noch bis zu 10 ha eigenes Feld bewirtschafteten, so mag dies gerade auch für das letztere sprechen: für die Beibehaltung bäuerlichen Wirtschaftens auf der Grundlage von Altbesitz und für Zuerwerb im Handwerk. Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß ein paar hinzugekaufte oder ererbte Äcker fast zu jeder ländlichen Existenz gehörten und daß das Handwerk bis in die Städte hinein neu „verbauerte“, nachdem gegenseitiger Konkurrenzdruck entstanden war und das angestammte Gewerbe nicht mehr ausreichend zu ernähren vermochte. Mit seinen Spezialkenntnissen und Dienstleistungen war der Wagner zwar unentbehrlich und im Dorf geschätzt: mehr, als etwa der Drechsler, Hafner, Glaser, Leineweber usw. Aber auch er hing finanziell vom Bauern ab und teilte mit diesem das Auf und Ab guter und schlechter Erntejahre, indem er oft lange auf sein Geld warten mußte und größere Aufträge nur bei guter Wirtschaftslage oder aber im Notfall erhielt (wenn nach einem Brandunglück ein gesamtes Hofinventar ersetzt werden mußte). Sich mit den Grundnahrungsmitteln selbst zu versorgen, war bei dieser Sachlage ein Gebot der Notwendigkeit.

Doch bedeutete dies auch eine Doppelbelastung, die dem Wagner ein hohes Maß an Flexibilität und Umsicht abverlangte. Zwar konnte er bäuerliche Pflug- und Fuhrdienste in Anspruch nehmen, wenn er die Bestellung seiner Äcker und das Heimholen der Ernte nicht allein zu leisten vermochte. Das ständige Nebeneinander von Feld- und Werkstattarbeit war für den Wagner aber damit nicht aufgehoben, und die Abhängigkeit von seiner bäuerlichen Kundschaft zwang ihn noch zusätzlich, auch dann für den Bauern bereit zu sein, wenn die eigene Feldarbeit vordringlich war. Was dem letzten noch lebenden Altheimer Wagner in Erinnerung ist¹³), galt wohl prinzipiell schon immer: Hatte ein Bauer am Wagen einen Schaden,

so mußte er sofort vom Wagner behoben werden, auch wenn diesem dafür — z. B. zur Neuanfertigung einer abgebrochenen Deichsel — mitten in der Erntezeit ein Arbeitstag fürs Feld verloren ging. Und brach — was in der schon mechanisierten Landwirtschaft oft vorkam — an der Mähmaschine das „Betriebsstängel“, so mußte der Wagner mit der Reparatur schon „die näkscht Schtunn“ wieder fertig sein. Ruhige Arbeit war eigentlich nur im Winter möglich, und der Wagner nutzte diese Zeit, um Einzelteile auf Vorrat zu fertigen und sie — freilich auch zum Zweck des Ablagerns der verschiedenen Hölzer — auf dem Boden über der Werkstatt zu stapeln. Als 1867 der Götzinger Wagner Georg Blümlein aus Altersgründen sein Geschäft aufgab, konnte er deshalb neben seinen zwei Hobelbänken und sämtlichem Handwerksgeschirr folgende Vorräte zur Versteigerung bringen: 1200 Speichen, 100 Eggscheiter, 45 Kründel (Pflugbäume) und 30 Deichselarme¹⁴). Und als Erich Sans, der schon zitierte Altheimer Gewährsmann, 1951 sein Lager räumte, gingen sogar 3500 Speichen an einen Abnehmer in Mosbach. In der gleichen Werkstatt war es auch üblich gewesen, halbfertige Räder — mit eingesetzten Speichen, aber noch ohne Felgen — vorrätig zu halten.

Sein Rohmaterial kaufte der Wagner im Gemeindewald oder bei Bauern mit Privatwald¹⁵) ein: Eichen- und Buchenholz, aber auch Fichten-, Birken-, Eschen- und Akazienholz. Mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften waren diese Holzsorten für je verschiedene Produkte bzw. Teile von Produkten geeignet, und der Wagner mußte entsprechende Materialkenntnisse besitzen, die in der Lehre bei einem Meister — und beim noch bis in die letzte Vorkriegszeit üblichen Gesellenwandern — erworben wurden. Kam für Radnaben vor allem das harte Eichenholz in Frage, so eignete sich für die Felgen besser das Buchenholz. Für die Herstellung von Leitern wurden lange leichte Fichtenstangen benötigt. Zähes Eschen- und Akazienholz er-

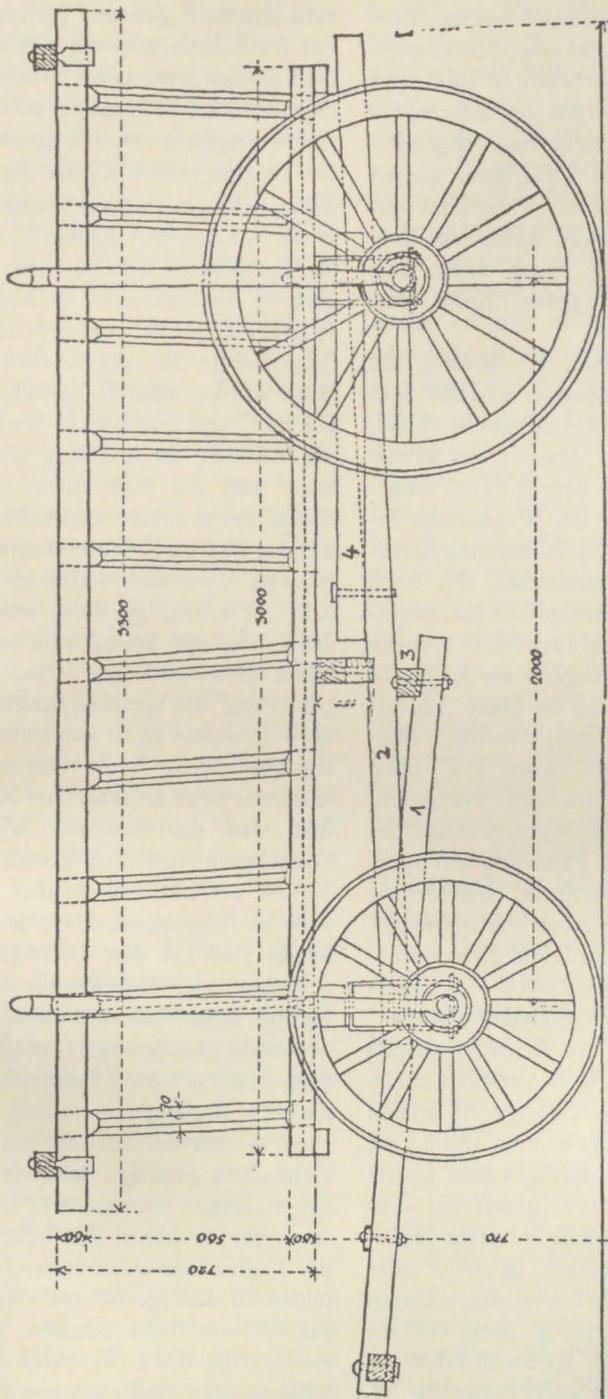
gab strapazierfähige Beilstiele, und die Schlaghölzer am Dreschflügel wurden am günstigsten aus leichtem splitterfestem Birkenholz geschnitzt. Die Aufzählung wäre fortzuführen, wurde dem Wagner doch — wie schon angeführt — eine Fülle von Erzeugnissen abverlangt. So stellten die „Wächemer“ in Altheim noch bis in die 1940er Jahre folgendes her: Erntewägen, Schubkarren (auch für Maurer), Ziehwägelchen, Kuhjoche, Kummestollen, Leitern, Sensenwürfe, Rechen, „Beilshälme“ (Beilstiele), Gabel-, Hacken- und Pickelstiele sowie Dreschflügel¹⁶). Nach letzteren wurde auch im Zeitalter der Dreschmaschine noch verlangt, da für Erbsen der Handdrusch üblich geblieben war. Und auch die Holzegge und der Holzpflug (mit Eisenschar) waren noch nicht völlig ausgestorben, hatten sie doch den entsprechenden Eisengeräten, die seit ca. 1910 im Vordringen waren, die preiswertere Anschaffung und die leichtere Handhabung voraus¹⁷).

Je nach den örtlichen Verhältnissen konnten sich dann noch weitere Produkte an die genannten anschließen. So war auf der Walldürner Höhe neben dem Schubkarren auch ein zweirädriger Kastenwagen für kleinere Lasten — „Lannekarre“ genannt — in Gebrauch¹⁸). Wo auf feuchten Talwiesen kein Wagen fahren konnte, wurde zum Abtransport von Gras und Heu die Grasbahre benutzt¹⁹), und wo sich im Odenwald Krautgärten beim Haus befanden, gab es nicht nur den Mistkarren für den Stall, sondern auch die Mistbahre („Mistbehr“) zum Hinaustragen von Dung auf die Beete²⁰). Die Odenwälder Waldwirtschaft verlangte außerdem nach dem zweikufigen Schlitten (in Eberbach „Jerjal“ genannt), um von unwegsamen Berghängen Meterholz ins Tal bringen zu können²¹), und wo die Steinhauerei vertreten war, hatte der Wagner schwere Rollen- oder Steinwägen zu bauen, die die Tonnenlast von Steintrögen und sonstigen Werkstücken auszuhalten vermochten, wenn diese mit Pferden zum Abnehmer oder später zum

sein Geld einen voll gerüsteten Wagen, der bestens für das Fahren und Lenken auf Feldwegen und Fluren geeignet war und nach Bedarf vom Heu- und Erntewagen auf einen Mist- und Kartoffelwagen umgerüstet werden konnte. Ein entscheidender Vorzug war dabei, daß das Wagengestell aus einem Vorder- und einem Hintergestell bestand und daß das Vordergestell so konstruiert war, daß sein unterer Teil — der Wagenlenkung entsprechend — Drehbewegungen ausführen konnte²⁴). Drei Querbalken lagen zwischen den Vorderrädern übereinander (siehe Schnitt durch ein Vordergestell anbei). In den untersten, den Achsenstock, ging beiderseits die eiserne Wagenachse, und ein darüberliegender Balken war mit Eisenbändern so fest mit dem Achsenstock verklammert, daß dazwischen die scherenförmig nach vorne zulaufenden „Deichselarm“ (Deichselarme) festgeklemmt wurden sowie in der Mitte eine Verbindungsstange zum Hintergestell, das „Lengwied“ (Langwied, Lenkwitt), Halt erhielt²⁵). Zu oberst aber saß der „Kipfstock“ mit zwei schräg nach außen stehenden „Kipfen“ zum Anmontieren der Wagenleitern. Dieser dritte Querbalken war mit den beiden anderen nur durch einen langen Wagennagel, den „Rollnagel“, zusammengehalten und blieb beim Lenken feststehend, während der Achsenstock mit Aufsatz vermittels der Deichselarme auf die Bewegungen der Deichsel reagierte. Etwa 3,50 m lang und gerne aus einem Birkenstämmchen gefertigt, war die Deichsel die Zug- und Lenkvorrichtung für den Wagen. Vorne hatte sie einen Ring oder eine Öse zur Befestigung einer Führungskette für die Zugtiere, und hinten hielt sie ein Deichselnagel zwischen den gekrümmten Deichselarmen fest. Diese wiederum liefen den Achsenstock hindurch bis zur Wagenmitte auseinander, wo sie durch ein querliegendes „Rutschscheit“ (Reibscheit) — an den Enden der Deichselarme eingezapft oder angeschraubt — miteinander verbunden waren. Das „Rutschscheit“ bildete bei der Lenkung eine Art

Gleitschiene. Das bis zu 3 m lange „Lengwied“ lief darüber hin (siehe Zeichnung anbei) und gab die Lenkbewegungen vom vorderen Achsenstock an das hintere Wagengestell weiter, das dabei — nach den Bewegungen vorne — zur Seite gedrückt wurde. Dieses Hintergestell war ähnlich gebaut wie das Vordergestell, mußte aber als ganzes feststehend sein. Deshalb saß hier der „Kipfenstock“ mit den „Kipfen“ direkt auf dem Achsenstock auf und war mit diesem durch Eisenbänder verklammert. Den vorderen Deichselarmen entsprachen hinten die „Weederarm“ (Widerarme). Zwischen Achsen- und Kipfenstock eingeklemmt, liefen sie nach hinten auseinander, vorne jedoch zu einer Spitze zusammen, die unter dem Wagen auf der „Lengwied“ auflag und dort mit einem Wagennagel festgehalten wurde. Entsprechend hoch mußte die hintere Wagenachse sitzen: höher als beim Vordergestell. Zum Ausgleich bekam der Wagen hinten größere Räder. Das „Lengwied“ lief zwischen Achsen- und Kipfenstock hindurch und ragte hinten noch ein Stück über den Wagen hinaus, um bei beladenen Wägen gerne als Sitzplatz benutzt zu werden.

Zur Zubehörde rechneten dann noch die Wagenleitern, die „Löische“ (Lehsen) als deren äußere Stützen über den Radachsen, die „Wooch“ (Waage) mit zwei „Schillschten“ (Schildscheitern) zum Anschirren der Zugtiere²⁶), der „Wischboom“ (Wiesbaum) zum Festpressen der Ladungen sowie alles, was zu einer Umrüstung des Wagens gebraucht wurde. Es war nämlich üblich, nach der Heu- und Getreideernte den Wagen so umzubauen, daß er auch für das Heimholen von Kartoffeln und Rüben sowie für das Mist- und Jauchefahren benutzt werden konnte. Dazu wurde er verkleinert, indem ein kürzeres „Lengwied“ eingezogen und Vorder- und Hintergestell zusammengeschoben wurden. Statt der Ernteleitern wurden Dielleitern und Stellbretter angebracht, und dadurch wurde aus dem offenen Erntewagen ein geschlossener Kastenwagen. Da ein solcher aber auch



Der alte bäuerliche Leiterwagen im Längsschnitt nach einer technischen Zeichnung im Archiv der Gewerbeschule Eberbach. Unterhalb des Wagenaufbaues sind folgende für die Lenkung entscheidende Teile zu erkennen: 1. Deichselarme, 2. Langarm, 3. Rutschschiebe, 4. Widerarme.

zum Einfahren von Grünfutter vorteilhaft war, besaß jeder größere Bauer sowieso zwei Wägen: einen großen und einen schon gerüsteten kleinen. Zum Jauchefahren wurde der kleine Wagen noch einmal vereinfacht, indem Dielleitern und Stellbretter abgenommen wurden. Auf die Ladefläche kamen dann zwei lange, vorne durch ein Brett verbundene Stangen. Darauf wurde das Jauchefaß gelegt und mit einer unter dem „Lengwied“ durchgezogenen Kette umschlungen²⁷).

Die Techniken der Holzverarbeitung, die der Wagner beim Wagenbau und für sonstige Produkte anwandte, sind hier im einzelnen nicht zu schildern. Aber es soll wenigstens — um doch einen Begriff davon zu geben — die Herstellung des Wagenrades beschrieben werden: des zu Zunftzeiten bevorzugt verlangten Meisterstückes, das auch später noch den „Wächemer“ als handwerklichen Könner von Rang auswies. In Altheim (wie auch adernorts) begann die Arbeit für ein Wagenrad damit, daß die Nabe „rausgedröhrt“ (herausgedrechselt) wurde. Man nahm dazu Eichenholz (sonst z. T. auch Eschen-, Ulmen-, Akazien- oder Nußbaumholz), und nachdem das Werkstück auf der Drehbank seine äußere Form erhalten hatte, wurde es an der Hobelbank eingeklemmt und mit Bohrer und Stemmeisen bearbeitet. Von zwei Seiten aus wurde die Nabe durchbohrt: so entstand provisorisch das „Büchsenloch“, in das später die eiserne „Büchse“ zum Hindurchführen der Achse eingesetzt wurde. Und wo die zwölf Speichen sitzen sollten, wurden in regelmäßigen Abständen die Speichenlöcher ausgestemmt. Dann ging es an die Herstellung der Speichen. In der Rohform waren sie schon vorgefertigt worden, indem sie der Wagner mit dem Handbeil von einem Holzblock (Eschen- oder Akazienholz, z. T. auch Eiche) abgeschlagen und in größeren Mengen (vgl. oben) ein Jahr im Freien, sodann zehn bis zwölf Jahre auf dem Werkstattboden gelagert hatte. Die benötigten Rohlinge wurden herbeigeht, auf

der Hobelbank eingespannt und mit dem Schnitzmesser „gebutzt“ (geputzt, geglättet). Für die Vorderräder eines Wagens mußten die Speichen etwa 45 bis 50 cm lang sein, für diejenigen der Hinterräder 60 bis 65 cm. Bevor sie eingesetzt werden konnten, hatte sich der Wagner jedoch wieder die Nabe vorzunehmen. In einem alten Waschkessel kochte er sie eine Stunde lang weich, und damit sie bei den weiteren Arbeitsgängen nicht sprang, trieb er ihr beiderseits — bis nahe an die Speichenlöcher — zwei provisorische Eisenringe auf. In die vom Kochen noch warme Nabe wurden dann die Speichen fest hineingeklopft, und zwar leicht hochgewinkelt in die halbseitig schon schräg gestemmt Löcher, weil das Rad einen „Sturz“ haben mußte, der es später beim Fahren nach innen drückte und ein Ablaufen von der Achse verhinderte. Zusätzlich wurde später das ganze Rad leicht schräggestellt, indem die Radachse von der Stoßscheibe an etwas nach unten gerichtet wurde. Und eine weitere „Stürzung“ der Speichen erzielte der Wagner vorweg, indem er sie rund um die Nabe — ein besonderes Gerät ansetzend — auch leicht zur Seite drückte. Dies brachte den Effekt, daß das Rad am Wagen größere Drucklasten aushalten konnte. War dieser Vorteil erreicht, so wurden die Speichen vollends festgeklopft. Dann wurde das halfertige Rad auf den dreibeinigen Radbock gelegt, von der Radmitte aus mit Schnur und Bleistift abgezirkelt und an den Speichenenden exakt gleichesägt. Der nächste Arbeitsgang brachte mittels Felgenzirkel und Säge die sechs Radfelgen — je eine für zwei Speichen — hervor, aus Buchen-, z. T. auch Fichtenholz gefertigt. Bevor sie den Speichen aufgeschlagen wurden, war an deren Ende noch der drehbare Zapfhobel anzusetzen: um Zapfen herauszuarbeiten, die im Unterschied zu den „gestürzten“ Speichen wieder parallel zur Nabe standen. In die Felgen mußten die dazu passenden Löcher eingebohrt werden, und nachdem die Felgen probeweise aufgelegt und so nachbearbeitet

worden waren, daß sie fest aneinander paßten, wurde das Rad auf dem Radbock oder an der Hobelbank überfelgt (vgl. Foto anbei). Dazu gehörte auch, die Felgen untereinander mit Blech- oder Holzdübeln zu verbinden und sie mit den Speichen zu verkeilen. Dann war der Schmied am Zuge, der mit dem Wagner eng zusammenarbeitete, auch bei sonstigen Aufträgen, und nicht zufällig mit ihm einst die Zunftzugehörigkeit geteilt hatte. Am gefelgten Rad, dem der Wagner die provisorischen Ringe abgenommen hatte, trieb der Schmied zwei Haufenringe auf die Nabe auf, wiederum bis zum Ansatz der Speichen, und dazu einen Stoß- und einen Rohring. Danach bekam der Wagner das Rad zurück, um durch Absägen und Abhobeln letzter Unebenheiten die äußere Rundung der Felgen zu vervollkommen. Dann wanderte das Rad erneut zum Schmied, der jetzt den Laufreifen glühend auf die Felgen aufzog. Der erkaltende Ring zog sich zusammen und schuf so die nötige Spannung und Festigkeit des Rades. Als letztes bohrte der Wagner mit verschiedenen großen Löffelbohrern die Nabe vollends aus, um dann die „Büchse“ einzusetzen. Erst damit war das Rad fertig. Was Schmiedearbeit daran war, hatte der Besteller dem Schmied getrennt zu bezahlen. Die Holzspäne aber, die allgemein in großen Mengen anfielen, erbrachten manchem Wagner noch einen Nebenverdienst, indem er sie als Brandmaterial für eine Räucherammer benutzte und Schweinehalten ohne eigene Räucherammer gegen Gebühr ihre Speckseiten und Würste räucherte (so in Walldürn).

Vereinfacht wurden die Radherstellung und sonstige Arbeiten in neuerer Zeit durch kleine Maschinen mit Motorantrieb. Schon 1913 finden sich in Josef Grossmanns „Gewerbekunde der Holzbearbeitung“ eine speziell für den Wagner entwickelte „Universal-Radmaschine“ und eine eiserne Drehbank beschrieben²⁸). In der Wagnerei Sans in Altheim hielten sie in den 1920er Jahren ihren Einzug, ebenso wie eine Hobelmaschine

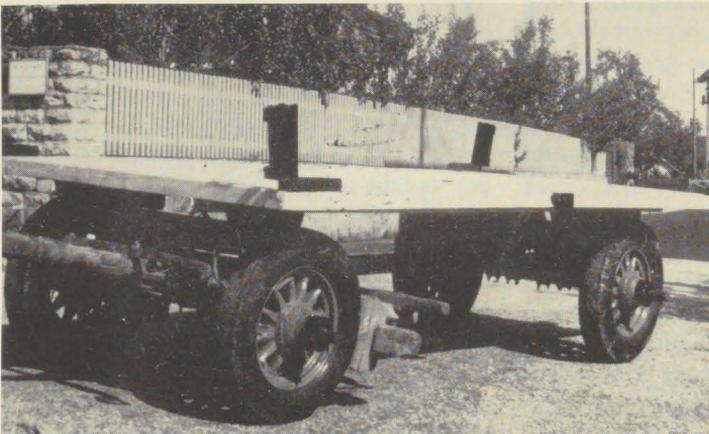
(von der Firma Günzburger & Roos in Freiburg) und eine Maschinensäge (von der Maschinenfabrik Lorenz in Leipzig). Ab dann wurden die Radspeichen nicht mehr gespalten, sondern gesägt. Die Nabe wurde auf der mechanischen Drehbank herausgedreht, und die Speichenlöcher stemmte in exakten Abständen die Radmaschine ein, während anderes Handarbeit blieb.

Auch ein neues ökonomisches Denken zog zusammen mit den Maschinen in die Werkstätten ein und ließ den Wagner nach Zusatzverdienst Ausschau halten. Es hat den Anschein, daß die Bauländer Wagnerei dadurch sogar eine Zeitlang überregionale Bedeutung erlangte. So spezialisierte sich der Wagner Otto Fischer in Rosenberg auf die Herstellung hölzerner Transmissionsscheiben in verschiedenen Größen: einträglich durch die relativ schnelle Fertigung und die große Nachfrage in der Landwirtschaft, die auf motorisierte Dresch- und Futterschneidmaschinen umgestellt hatte. Vor dem Zweiten Weltkrieg lieferte Fischer seine großen und kleinen Holzriemenscheiben in alle Teile Deutschlands, vorwiegend jedoch nach Norddeutschland und Ostpreußen. In Altheim ging zur gleichen Zeit der Wagner Josef Liborat Sans, der Vater unseres Altheimer Gewährsmannes, mit zwei Gesellen zur Massenfertigung von Kummestollen für Pferde- und Kuhkummete über. Nach Modellen sägte er sie in verschiedenen Größen aus den Wurzelstöcken von Buchen aus, die er sich für je 5 RM im Gemeindewald ausgraben ließ. Abnehmer waren drei Sattlereien im Schwarzwald, die die Halbfabrikate auspolsterten, mit Leder- und Riemenzeug versehen und die fertigen Kummete an Landwirte verkauften²⁹). Einen letzten Auftrieb erhielt die Bauländer Wagnerei außerdem im Zweiten Weltkrieg durch Aufträge der Wehrmacht. Sans hatte damals Skier für die Ausrüstung der Soldaten zu fertigen sowie große Leiterwägen (als Pack- und Furagewägen) zu bauen, so drei Stück für den Nachschub im Elsaß. Und Fischer in Rosenberg stellte

von 1941 bis 1943 Panjeschlitten für den Rußlandfeldzug her. Als Innungsmeister der Wagnerinnung Buchen oblag ihm zugleich die Verteilung rationierten Materials. Im Altkreis Buchen wurden 1938 noch 107 Wagner gezählt³⁰). Meistersöhne, die die Betriebe hätten fortführen können, waren nach dem Krieg jedoch zum Teil gefallen oder aber mit den schlechten Aussichten für die Wagnerie konfrontiert. Denn ab 1950 drang sehr rasch der Schlepper (Traktor) in die Landwirtschaft ein: binnen zehn Jahren (bis 1960) gab es etwa in Walldürn schon 50 dieser Zugmaschinen³¹), zu denen Anhänger mit gummibereiften Rädern — sogenannte „Gummiwägen“ — aus Landmaschinenfabriken gehörten. Damit entfiel in den Wagnerie der Wagenbau: die drei ins Elsaß gelieferten Wägen waren die letzten alter Art gewesen, die bei Sans in Altheim komplett gebaut worden waren. Was dem Wagner verblieb, waren Reparaturen an Wägen aus der Vorkriegszeit, die von den kleineren Bauern weiterbenutzt wurden, ehe diese — im Zuge der bekannten Konzentrationsmaßnahmen — ihre Betriebe aufgaben und den alten Bauernwagen endgültig museumsreif werden ließen. Für eine Übergangszeit war zusätzlich noch der Umbau alter Wägen in „Gummiwägen“ charakteristisch gewesen. Bei Fi-

scher in Rosenberg geschah dies dadurch, daß in gummibereifte Stahlfelgen noch Holzspeichen eingesetzt und die so geschaffenen Räder — vier Stück in gleicher Größe — an Holzwägen montiert wurden, an denen auch das Fahrgestell angepaßt worden war, während den alten Wagenaufbau eine neue ebene Ladefläche mit Seitenteilen in Metallhalterungen ersetzte (siehe Foto anbei). Die Altheimer Wagner gingen ähnlich vor, benutzten aber Gummiräder, deren metallenes Innenteil ein Sindolheimer Schlosser direkt mit der „Büchse“ der alten Holzräder verschweißt hatte³²).

Mit der fortschreitenden Mechanisierung der Landwirtschaft entfiel auch das Handarbeitsgerät, das einst vom Wagner geschaffen worden war, oder es wurde aus Metall geliefert: in industrieller Serienproduktion hergestellt und den handgefertigten Holzzeugnissen durch Preisvorteil überlegen. Hätte sich der Wagner über Wasser halten wollen, so hätte er sich vom Holz auf den Werkstoff Metall umstellen müssen, der (zusammen mit dem später aufgekommenen Plastik) schon vom Material her den Modernisierungsschub nach 1950 kennzeichnete. Und tatsächlich wurde dies vereinzelt auch versucht: durch den Bau von Wagenkarosserien oder die Herstellung von Metallteilen für Bauzwecke,



Alte Bauernwägen wurden in den 1950er Jahren durch Holzspeichenräder mit gummibereiften Stahlfelgen sowie eine neue breite Ladefläche modernisiert. Hier solch ein umgebauter Wagen aus der Wagnerie Fischer in Rosenberg.

z. B. Metallkonsolen für Treppen. Auf beides hat sich heute der Betrieb Fischer in Rosenberg spezialisiert. Im allgemeinen fehlte es jedoch sowohl an Kapital, als auch an echter Perspektive, um inmitten der industriell veränderten Verhältnisse solche „Nischen“ für das Handwerk schaffen und behaupten zu können. Typischer war daher, daß die alten Wagner noch weitermachten wie gewohnt, oft bis in ihre letzten Lebensjahre, während die Söhne — wiewohl z.T. ebenfalls ausgebildete Wagner — in andere Erwerbszweige überwechselten. Die besseren Einkommen, die in der Industrie, im Baugewerbe usw. zu erzielen waren, und zwar auch im Vergleich zum früheren Verdienst des Wagners, erleichterten ihnen diesen Entschluß ebenso wie die größere soziale Sicherheit und die kürzeren Arbeitszeiten in geregelten Dienstverhältnissen. Aufzugeben war jedoch die handwerkliche Selbständigkeit. Wirtschaftliche Übergangsformen sahen dann z. T. so aus, daß am Feierabend noch in der väterlichen Werkstatt mitgeholfen und nebenher auch die ererbte Landwirtschaft weiterbetrieben wurde. Erwin Sans in Altheim — vom 1943 verstorbenen Vater als Wagner angelehrt — erhielt die Werkstatt, erweiterte aber zunächst die Bauerei durch Hinzupachtung von Land und die Anschaffung von Maschinen (Schlepper-Kauf 1951), um schließlich ca. 1958 als Bauarbeiter einen neuen Anfang zu machen. Die großen Baufirmen des Hoch- und Tiefbaues, die im Zeichen des „Wirtschaftswunders“ expandierten, übten damals eine besondere Attraktivität auf den Wagnernachwuchs aus. So ging auch je ein Sohn von Markus Roos und Josef Stahl — der beiden anderen Altheimer Wagner der Endphase — auf den Bau, trotz abgeschlossener Wagnerlehre. Im Raum Eberbach ließ sich ein kurz vor der Meisterprüfung stehender Geselle zum Koch umschulen; Wagner Kurt Groß in Eberbach wurde LKW-Fahrer für eine Brauerei, zwei Berufskollegen im Umkreis fanden durch einen eigenen Wäschereibetrieb bzw. eine Getränkehandlung

ein neues Auskommen³³). Der letzte Walldürner Wagner Franz Bundschuh wurde Arbeiter in einer der örtlichen Wachswarenfabriken.

Die alten Werkstätten bei den Wohnhäusern mußten nach und nach dem Neu- oder Umbau der Häuser, auch dem Bau von Garagen usw. weichen. Die alten Werkzeuge sind dann meist weggeworfen worden, so daß es heute schwerfällt, noch voll eingerichtete Wagnereien anzutreffen. Am besten erhielten sie sich dort, wo nebenher immer noch kleine Reparaturen ausgeführt und die Wagnerarbeit schließlich als Hobby für den Feierabend oder den Ruhestand entdeckt wurde. So ging der Hettinger Wagnermeister Erwin Mackert im Alter dazu über, aus Eiche kleine Schubkarren zum Tragen von Zierblumen zu bauen, und in den 1970er Jahren kam ihm dabei auch eine allgemeine Nachfrage entgegen, so daß 1976 schon fast hundert solcher Blumenkarren seine Werkstatt verlassen hatten³⁴). Einen Nachfolger hat er heute in dem von Götzingen nach Alheim zugezogenen, im Hauptberuf in einer Heidersbacher Fensterfirma arbeitenden Wagner Robert Schmitt. Auch dieser stellt Blumenkarren her, für 130 DM das Stück, wobei jedoch die Freude, noch über das Hobby mit dem ursprünglichen Gewerbe verbunden zu sein, wie im Falle Mackerts jedes finanzielle Interesse überwiegen dürfte. Gibt es so etwas wie ein Heimweh der alten Wagner nach ihrem Handwerk? Fast könnte es so scheinen, betrachtet man etwa auch die Miniaturausgaben von Wägen, Schubkarren usw., die der alte Wagner Weinlein in Glashofen mit fast unglaublicher Liebe zum Detail für sich und seine Familie hergestellt hat: zur Demonstration handwerklichen Könnens, das in der heutigen Gesellschaft nicht mehr gebraucht wird.

Sicher ist, daß diese Hobby-Wagnerei den letzten Entwicklungsschritt des geschilderten alten Gewerbes darstellt. Die Zeit ist abzusehen, da nur noch im Museum an die Wagnerei und ihre bedeutende Rolle für das wirt-



Beim Festzug zum Heimattag 1949 in Rosenberg präsentierten sich noch vier Bauländer Wagner den Zuschauern, von denen heute keiner mehr in seinem Beruf tätig ist. Von links: Markus Roos sen., Geselle Bernhard Illich, Markus Roos jun. (alle Altheim), Otto Fischer jun. (Rosenberg). Meister Roos hatte sich schon damals mit der großväterlichen Pfeife „historisch“ herausgeputzt, galt doch der Text des mitgeführten Schriftbandes kaum noch für die Nachkriegszeit: „4 Räder für nen Wagen — ne Deichsel grad und glatt, was schwitzt da manch ein Wagner, bis er das fertig hat!“

schaftliche Leben der Vergangenheit erinnert werden wird. In den Museen des badischen Frankenlandes sind bereits Wagnerwerkzeuge gesammelt, doch müßten auch ganze Werkstatteinrichtungen erhalten und Informationen dazu fixiert und vermittelt werden: so wie dies anderwärts schon vorbildlich geschieht, z. B. im Museum der Stadt Rüsselsheim und neuerdings im Spessartmuseum Lohr am Main. Erfreulich ist, daß sich das Freilandmuseum zu Gottersdorf bei Walldürn gut entwickelt. Hier wäre der richtige Ort, auch der Wagnerei des Odenwaldes und Baulandes ein behrendes Denkmal zu setzen.

Anmerkungen:

¹⁾ Max Walter, Odenwälder Handwerk um 1800 (= Zwischen Neckar und Main, 6), Buchen 1923, S. 8.

²⁾ Theodor Humpert, Mudau. Wesen und Werden einer Odenwaldgemeinde, 2. verbesserte Aufl. Mudau 1954, S. 187.

³⁾ Vgl. dazu Peter Assion, Bäuerliches Tagewerk vor der Mechanisierung. Fränkische Beiträge zur Sozialgeschichte, Gerätekunde und landwirtschaftlichen Fachsprache, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 53—94, bes. S. 81, 84, 92. U. a. mit Bezug auf diesen Aufsatz hob Jürgen Kuczynski, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, Studien 2 (1650—1810), Köln 1981, S. 114, hervor, daß im „gewerbereichen“

deutschen Süden die sonst eher regelhafte bäuerliche Eigenproduktion einfacher Geräte und Geräteteile weniger ausgeprägt war, um zu folgern, daß das Verhältnis zwischen Hauswerk und Handwerk in Deutschland noch genauer untersucht werden müsse.

⁴⁾ Zu belegen aufgrund des Rechnungsbuches, das der Gottersdorfer Bauer Josef Edmund Schüssler ab 1900 führte (Privatbesitz des Verfassers). Dazu *Peter Assion*, Bäuerliches Wirtschaften im Haus Schüssler zwischen 1900—1920 (erscheint demnächst in einer Publikation des Freilandmuseums Walldürn-Gottersdorf über das — nun zum Museum gehörende — Haus Schüssler).

⁵⁾ *Humpert* (wie Anm. 2), S. 188. Ein Schlossauer Wagner ist ebenfalls im Rechnungsbuch aus Gottersdorf (wie Anm. 4) genannt. Er erhielt 1904 im Haus Schüssler 5,30 RM für die Reparatur von Sensenwürfen.

⁶⁾ Vgl. *Peter Assion*, Walldürn — Stadt des Handwerks und des Handels, in: 120 Jahre Bund der Selbständigen Walldürn (ehem. Gewerbeverein 1860 Walldürn), Walldürn 1981, S. 29—33.

⁷⁾ *Robert Hensle*, Das „Städtlein Buchen“ in den Jahren 1806 und 1807, in: Der Wartturm NF 1 (1966), Nr. 7, S. 2.

⁸⁾ *Humpert* (wie Anm. 2), S. 186.

⁹⁾ *J. B. Kolb*, Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 2, Karlsruhe 1814, S. 9.

¹⁰⁾ Nach Helmut Joho, Eberbach. Herr Joho trug 1977 mit Schülern des Hohenstaufen-Gymnasiums Eberbach Informationen über den „Wagnerberuf in Eberbach/Neckar im Wandel der Zeit“ zusammen und überließ dieses Material dem Verf. freundlicherweise zur Mitbenutzung, wofür auch hier gedankt sei. Spezielle Literatur über die Wagnerei im badischen Frankenland ist nicht vorhanden. Zur Tätigkeit des Wagners im (vorderen) Odenwald ist lediglich *Schwinn* (wie Anm. 20) zu vergleichen, der genaue Beschreibungen der traditionellen Erzeugnisse der Wagnerei gibt.

¹¹⁾ *Walter* (wie Anm. 1), S. 12.

¹²⁾ *August Vogel*, Hardheim im Zeichen der Zünfte, Hardheim 1922, S. 30.

¹³⁾ Erich Sans („Wächemersch Erich“), Altheim. Derselbe wurde vom Verf. im April 1987 befragt.

Auch nachfolgende Mitteilungen gehen z. T. auf diesen Gewährsmann zurück.

¹⁴⁾ Versteigerungsankündigung in: Buchener Anzeiger Nr. 130 vom 2. 11. 1867, S. 4.

¹⁵⁾ Einen älteren Beleg dazu bietet das Rechnungsbuch aus Gottersdorf (wie Anm. 4). 1905 erwarb Wagner Doth, Walldürn, von Landwirt Schüssler in Gottersdorf 4 Ster Buchenholz.

¹⁶⁾ Mitteilungen Erich Sans (wie Anm. 13).

¹⁷⁾ Zur Ablösung der Holz- durch Eisenpflüge, aber auch zur Weiterbenutzung von Holzpflügen siehe *Assion* (wie Anm. 3), S. 71, 73.

¹⁸⁾ Freundl. Hinweis von Wagner Weinlein, Glashofen, 1987.

¹⁹⁾ Vgl. *Peter Assion*, Die Traggeräte und einfachen Transportmittel im Odenwald, in: Der Odenwald 19 (1972), S. 107—118 (mit Abbildung einer Grasbahre in Funktion).

²⁰⁾ *Karl Schwinn*, Wagnerarbeiten im Odenwald, in: Geschichtsblätter Kreis Bergstraße 18 (1985), S. 140—154 (mit Abbildungen). Vgl. auch *Assion* (wie Anm. 19).

²¹⁾ Nach Helmut Joho (wie Anm. 10). Der „Jerjal“ war nur im Sommer zu gebrauchen, da er auf Schnee zu schnell gefahren wäre. Als Bremsvorrichtung besaß er einen Eisenring auf einer der Kippen (Kufenspitzen), den man bei Bedarf unter die Kufe gleiten ließ.

²²⁾ Siehe *Schwinn* (wie Anm. 20), Abb. 16—18.

²³⁾ Vgl. *Assion* (wie Anm. 3), S. 86 f.

²⁴⁾ Siehe die Abbildung eines Vorder- und Hintergestelles bei *Schwinn* (wie Anm. 20), Abb. 11 und 12.

²⁵⁾ Die mundartlichen Bezeichnungen nach den Angaben von Erich Sans (wie Anm. 13) aus Altheim.

²⁶⁾ Vgl. dazu *Assion* (wie Anm. 3), S. 91 f.

²⁷⁾ So im Odenwald. Vgl. *Schwinn* (wie Anm. 20), S. 148.

²⁸⁾ *Josef Grossmann*, Gewerbekunde der Holzbearbeitung, Bd. II, München 1913, S. 190 und 185.

²⁹⁾ Mitteilung Erich Sans (wie Anm. 13).

³⁰⁾ Nach Helmut Joho (wie Anm. 10).

³¹⁾ *Assion* (wie Anm. 3), S. 69.

³²⁾ Mitteilung Erich Sans (wie Anm. 13).

³³⁾ Nach Helmut Joho (wie Anm. 10).

³⁴⁾ Bericht mit Foto in: Rhein-Neckar-Zeitung, Ausgabe Buchen-Walldürn, vom 1. 12. 1976.

Haus aber betrat ich jeweils im Auftrage meiner Großmutter. Der Hansele hatte eine Schwester, die Riste-Nanne, eine alte, heiligmäßige Jungfrau, welche namentlich in jeder Fastenzeit von großen Leiden heimgesucht war und dann ständig im Bette lag, arm, einsam und verlassen. Die Großmutter tat sich in dieser Zeit täglich an ihrem Wein und Essen Abbruch, und was sie sich versagt hatte, das mußten meine Schwestern oder ich der kranken Riste-Nanne bringen. Diese lag in einer kleinen Stube über der Werkstätte ihres Bruders; und sooft ich an dieser vorbeipassierte, während er unten an der Arbeit war, grüßte ich ihn: „Guete Tag, Krummholz!“ — „Dank' Gott, Kleiner! So bringsch der Nanne ebbis? Dia het's Lide Christi. I habb's ihr aber scho vor zehn Johre prophezeit.“ Das war seine ständige Antwort.

Ich war etwa zwölf Jahre alt und glaubte alles, was die Menschen im Ernst mir sagten; darum hatte ich einen ebenso großen Respekt vor dem kleinen Propheten als Mitleid mit der Riste-Nanne. Ich sehe sie heute noch vor mir, die kleine, schwarzügige, blasse, gottergebene Frauensperson, die meist in Schmerzen in ihrem Bette lag. Ihr Stubenfensterchen ging auf eine einsame Hofstatt, aber die Sonne Gottes schien in der Frühjahrszeit ebenso mild in die armselige Kammer wie Gottes Gnade in ihre Seele. Sie sprach wenig und ganz leise; in der Regel ein tausendmal Vergeltsgott für die Großmutter und ein hundertmal für den jungen Habakuk, der mit Speise und Trank in ihre Leidensstube gekommen war. Der Ristehansele war ein gar frommer, zurückgezogener, betfleißiger Mann, wie es einem Propheten geziemt. Sehr begierig aber war er auf Zeitungen, weil er aus ihnen erfuhr, wie weit die Ereignisse in der Welt draußen harmonierten mit seinen eigenen Prophetengedanken. Weil er nun nicht lesen konnte, führte ihn Norbert, der Bur, allsonntäglich zum belesensten Mann der Nachbarschaft, und das war der Schreiner Kraft. Der hatte außer dem „Schwarzwälder“, den er selbst hielt, vom Advokaten Benz im Engel drunten leihweise noch die Karlsruher Zeitung und das Frankfurter Journal, konnte also mit dem Neuesten und Besten aufwarten.

Aus: „Wilde Kirschen“, 16. Auflage, Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal, 1983

Aus der Arbeit eines Dorfschmieds

Zur Vermittlung ländlicher Handwerksgeschichte in heutiger Zeit

Thomas Naumann, Walldürn



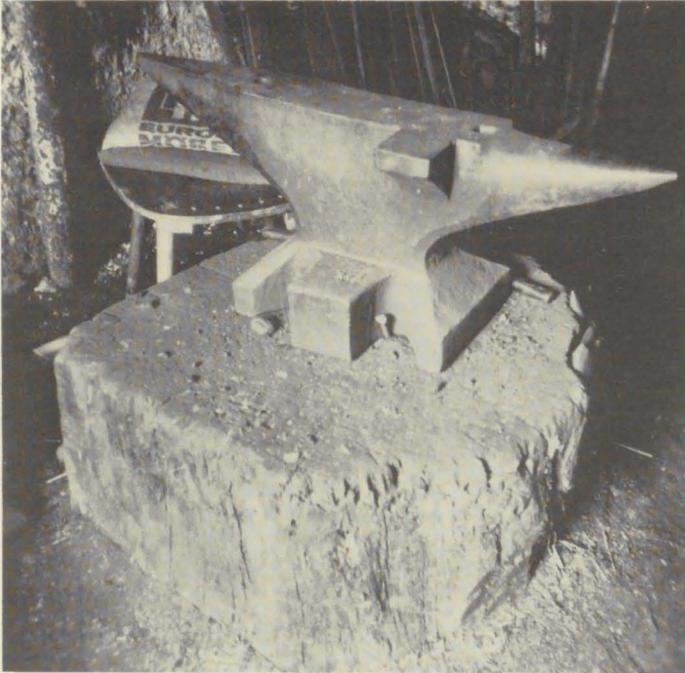
*Dorfschmiede Weis/Oberdielbach. Wohnhaus, Werkstatt und Stallscheune unter einem Dach.
Aufnahme von ca. 1950*

Westdeutsches Luftfoto, freig. durch den Sen. f. Häfen, Schifffahrt u. Verkehr, Bremen unter Freig.-Nr. T5-658-3

1. Das Schicksal der Dorfschmieden

Beim Fortschreiten der Technik im metallverarbeitenden Bereich hatte ein Handwerkszweig schon recht früh das Nachsehen: Mit dem breiten Aufkommen von Fabriken im vergangenen Jahrhundert verloren die Schmiede als Urberufe der Metallverarbeitung, die zu den traditionsreichsten Handwerkern gehörten und sowohl in der Stadt als auch auf dem Land vertreten waren, immer mehr an Boden.

Viele notwendigen Gegenstände des täglichen Bedarfs wie Handwerkszeuge, Nägel, Pfannen, Kessel, für welche es im städtischen Bereich Spezialschmieden gab, wurden jetzt seriell hergestellt. Von der Erfindung etwa des Gummirades war nicht nur der Wagner, sondern auch der Wagenschmied betroffen, der die Eisenreifen auf die Holzräder aufgezogen hatte. Die Entwicklung der Pflugtechnik, in unserer Region stark beeinflusst durch die Landwirtschaftliche Hochschule in Ho-



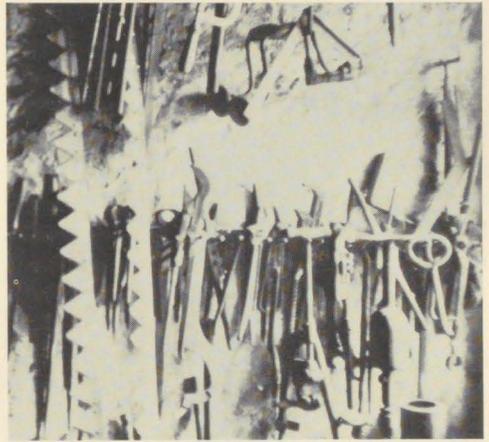
*Der 165 kg schwere Amboß
auf dem Amboßstock in der
Schmiede Weis (Beschreibung
s. S. 214)*

henheim, bedingte zunächst die fabrikmäßige Herstellung der Eisenteile für den Holzpflug, später überhaupt die gesamte Herstellung des Eisenpflugs in der Fabrik. Werkzeuge und Nägel wurden industriell angefertigt, neue Werkstoffe machten dem Eisen Konkurrenz. Dies sind nur ein paar Beispiele dafür, wie dem vor Ort individuell arbeitenden Schmied der Boden entzogen wurde und damit insbesondere das Dorf eine Institution der Selbstversorgung verlor.

In den 80er Jahren unseres Jahrhunderts nun kann es nur noch darum gehen, letzte Zeugen dieses über Jahrtausende dominanten Handwerkszweiges der Nachwelt zu überliefern. Verschiedentlich ist man bemüht, Dorfschmieden, wenn auch funktionslos in ihrem ursprünglichen Sinne, zu erhalten, oder wenigstens die Inneneinrichtung der Schmiedewerkstatt heimatgeschichtlich zu nutzen. Als Beispiel eines Versuchs der Erhaltung eines

Schmiedegebäudes sei aus dem nördlichen Baden-Württemberg die Schmiede Mockler in Widdern-Unterkessach genannt; diese Schmiede (Wohnung und Werkstatt) ist älteren Datums (ca. 1800) und als Gebäude ortsbildprägend. Entsprechenden Abbruchwünschen der Eigentümer hat sich das Landesdenkmalamt entgegengestellt. Der äußere Erhalt des Gebäudes ist damit zunächst wohl sichergestellt; ob damit aber auch sozusagen eine Konservierung der — verwaisten — Schmiedewerkstatt gelingen kann, die zusammen mit der — ebenfalls nicht mehr genutzten — Schmiedewohnung einen großen sozialgeschichtlichen Wert hätte, könnte sie im musealen Sinne zugänglich gemacht werden, ist völlig ungewiß. Fast immer, wenn der Erhalt eines ländlichen Kulturdenkmals durchgesetzt wird, stellt sich sehr bald die Frage nach der möglichen sinnvollen Nutzung, und die wiederum liegt, wenn über-

haupt, sehr häufig in einem Umbau, der zwar Auflagen in bezug auf das äußere Erscheinungsbild erfüllt, im Innern aber Veränderungen vornimmt, die den kulturhistorischen Übermittlungswert einer solchen Erhaltung schwerwiegend relativieren können. Schwieriger beim Erhalt eines Handwerksgebäudes dörflicher Prägung wird es für die staatlichen Behörden insbesondere, wenn die Denkmaleigenschaften des Schmiedegebäudes gering zu veranschlagen sind, etwa, weil es erst vom Ende des 19. Jahrhunderts oder aus noch späterer Zeit stammt, keine architektonischen Besonderheiten aufzuweisen und auch keine ortsbildprägenden Eigenschaften hat. Der sozialgeschichtliche Betrachter wird den Wert solcher Dorfschmieden nicht geringer veranschlagen, doch sind diese im Zweifelsfalle kaum zu retten. Hier fallen sie, schon längere Zeit funktionslos geworden, dem Abriß oder aber z. B. dem Umbau zu einer Garage, wozu sich ja eine Schmiedewerkstatt von der Größe her sicherlich hervorragend eignet, zum Opfer. Aus

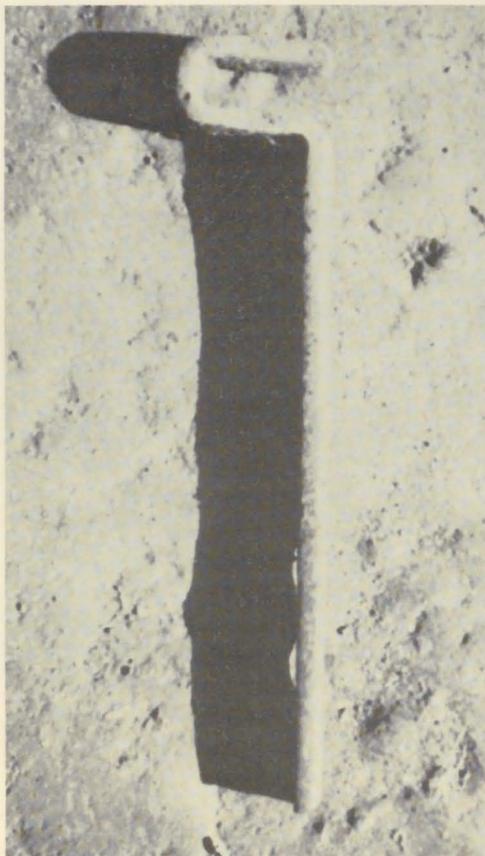


Zangen in den Halterungen der Werkstattwand.

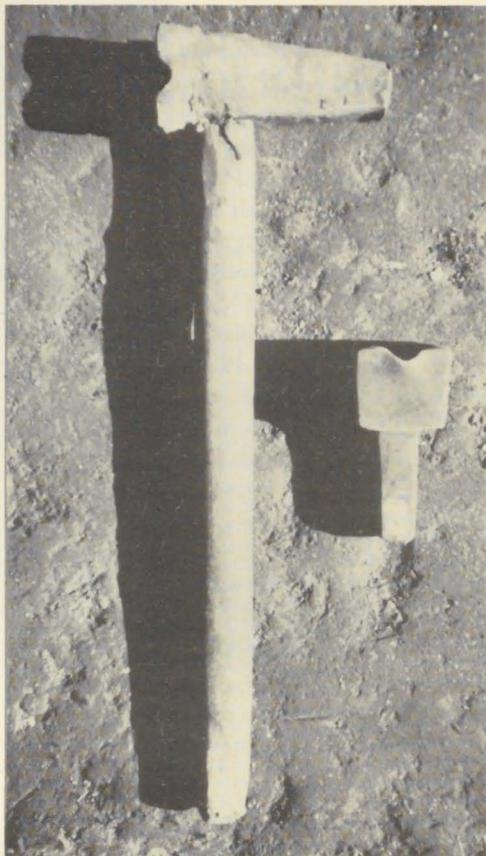
der jüngsten Zeit sei als Beispiel für den Abriß eine ehem. Schmiede in Lauda (Main-Tauber-Kreis) genannt; das äußerlich geringwertig veranschlagte Gebäude liegt in einem Sanierungsgebiet („Fränkische Nachrichten“ vom 31. 1. 1987); auf Anfrage des



Meister Heinrich Weis in seiner Werkstatt. Aufn. 1985.



Mit dem Reifhaken werden die noch heißen Wagenreifen transportiert (Länge 43 cm).

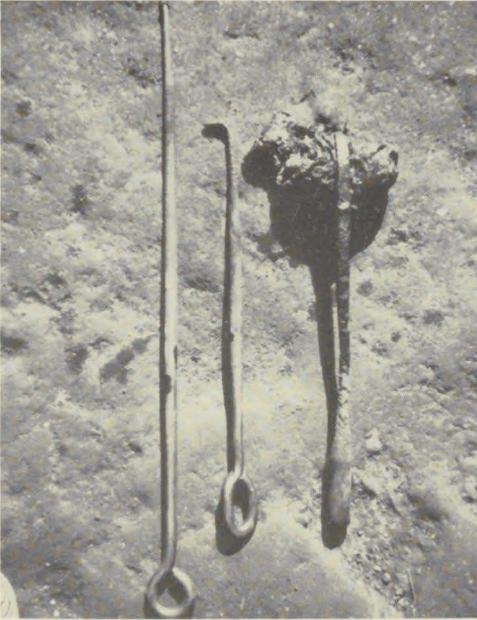


Der Gesenkhammer (auf dem Bild mit Gesenk) besitzt eine Höhlung oder zuweilen eine Prägefläche, die man ins Eisen prägen will. Er dient zum Einschlagen von „Hohlkehlen“ oder Überböhrungen entlang zu verzierender Bänder.

Odenwälder Freilandmuseums in Walldürn-Gottersdorf soll dort aber begrüßenswerterweise die Werkstatteinrichtung vollständig dem Heimatmuseum angegliedert werden.

Dies sind nur einige Aspekte von Problemen bei der Erhaltung sozialgeschichtlicher und technischer Kulturdenkmale, wie sie sich heute in vielen ähnlich gelagerten Fällen stellen. Es hat wenig Sinn, die hierfür verantwortliche technische und gesellschaftliche Entwicklung zu bedauern. Die angeführten

Beispiele zeigen, daß es ja nicht um eine Wiederinbetriebnahme solcher Werkstätten gehen kann, sondern nur noch um die Erinnerung, oder sagen wir besser, um die Ermöglichung von Erinnerung an Zusammenhänge einer nun endgültig vergangenen Zeit. Das Handwerk selbst, um das es hier geht, ist seit langem von den technischen und sozialen Wandlungen überholt worden, und mit ihm eine dörfliche Einrichtung, die zum Mittelpunkt der ländlichen Arbeitswelt ge-



Neben dem Löschtrog liegt ein aus Roßhaar gefertigter Löschrwedel oder Löschrwisch. Mit ihm sprüht der Schmied Wasser auf die Glut und kann so das Feuer steuern. Daneben liegt der Feuerhaken oder Löschrhaken und der Löschrspieß; mit diesen Instrumenten wird die Kobleglut zusammengehalten und die Schlacke zersprengt bzw. herausgeholt (im Bild von rechts nach links).

hörte. Nicht gesprochen wird hier natürlich von spezialisierten Schmieden (hin und wieder ist dem Dorfschmied ja z. B. der Sprung zum Kunstschmied gelungen, der in einer Zeit der zunehmenden Nachfrage nach handwerklicher Arbeit nicht um Aufträge fürchten muß), sondern gemeint ist die Huf- und Wagenschmiede der dörflichen Selbstversorgung, die „Universalschmiede“ für die Bedürfnisse der ländlich-bäuerlichen Gemeinschaften schlechthin.

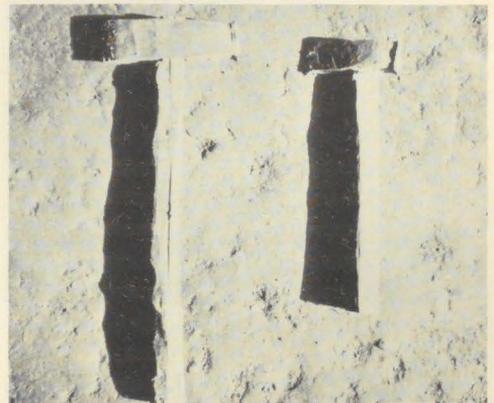
Letzte Vertreter dieses Handwerks, die noch, wenn auch nur zum gelegentlichen Nebenerwerb als Reparaturstätten, aber mit herkömmlicher Schmiedeeinrichtung, in Betrieb sind, können aber glücklicherweise da und dort noch aufgespürt werden. Auch ihr Ende ist abzusehen. Wenden wir uns einem

solchen Beispiel zu. Es soll im folgenden die Rede sein von der Dorfschmiede Weis im sog. „Hohen Odenwald“, in Waldbrunn-Oberdielbach (Neckar-Odenwald-Kreis).

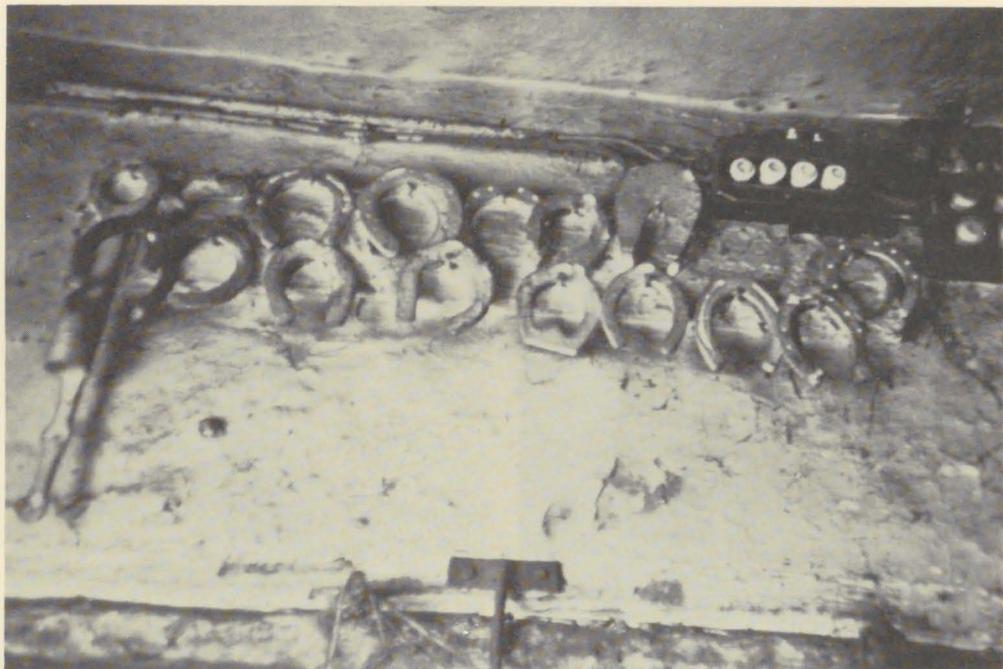
Es scheint mir angesichts der letzten Zeugen dieses Handwerks wichtig, solche Schmieden aufzusuchen und alle nur möglichen geräte- und arbeitskundlichen Daten und Fakten und Schilderungen aus dem Arbeitsleben zu sammeln. Dies im Detail aufzuschreiben haben wir die letzte Chance; nachfolgende Generationen müssen sich dann auf das von uns Vermittelte verlassen können.

2. Zur Geschichte der Dorfschmiede Weis

Am Aussterben gerade des Berufs des Dorfschmieds läßt sich nicht nur Handwerks- und Technikgeschichte verfolgen; auch das Zusammenleben in einer Dorfgemeinschaft ist davon betroffen. War doch eine Schmiede einst eine zentrale, angesehene Einrichtung der Dorfgemeinschaft und hatte Bedeutung über die reine Handwerkstätigkeit hinaus. Wenn man hiervon noch lebendig Zeugnis erhalten will, so muß man das Glück haben, einen noch tätigen Dorfschmied aufzuspüren. Nirgends wird man mehr einen solchen Anschauungsunterricht von der Arbeit des Schmieds erhalten, als wenn ein Meister die



Der Kaltmeisel und der Warmmeisel sind, wie der Name schon sagt, für kalte bzw. warme (glühende) Metalle bestimmt.



Vorgeformte Hufeisen, Gesellenstück von Herrn Weis.

Arbeitsgänge mit den alten Werkzeugen, die er alle einmal in seinem Arbeitsleben gebraucht hat, demonstriert. Vor allem aber erfährt man nirgends sonst mehr aus erster Hand etwas über das Leben und die Arbeit eines Dorfschmieds, seine Bedeutung für die und seine Stellung in der Dorfgemeinschaft. Heute noch in Betrieb befindliche Dorfschmieden können, wie erwähnt, keine Vollerwerbsbetriebe mehr sein; allenfalls werden sie, oft noch mit voller historischer Einrichtung versehen, von ihren alten Meistern als Reparaturwerkstätten betrieben, wobei dann auch moderne Apparaturen, wie etwa eine Schleifmaschine, Einsatz finden. Dies ist auch so bei der Dorfschmiede Weis in Oberdielbach.

Die Schmiede wurde im Jahre 1927 von Herrn Heinrich Weis als reines Werkstattgebäude erbaut. Sie ist damit eine relativ späte Gründung. 1933 wurde das Gebäude zu sei-

ner jetzigen Form erweitert, d. h. es wurde ein Wohntrakt sowie Scheune und Stall angefügt. Der Handwerker, der auf dem Dorf nie einen leichten Stand hatte, war also bestrebt, sich durch eine kleinere Landwirtschaft unabhängig vom Einkommen selbst mit Nahrung versorgen zu können.

Herr Weis hat in seiner langen Berufszeit (er ist heute 82 Jahre alt) insgesamt nur 3 Lehrlinge ausgebildet; den letzten aber bereits vor dem II. Weltkrieg. Dies ist leicht erklärlich daraus, daß schon in der Gründungszeit der Schmiede dieser Handwerkszweig durch die bereits weit entwickelte Industrialisierung vom Aussterben bedroht war.

Wir haben es hier mit einer typischen Dorfschmiede zu tun. Diese konnte sich nicht, wie die das Bürgertum beliefernde Stadtschmiede, spezialisieren, sondern war und ist ausgerichtet auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft und der ländlichen Bevölkerung.

Herr Weis ist Huf- und Wagenschmied; er hat 1926 seinen Meisterbrief erhalten. Als es noch keine Gummibereifung gab, hat er die Eisenreifen für die Holzräder hergestellt und aufgezogen; anfangs hat er auch noch Holzpflug und Holzegge eingebunden. In der Schmiede wurden früher auch Nägel sowie Handwerkszeuge aller Art hergestellt.

Die Hauptarbeit besteht heute im Schärfen von landwirtschaftlichen Arbeitsgeräten wie Pflugschar und Egge, von Beilen, Äxten und Messern, im Einsetzen von neuen Klingen in Mähgeräte. Herr Weis erledigt nun jedoch auch Elektroschweißarbeiten an Arbeitswagen.

Ein Haupttätigkeitsfeld war die Arbeit als Hufschmied. Für diese Eigenschaft mußte Herr Weis einen besonderen staatlichen Lehrgang über die Anatomie des Pferdehufes in Karlsruhe absolvieren. Durch solche Spezialausbildung gelangte der Schmied früher auch in den Ruf eines „Roßarztes“; man kam zu ihm, wenn ein Pferd (oder sonst ein Arbeitstier) irgendwelche Beschwerden hatte. Hiergegen wußte er Hausmittel wie z. B. Kamille oder Johanniskraut gegen Pferdekolik. Häufig mußte auch die am Huf sich festsetzende Strahlfäule behandelt werden: Der Huf wurde ausgeschnitten und ein mit Holzkohleteer getränkter Hanfbüschel einge-
drückt.

Auch zur Geburt eines Kalbes aber konnte der Hufschmied gerufen werden, einfach, weil man ihm die nötige Kraft und das Einfühlungsvermögen im Umgang mit Tieren zutraute, und weil er eben immer im Dorf anwesend war. Überhaupt war der Schmied, wie Herr Weis betont, im Dorf der Mann des Vertrauens.

Herr Weis behandelt heute als Hufschmied nur noch Kuhhufe (Ausschneiden bei Entzündung, was er als einziger neben dem Tierarzt darf). Pferdebeschlagnimmt durch den Reitsport zwar wieder zu, doch kann er solche Arbeiten altersbedingt nicht mehr annehmen. Da keine herkömmliche Schmiede aber vom an den Reitsport gebundenen Pfer-



Die Zugbandzange benötigt der Schmied für das Deichselzugband eines Wagenrades (Länge 49 cm).

dehufbeschlag ihre Weiterexistenz sichern könnte, gibt es hierfür längst spezielle zentrale Großbetriebe.

3. Die Schmiedeeinrichtung

Betritt man die Schmiedewerkstatt Weis, so muß man sich zunächst einmal an die Dunkelheit gewöhnen. Verantwortlich für die Rußschwärze rundum war der offene Rauchabzug der Esse, die Feuerstelle der Schmiede, einer der Arbeitsmittelpunkte. Auf ihr wird das Eisen durch Kohleglut erhitzt. Zum Anfachen des Feuers dient ein (früher handbetriebener, heute elektrischer) Blasebalg. In die Esse eingelassen ist ein 8 cm tiefes Esseisen. Dieses Esseisen wird eingemauert, um einen Löschtrog zu erhalten. An den wassergefüllten Löschtrog muß der Schmied mit einer Hand reichen; er ist daher vor der Feuerstelle eingelassen.

Neben dem Löschtrog liegt ein aus Roßhaar gefertigter Löschedel oder Löschwisch. Mit ihm sprüht der Schmied Wasser auf die Glut und kann so das Feuer steuern. Daneben liegt der Feuerhaken oder Löschkhaken und der Löschspieß; mit diesen Instrumenten wird die Kohleglut zusammengehalten und die Schlacke zersprengt bzw. herausgeholt (im Bild S. 31 von rechts nach links).

Den zweiten Arbeitsmittelpunkt stellt der Amboß dar (S. 28). Der 165 kg schwere Amboß ruht auf dem „Amboßstock“ aus massivem Stammholz. Der Amboß ist Arbeitsfläche für vielfältige Arbeiten mit den Hämmern; er besteht aus Eisen für die unteren Teile und aus Stahl für das Oberteil, die Arbeitsfläche, die Amboßbahn genannt wird. Die Amboßbahn ist rechteckig und läuft an einem Ende in ein konisch gerundetes Horn aus.

Am Klang eines Ambosses kann man seinen Zustand feststellen. Das geübte Ohr des Schmieds stellt am Klang etwaige Trockenrisse fest.

An der Körpergröße des Schmieds wird die Höhe des Amboßstocks ausgerichtet. Die Arbeitsfläche des Ambosses soll dem Schmied bis zur Hüfte reichen; Amboßstock und darauf stehender Amboß ergeben zusammen diese Arbeitshöhe. Bei Herrn Weis beträgt die Arbeitshöhe 90 cm; der hier 55 cm hohe Amboß erfordert also einen Amboßstock in der Höhe von 35 cm.

Das Schlagen auf dem Amboß mit dem Hammer ergab den typischen hellen Metallklang, der früher durch das Dorf zu hören war.

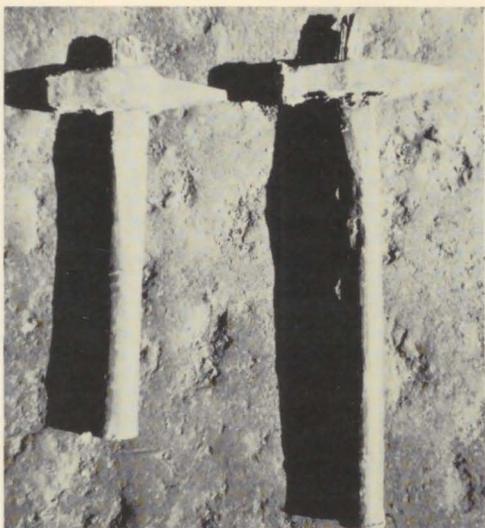
Betrachten wir nun die wichtigsten Werkzeuge. Die Großzahl der Werkzeuge einer Schmiede besteht aus Hämmern und Zangen. Zur Erklärung der Funktion der Werkzeuge nimmt Herr Weis die einzelnen Werkzeuge von der Wand, an der sie in Halterungen angebracht sind.

Der größte Hammer in der Schmiede ist der Vorschlaghammer. Er ist ca. 1 m lang und wird mit beiden Händen gehalten. Er heißt auch Zuschlaghammer oder Posseckel und dient zum groben Vorschlagen des Eisenstücks.

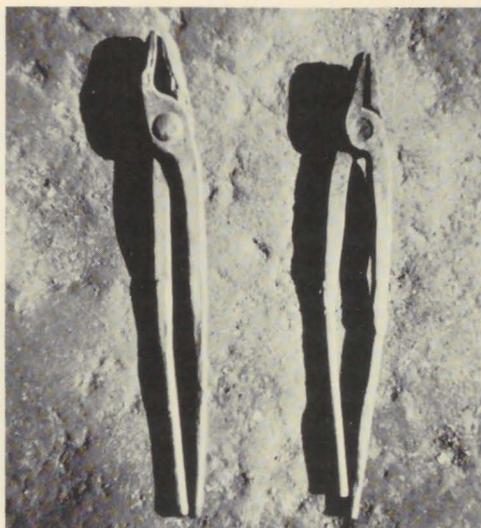
Zum Einsetzen von Teilen wird der Ballhammer gebraucht; er ist beilartig geformt. Dieser wie alle Handhämmer haben i. d. R. eine Länge von 35 cm. Kleinere Maße sind lt. Aussage von Herrn Weis darauf zurückzuführen, daß die Holzgriffe im Laufe der Zeit z. T. abgebrochen sind.

Die Setzhämmer sind die „Vermittler“ zwischen dem Schmiedestück und dem Arbeitshammer, d. h. sie werden auf das zu bearbeitende Eisen aufgesetzt und übertragen die Schläge des Arbeitshammers indirekt. Je nach Gestalt des Setzhammers kann mit ihm eine runde oder eine viereckige Form ausgeschmiedet werden; mit Setzhämmern kann also die Form des gewünschten Eisenprodukts gebildet werden.

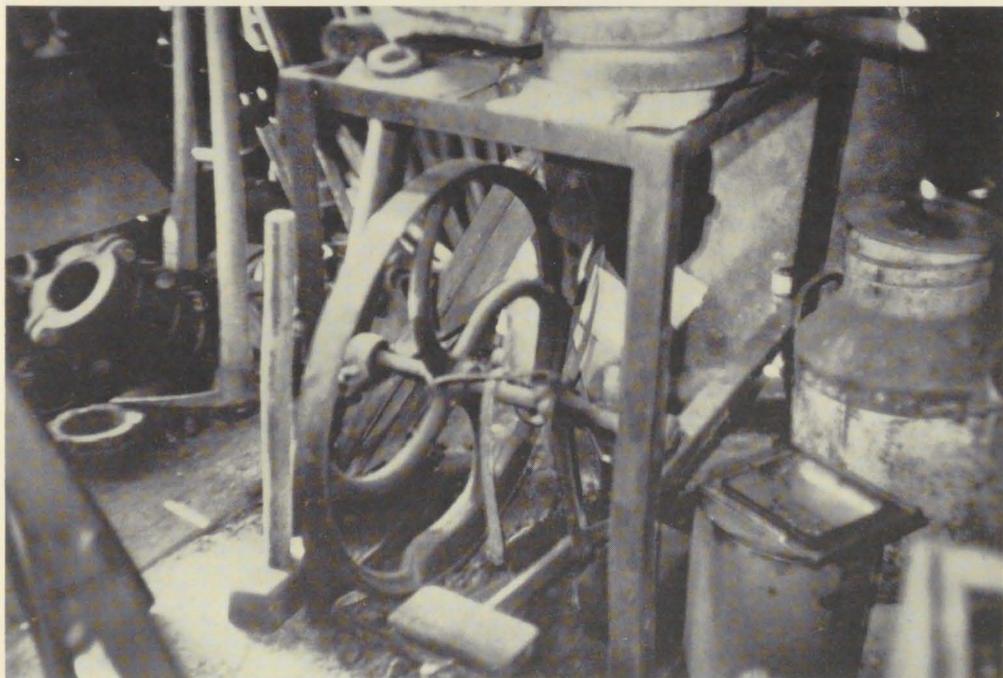
Zum Halten der Schmiedestücke benötigt der Schmied eine Vielzahl von Zangen (s. z. B. S. 33 u. S. 35 oben rechts) und Haken (s. z. B. S. 30 links).



Der Rundmeisel wird zum Rundhauen des Arbeitsstückes verwendet.



Die Feuerzangen zum Halten des glühenden Eisens gibt es in einer Ausführung für das Rundeisen (links, 40 cm lang) und in einer für das Flacheisen (rechts, 38 cm lang).



Mit der Ausrüstung einer Feldschmiede war der Schmied mobil für eilige Fälle. Sie wurde nicht zuletzt auch in Kriegszeiten eingesetzt. Herrn Weis' Feldschmiede ist 80 cm hoch, 52 cm breit und 74 cm tief.

In der Schmiede Weis steht noch eine Wagenreifbiege, mit der der Schmied die großen Räder der Pferdewagen in die erforderliche Form brachte.

Bei der Herstellung von Nägeln war das Nageleisen unentbehrlich. Das Stück Eisen, aus dem der Nagel geschmiedet werden soll und das in Weißgluthitze von allen Seiten rasch behämmert und dabei langsam ausgezogen wird, um ein Brüchigwerden zu vermeiden, wird in die gewünschte Lochform des Nagel Eisens gesteckt. Das überstehende Eisen wird dann zum Nagelkopf gestaucht.

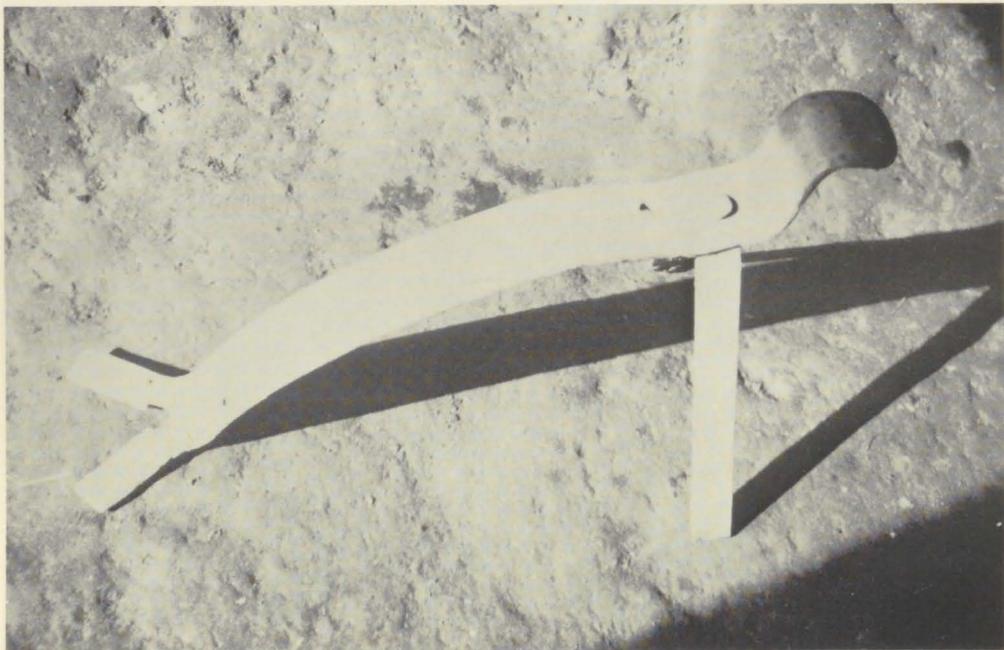
4. Der Arbeitsvorgang Hufbeschlag

Wenden wir uns nun dem Arbeitsgang des Hufbeschlags zu, so wie Meister Weis dies mit seinen Werkzeugen beschreibt. Der Hufbeschlag erst ermöglichte den Einsatz der Arbeitskraft des Tieres. Oft schon vergessen

scheint heute, daß auch das Rind vor einigen Jahrzehnten noch als Arbeitstier eingesetzt wurde, als Zugtier bei der Ernteeinbringung oder für den Pflug, und selbstverständlich mußte hierzu auch der Huf des Rindes beschlagen werden.

Hufeisen wurden vom Schmied in verschiedenen Größen aus einem Eisenstück vorgeformt (s. S. 212) und lagen also beim eigentlichen Beschlagvorgang bereit. Die ein Höchstmaß an Präzision und Konzentration erfordernde Arbeit des Schmieds bestand nun darin, einerseits das vorgeformte Hufeisen (sozusagen einen Standardtyp) an den Huf, andererseits den Huf an das Eisen anzupassen.

Beschlagen wird auf dem Schlagbock. Das Tier steht vor dem Werkstatteingang an der Beschlagbrücke. Zuerst wird das alte Eisen mit der Hufbeschlagzange abgenommen. Es folgt Raspeln der Hornwand mit der Hufraspel, ggf. Schneiden und Glätten mit dem



Der Hufbeschlagbock



Hufbeschlagwerkzeuge

Huf- oder Wirkmesser, Erhitzen und Richten des vorgefertigten, für den individuellen Huf ausgesuchten Eisens, Einschlagen der Löcher in das Eisen mit dem Hufbeschlaghammer. Das gerichtete Eisen wird auf den Huf kurz aufgebrannt, um das Hufeisenbett zu markieren, wieder abgenommen, nochmals nachgeformt und schließlich mit Nägeln mittels des Hufbeschlaghammers am Huf befestigt. Der Schmied kann sich hierbei nicht die geringste Ungenauigkeit leisten, da nur ein exakt sitzendes Eisen dem Tier keine Schmerzen bereitet.

Wie beschrieben, haben heute i. a. spezialisierte, mit dem breiten Aufkommen des Reitsports notwendig gewordene zentrale Großbetriebe die Arbeit des Hufbeschlags übernommen.

Werkzeuge zum Beschlagen eines Pferdes

Auf den Schlagbock wird der Huf gestellt. Der abgebildete Schlagbock (S. 216) ist 42 cm hoch.

Zum Beschlagen eines Pferdes nennt Herr Weis folgende Werkzeuge (von links nach rechts):

- die Hauklinge besitzt an einem Ende eine Schneide, mit der der Huf für das Hufeisen passend geschnitten wird;
- der hölzerne Klipfel oder Klöpfel ist zum Kürzen des Hufes;
- die Hufraspel rundet und formt feilend die Hornsohle und den Umriss des Hufes;
- mit der Hufbeschlagszange zieht oder kürzt der Schmied schlecht eingeführte oder verbogene Nägel;

- der Hufbeschlaghammer ist spezifisch geformt zum Einschlagen der Hufnägel in die Hornwand;
- das Hufmesser schneidet, glättet und reinigt den Huf. Es heißt auch Wirkmesser und wirkt wie ein Hobel;
- der Hufzirkel ist eine eiserne Zange, die man ggf. dem Pferd um die Nase legte.

Zur Gesellenprüfung eines Schmiedelehrlings gehörte die Herstellung verschieden geformter Hufeisen, die dann als Standardtypen zur Verfügung standen. Im Anpassen des Eisens für den immer wieder anderen Huf eines Pferdes mußte sich dann ganz besonders die Kunst eines Schmieds erweisen. Prüfungstücke, die Herr Weis anfertigen mußte, zeigt das Bild auf Seite 32.

5. Ausblick

Es geht heute darum, aussterbende Handwerkszweige heutigen und nachfolgenden Generationen anschaulich zu vermitteln. Die Dorfschmiede Weis leistet hierzu derzeit einen wertvollen Beitrag; sie ist Station der „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus“, einem lockeren Verbund von ländlichen Kulturdenkmälern sozialgeschichtlich-volkskundlichen Interesses des Badischen Odenwaldes und der angrenzenden Gebiete. Unter Federführung der Stadt Walldürn ist diese „Museumsstraße“ in nunmehr fünf Jahren zu 23 Stationen ausgebaut worden; wie bei allen Stationen, so findet der Besucher auch bei der Dorfschmiede Weis eine geschichtliche Informationstafel und vor allem, der Schmied ist bereit, seine Werkstatt zu öffnen, Geräte und Handwerkstechnik zu erläutern und aus seinem reichen Arbeitsleben

zu erzählen. Ohne daß bei solchen Besuchen im entferntesten der Eindruck einer touristischen Schau aufkäme (die Museumsstraße wendet sich vor allem an den Individualreisenden; es muß auch einmal hingegenommen werden, daß der Schmied nicht anwesend ist), ist dies eine Gelegenheit zur anschaulichen Information, wie sie nur noch selten geboten werden dürfte. Leider ist hier der Zeitpunkt abzusehen, wann auch diese Gelegenheit nicht mehr bestehen wird: des Schmieds Söhne sind Schlosser geworden, die Zukunft der Schmiede ist somit ungewiß. Wahrscheinlich wird auch bei der Übermittlung dieses Handwerks einmal nur noch der zweitbeste Weg, die Darstellung in Freilichtmuseen (ein solches ist für weite Teile des nordbadischen Raumes gerade im Walldürner Ortsteil Gottersdorf im Aufbau) übrig bleiben. Die Technik und das funktionelle Umfeld kann hierbei durchaus vermittelt werden, die hier möglichen Vorführungen werden aber nie einen alten Schmiedemeister ersetzen können, der in seiner Schmiede arbeitet und aus seinem Arbeitsleben anschaulich erzählen kann.

Der volks- und gerätekundliche Teil des vorliegenden Aufsatzes gründet auf einer Befragung des Schmiedemeisters Weis, Oberdielbach, durch den Autor und einer Bestandsaufnahme der wichtigsten Geräte, die der Autor zusammen mit der Volkskundestudentin Lioba Schlör im Sommer 1985 im Rahmen des Aufbaus der „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus“ vornehmen durfte. Herrn Weis sei für seine freundliche Auskunftsbereitschaft und Geduld auch an dieser Stelle gedankt.

Photos: Thomas Naumann, soweit nicht anders angegeben.

Hansjakob und das alte Handwerk

II. Der Schmied

In der Regel wohnen Wagner und Schmiede nicht weit voneinander, schon um des vielfachen Zusammenhangs ihrer Arbeit wegen. So stand unweit von des Fürsten Haus, dem unsrigen gerade gegenüber, die Esse unseres Nachbars Fidel Sandhas, des Schmieds. Wenn das Kind gerne bei jedem Handwerksmann weilt — den Schneider vielleicht ausgenommen —, so wird eine Schmiede seine Phantasie vorab in hohem Grade beschäftigen, denn da gibt's Feuersglut, und Feuer ist das dem Kinde am meisten imponierende aller Elemente. Schon das lallende Kind streckt seine Hand mit großer Vorliebe nach einem Lichtlein aus. Das helle, lebige, glänzende Ding zieht seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Es möchte mit der Flamme spielen wie mit dem Wasser. Das Feuerlein, von Knaben hinterm Haus angezündet, das so manch Unheil schon angerichtet, ist der Kulminationspunkt des Kinderspiels in den ersten Jahren der Knabenzeit. Das Feuer auf dem Felde, das Äpfel und Kartoffeln bratet, war uns Hirtenknaben die süßeste Frucht des Hütens, eine Feuersbrunst aber, die „losgelassen wachsend ohne Widerstand“ Häuser und Gassen zerstört, ist der Knabenseele ein Jubiläum für ihre Phantasie und ihre Schaulust. In Ermangelung eines solchen Hochbrandes ist die Lohe in der Werkstätte eines Schmieds dem Knaben ein Ersatz für höhere Feuerflammen. An Regen- oder strengen Wintertagen dem Schmied Sandhas den Blasbalg zu treten, in die Feuersglut zu schauen und die Funken zu sehen, das war Poesie für meine Kinderseele und wahrlich kein kleiner Beitrag zu meinem Kinderhimmel. Der alte Meister, ein bildschöner Mann, auch im Schurzfell, mit dem bartlosen Gesichte und den runden, tiefen Augen war ein geborener Philosoph, unbewußter Anhänger der altheidnischen Weisen, denen das Feuer als das Urelement der Schöpfung galt. Ohne Feuer und Licht, meinte er, wären wir Menschen macht- und kraftlos; Feuer und Licht seien neben der nötigen Nahrung die Hauptmittel zum Leben und Wirken. Der Mann beim Feuer sei darum etwas wert; drum war der alte Sandhas stolz auf sein Handwerk.

Die ganze Familie Sandhas in meiner Heimat bestand meist aus genialen Menschen. In meiner Jugendzeit lebte noch der närrische Maler Sandhas, ein Künstler ersten Ranges — aber ein Narr; närrisch geworden ob einer unglücklichen Liebe. Es lebte ferner der Instrumentenmacher Sandhas, der immer den „Stein der Weisen“ suchte, brütend und verschlossen umherging, aber ganze Ströme von Geist aus seinen großen Augen quellen ließ. Es lebte mein Nachbar, der Schmied, der Mann „am Für“. Noch heute lebt mein Freund, der Sattler Sandhas, ein Mensch, der von allem mit Fassung zu reden weiß, von Chemie und Demokratie, von alter und neuer Forschung.

Wenn der alte, ernste Schmiedmeister ein Bauernpferd beschlug und ich die rostigen Nägel, die er aus den Hufen zog, aufheben und behalten durfte, so war das meiner Kinderseele eine Eroberung, wertvoll genug, um mir wirkliche, innere Freude zu schaffen. O Kinderhimmel, mit wie wenig Herrlichkeit bist du tapeziert, und doch, wie glücklich machst du!

Aus: „Aus meiner Jugendzeit“, 16. Auflage, Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal, 1986



SIE HABEN EINE GANZE MENGE ZU VERLIEREN

Voller Stolz schauen Sie auf das, was Sie sich bisher aufgebaut haben:

Erfolg im Beruf, ein schönes Heim und eine glückliche Familie.

Für Ihre Familie möchten Sie dies alles erhalten und bewahren.

Darüber hinaus machen Sie sich auch Gedanken über die Ausbildung Ihrer Kinder, vielleicht planen Sie größere Anschaffungen, oder Sie denken manchmal an die Zeit Ihres Ruhestandes.

Jedenfalls wollen Sie sich und Ihrer Familie den heutigen Lebensstandard erhalten.

Und fragen sich, wie Sie das Ganze für

die Zukunft absichern können.

Am interessantesten wäre doch ein Weg, der gleichzeitig Geld anspart und Ihre Familie absichert.

Diese Art der finanziellen Vorsorge läßt sich planen: in einem Gespräch mit dem Geldberater der Sparkasse.

Er kennt Mittel und Wege, ein Vermögen aufzubauen und mögliche Risiken zu begrenzen.

**Private Vorsorge
beginnt bei der Sparkasse**



Alte Waldgewerbe im nördlichen Schwarzwald

Technik und Bedeutung

Teil I

Oswald Schoch, Enzklösterle



Bild 1

Als in den Wäldern einst Kohlenmeiler rauchten, Teeröfen, Glashütten, Harz- und Aschesiedereien, Rußbrennereien und Wiedendrehereien in Betrieb waren, ging es dort weit lebhafter zu als heute. Die beginnende Industrialisierung hat im Laufe des 19. Jahrhunderts diese Stätten zähen Fleißes verschwinden oder andernorts in unvorherseh-

baren Dimensionen neu erstehen lassen. — Doch kaum jemand weiß noch von den Ursprüngen, von den harten und entbehrungsreichen Gewerben, die einstmals das mühevollen Leben der Waldbewohner prägten. In fünf Aufsätzen werden die Technik und die Bedeutung fast schon vergessener Waldgewerbe beschrieben und — soweit möglich —



Bild 2



Bild 3

anhand zahlreicher Fotos und Skizzen ins Bild gesetzt.

Die geographische Beschränkung auf den nördlichen Schwarzwald hat ihren Grund darin, daß der Verfasser in diesem Teil des großen Waldgebiets beruflich tätig ist und hier auch seine waldgeschichtlichen Studien betrieben hat. Genau genommen konzentrieren sich die folgenden Aufsätze auf den ehemals württembergischen Nordschwarzwald, d. h. auf den Raum zwischen Neuenbürg und Alpirsbach in der Nord-Süd- und zwischen Nagold und Obertal in der Ost-West-Richtung.

1. Köhlerei

Die Köhlerei im Schwarzwald hat eine lange und gewichtige Tradition aufzuweisen. So

verwundert es nicht, wenn sich in den dortigen Wäldern heute noch zahlreiche Orts-, Flur- und Waldnamen wie Kohlhäusle, Kohlhau, Kohlhülb, Kohlplatte, Kohlwanne, Kohlberg, Kohlstich, Kohlsteige, Kohlhütte, Köhlerweg, Kohlgründle usw. sowie echte alte Kohlplatten finden.

Es soll versucht werden, an Hand alter Fotos aus der Zeit der Jahrhundertwende die Erinnerung an ein uraltes, dem Wald eng verbundenes, heute schon legendenumwobenes Gewerbe festzuhalten.

Holzkohle vielfach begehrt

Bis zur Entdeckung und Nutzbarmachung der Steinkohle benötigte man große Mengen an Holzkohle für nahe und ferne Eisengießereien und Hammerschmieden, für Hütten-

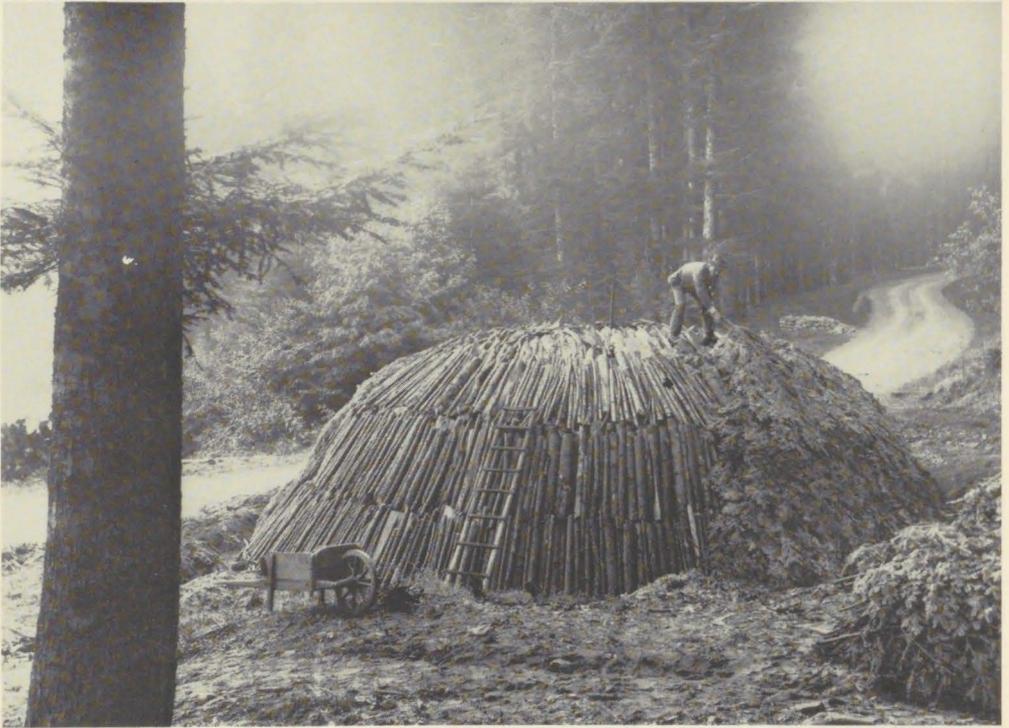


Bild 4

werke und Glashütten sowie für Huf- und Nagelschmieden. Die Lieferung von Holzkohle an chemische, pharmazeutische oder farbenproduzierende Gewerbe spielte im Vergleich hierzu eine nur untergeordnete Rolle. Der Bedarf an Holzkohle für Werkstätten der Gold- und Silberschmiede zählte zu den örtlichen Besonderheiten, war jedoch in Räumen wie z. B. von Pforzheim nicht zu unterschätzen.

Es soll der Ablauf der Köhlerei vom Aufbau eines Meilers bis zum *Ausziehen* der Holzkohle aufgezeigt werden. Zuvor sei aber das, was allgemein unter Köhlerei, unter dem Kohlebrennen, zu verstehen ist, in kurzen Worten umrissen. Köhlerei ist die Herstellung von Holzkohle durch Verschwelen von Holz im Meiler (Kohlenmeiler). In diesem wird bei beschränktem Luftzutritt ein Teil der Stoffe des Holzes verflüchtigt und insbesondere der Zellstoff langsam ausgebrannt

und in Kohle übergeführt. Auf der Kohlplatte wird lufttrockenes Holz von ein bis zwei Meter Länge um einen Feuerschacht (Quandel) in bestimmter Ordnung möglichst dicht gesetzt und mit einer Decke aus grünem Reisig und Erde allseitig überkleidet (Rauhdach und Erddach). Angezündet wird der Meiler im Quandelschacht; von hier aus verbreitet sich das Feuer allmählich gegen die Außenfläche des Meilers sowie von oben nach unten. Zur Regulierung des Verkohlungsprozesses stößt der Köhler Löcher in den Meiler; er füllt, wo es nötig wird, Höhlungen und Einbrüche aus und regelt den Luftzutritt. Ist der Meiler *gar*, so kühlt er aus. Die Decke wird nach und nach abgenommen, die Holzkohle *ausgezogen*, vollends gelöscht, verpackt und verladen. Die Ausbeute an Holzkohle beträgt bei Nadelholz 20 bis 26%, bei Buchenholz 20 bis 22% des Gewichts.

„Holzarbeit“ am Meiler

Betrachten wir nun die Bildfolge. Inmitten einer sorgfältig geebneten und möglichst windstill gelegenen Fläche, der Kohlplatte, wird mit dem Bau eines Meilers begonnen (Bild 1). Mittels dreier Stangen — es können auch vier sein —, die durch Weidengeflecht bzw. gedrehte Fichtenästchen verbunden werden, errichtet der Köhler zunächst den Feuerschacht, auch Kamin oder Quandel genannt. Je nachdem, ob der Meiler zwei- oder dreischichtig zu bauen ist, ragen die Stangen des Quandels zwei bzw. drei Meter in die Höhe. Vom Quandel aus beginnend wird sternförmig eine Unterlage gefertigt. Zum Rost nimmt der Köhler weniger wertvolle Holzprügel. Über diese sternförmig ausgelegten stärkeren Prügel legt der Köhler quer dazu schwächere *Bruckbölzer*.

Der Rost erhält dadurch sog. *Bodenzüge*, die für die Luftzufuhr wichtig sind. Vom Feuerschacht (Quandel) ausgehend, werden auf dem Rost die vorbereiteten, luftgetrockneten Ein-Meter-Hölzer, die mit einem besonderen Karren (Köhlerkarren) herangefahren worden sind, möglichst eng aneinandergestapelt aufgestellt. In der Mitte fast senkrecht, gegen die Peripherie etwas einwärts geneigt, so daß sich der Umriß des gestapelten Holzes nach oben verjüngt. Bei einem „dreistöckigen“ Meiler hieß früher die erste Schicht *Fußscheite*, die zweite Schicht *Schneidel* und die oberste *Kopfholz*. Die drei Schichten des Meilers sind auf Bild 2 deutlich zu sehen. Im nördlichen Schwarzwald wurden für den Meilerbau fast ausschließlich ein Meter lange Hölzer verwendet. Wichtig ist, daß das Holz sehr dicht aneinandergestapelt wird. Um Zuglöcher zu vermeiden, sind Spalten möglichst



Bild 5

schon beim Aufbau mit kleinen Hölzern und Ästen auszuflicken. Auch der Rost, der nach außen hin mit langen Ästen eingeschlungen wird, ist auf diesem Bild gut zu erkennen.

Falls es das Gelände zuläßt, kann sogar die oberste, dritte Schicht, also das *Kopfholz*, mit Hilfe eines Schubkarrens errichtet werden (Bild 3). An Stelle einer Sprossenleiter führen dann abgestützte Dielen oder Lattenstege zum Meiler. Auf dem Foto ist der gesamte Holzkörper fast fertig. Ein typischer Köhlerkarren hat allerdings an der Vorderseite zwei senkrecht hochstehende Ladestützen. Der abgebildete Meiler faßt etwa 110 bis 120 Raummeter Holz. Der Köhler beginnt auf Bild 4 mit dem Abdecken des Holzes. Dabei wird im Schwarzwald vorwiegend Fichten- und Tannenreisig verwendet und schuppenartig von unten nach oben aufgeschichtet. Das Reisig sollte möglichst fein und damit dicht sein. Die Mächtigkeit der Umkleidung variiert zwischen fünf und acht Zentimetern. Diese Abdeckung wird *Rauhdach* oder auch *Rauchdach* genannt und hat vorwiegend eine tragende Funktion für den Erdmantel. Auf Bild 5 ist der Reisigmantel beinahe fertig. Während der alte Köhler den Kopf des Meilers abdeckt, hilft der kleine Sohn bei der Feinarbeit. Wo kein Nadelreisig zur Verfügung steht, wird zur Abdeckung Gras, Heu oder Stroh verwendet. Über der Reisigabdeckung, dem *Rauhdach*, muß jetzt noch der Erdmantel (*Erddach*) aufgebracht werden; die Schicht aus sandiger Erde ist etwa fünf bis acht Zentimeter stark. Durch die mehrfache Verwendung des Materials auf derselben Köhlerplatte ist dieses mehr oder weniger vermischt mit Holzkohleresten und Kohlasche. Der Köhler spricht von *Kohllösche* oder *Koblengrieß*. So sieht der Erdmantel meist ziemlich dunkel bis schwarz aus. Mittels einer langstieligen *Patsche*, auch *Klopfstange* genannt (in der linken Hand des Köhlers), wird der Erdmantel fest angedrückt. Ohne die sorgfältige Abdeckung des Holzkörpers würde das Resultat des Köhlers ein Haufen Holzrasche sein. Nur die Verhinde-

rung des vollen Luftzutritts ermöglicht überhaupt den Prozeß der Holzkohlebildung. Zur Stabilisierung des Erdmantels dienen, wenn nötig, rundum errichtete *Rüsthölzer*.

„Feuararbeit“ beginnt

Nachdem der Meiler nunmehr steht, die *Holzarbeit* beendet ist, kommt der große Moment des Anzündens. Die *Feuararbeit* beginnt. Der Quandel (Feuerschacht), dessen Öffnung bisher frei geblieben ist, wird mit glühender Holzkohle gefüllt und abgedeckt. Im Inneren des Meilers beginnt der Schwelbrand um sich zu greifen und erfaßt nach oben und unten sowie gegen die Außenseite allmählich den ganzen Meiler (Bild 6). In den ersten acht Tagen muß bei einem Meiler der abgebildeten Größe zweimal täglich der Schacht kurz geöffnet, mit einer Stange, dem *Schürbaum*, durchgerührt und mit Holz und Halberkohltem nachgeschürt werden. Vom 9. bis 14. Tag etwa genügt einmaliges Schüren, später ist dies in der Regel nicht mehr nötig. Nach dem Schüren darf der Quandel, genauer das *Schürloch*, nicht sofort geschlossen werden, weil die sich bildenden Gase den Meiler zum *Schlagen* bringen, d. h. Explosionen im Meilerinneren bewirken könnten.

Der in Brand gesteckte Meiler wird auch an seiner Oberfläche sehr heiß. Der Köhler löscht deshalb vor dem Öffnen des Feuerschachtes den Kopf des Meilers kurz ab. Er muß daher stets Wasser greifbar haben; man beachte die Kanne am Fuß der Leiter. Zur Erleichterung der täglichen Arbeit am Feuerschacht, um dort besser stehen zu können, richtet sich der Köhler rund um den Meilerkopf eine schmale, terrassenartige Trittstufe her, den sogenannten *Kranz*. Auf dem Bild 6 ist dieser Kranz als Silhouette gegen den Rauch zu sehen.

Die nunmehr wichtigste Aufgabe des Köhlers ist es, für den jeweiligen Stand des Verkohlungsprozesses die Luftzufuhr richtig zu dosieren. Zur Regulierung dienen in den ersten Tagen zahlreiche Luftlöcher, die dicht

oberhalb des Rostes in ca. Ein-Meter-Abständen eingestochen werden. Bei jedem *Durchrühren* und Nachschüren des Feuerschachts müssen die Zuglöcher an der Basis geschlossen und danach wieder geöffnet werden, denn sonst würde der Luftzug zu stark. Damit Wasserdampf und Gase entweichen können und gleichzeitig der Meiler nicht *verstopft*, sticht der Köhler mit einer Stange kleine Löcher — *Rauchlöcher* oder *Pfeifen* — in den Erdmantel. Zunächst genügt eine Lochreihe unterhalb des „Kranzes“; nach etwa acht Tagen werden auf der ganzen Fläche des Mantels kleine Löcher *eingestupft*. Jetzt hat der Köhler die volle Tasteratur zur Dosierung der Luftzufuhr verfügbar. Wichtig ist, daß aus den Löchern heller Rauch (Dampf) erscheint; wird er blau bis blaugrau, so deutet er auf sauerstoffreiches Verbrennen und damit auf einen Riß oder

Einbruch im Erdmantel. Solange der Meiler schwelt, muß der Köhler Tag und Nacht auf der Hut und für Ausbesserungen bereit sein. Der Meiler auf Bild 6 ist ungefähr vor drei bis vier Tagen in Gang gebracht worden. Ein Kohlenmeiler der gezeigten Größe braucht etwa 20 bis 22 Tage, bis er fertig gebrannt oder *gar* ist. Es kommt auch vor, daß Teile eines großen Meilers bis zu vier Wochen benötigen. Ist der Meiler *gar* oder *niedergekohlt*, so wird die Holzkohle *ausgezogen*. Der Köhler beginnt an *ingesackten*, d. h. eingebrochenen Stellen — den Rissen folgend — mit Schaufel, Sterhaken und Rechen den Erdmantel zu entfernen, bis die Holzkohle, das Produkt des Prozesses, freigelegt ist. Die noch heiße Holzkohle wird auf die *Freiplatte*, eine freie Stelle neben dem Meiler, gebracht und dort mit Wasser abgelöscht. Hier bleibt sie mehrere Stunden, un-



Bild 6



Bild 7



Bild 8

ter Umständen bis zu einem Tag, unter Kontrolle liegen. Wo sich noch Glut zeigt und Qualm aufkommt, wird sofort gelöscht; es muß immer Wasser zur Hand sein. Auf dem Foto (Bild 7) ist die gelöschte Holzkohle schon fast verladen. Neben dem Köhlerjungen steht noch die Wasserkanne. Die großen Kohlestücke kommen direkt in den Wagen, die kleineren müssen in Säcke abgefüllt werden. Auch jetzt heißt es, noch auf eventuell zwischen den Kohlestücken versteckte Glut aufzupassen! Dem Enztäler Köhler Georg Schmied, der auf dem Wagen stehend zu sehen ist, brannte einstens der vollbeladene Wagen ab! Die feinere Holzkohle wurde zum Teil noch gesiebt, *geriebert*.

Man unterscheidet Hütten-, Schmied-, Löt- und Bügelkohle. Die qualitativ höchstwertige Sorte war die rißfreie, aus Ästen gewonnene Löt Kohle. Im Vergleich zu einem bestimmten Quantum Brennholz liefert die daraus gebrannte Holzkohle bei nur der Hälfte des Volumens und knapp einem Viertel des Gewichts etwa das Doppelte an Energie, präziser gesagt, fast die doppelten Hitzegrade. Welcher Effekt!

Verkauf der Holzkohle

Die Köhler legten Wert auf raschen Abtransport und Verkauf ihrer wertvollen Fracht. Die Wagen geladen und die Säcke gefüllt (Bild 9), präsentiert sich stolz die große Köhlerfamilie. Rechts neben dem Mädchen ist ein Kohlesieb, *Reiter*, zu sehen. Im Wald war der Köhler wegen der Gefährlichkeit seines „feurigen“ Gewerbes ein meist nicht willkommenen Gast. Es war schon wichtig, daß der Förster — wie auf Bild 6 — ein wachsames Auge behielt. Das Holz für den nächsten Meiler liegt schon bereit (Bild 8).

Um das Jahr 1850 mußten die württembergischen Forstleute eine gewisse Ausbildung im Kohlebrennen absolvieren. Bis um 1870 fanden in Freudenstadt und Wildbad sog. *Kohlekonferenzen* statt, bei denen zwischen Industriellen und den Forstmeistern der Bedarf an

Holzkohle und die Liefermöglichkeiten aufeinander abgestimmt wurden.

Die Personen auf den Fotos sind nicht etwa gestellt, sondern vom Hofphotographen K. Blumenthal, Wildbad, unmittelbar aus dem Köhlerleben herausgegriffen worden. Auf Bild 1, 2, 7 und 8 sehen wir den Köhler Johann Georg Schmied, den *Schmiedjörg*, auf der Kohlplatte im Höllgrund nahe der Agenbacher Sägmühle, südlich von Calmbach. Auf den Bildern 3 bis 6 arbeitet der Köhler Schaible, der *Kohlerschaible*, an seinem Meiler im Rehgrund, ebenfalls in der Nähe der Agenbacher Sägmühle. Leider ist seine Frau, die originelle und derbe *Kohlerkätter*, nicht auf den Bildern festgehalten. Bild 9 zeigt die Familie des *Kellerhannes* auf dem Brunnenwasen bei Agenbach, südöstlich von Calmbach.

Bei Enzklösterle, südlich von Wildbad, wurde innerhalb des Nordschwarzwalds am längsten Holzkohle gebrannt. Erst mit dem Tod der letzten Köhler in den Jahren 1972 und 1974 erlosch dort das alte Gewerbe. Seit 1980 hat das Staatliche Forstamt Enzklösterle die Tradition jedoch wieder aufleben lassen.

2. Harznutzung (Harzerei)

Schon im Altertum wurde der Naturstoff Harz vom Menschen gewonnen und genutzt. Aus dem Mittelmeerraum ist uns bekannt, daß die Phönizier, Griechen und Römer das Harz von Kiefernarten als Bindemittel, als Desinfektions- und Konservierungsstoff sowie als Abdichtmaterial, insbesondere im Schiffsbau, verwendet haben.

Auch im Schwarzwald ist seit alten Zeiten geharzt worden. Nur war es hier zunächst fast ausschließlich die Fichte, die man *angerissen* hat. Schwerpunktmäßig ist in fichtenreichen Waldungen des obersten Murgtals, vor allem im Gebiet Baiersbronn — Kniebis, die Harznutzung (Harzung, Harzerei) betrieben worden. Als Nebenerwerb spielte das Harzen für die dortige Bevölkerung eine be-



Bild 9

deutsame Rolle. In Harzhütten, Harzöfen oder auf häuslichen Feuerstellen wurde das gewonnene Harz in großen Kesseln gesotten und durch nasse Säcke gepreßt. Je nach Qualität des Produkts erfolgte die Weiterverarbeitung zu Lacken, Firnissen, Apothekerwaren, Schusterpech, Wagenschmiere u. a. Die rückständigen *Harzgieben* verbrannte man in *Rußhütten* zu Kienruß, der dringend für die Herstellung von Farbe, Drucker-schwärze, Ofenschwärze und für schwarzes Stiefelfett benötigt wurde.

Das Harzen an Fichten war jedoch für die Bäume selbst sehr schädlich; als Folge stellte sich die Rotfäule ein. Weil im Lauf der Zeit die Verluste im Wald zu groß wurden, kam es durch Forstordnungen und Reskripte ab dem 16. Jahrhundert zu Verboten oder starken Einschränkungen. Unerlaubtes Harzen der Fichten hat sich jedoch im vorgenannten

Gebiet noch weit in das 19. Jahrhundert fortgesetzt, wie auch die Erzählungen „Waldleute“ von Heinrich Hansjakob belegen.

In weiten Teilen des Nordschwarzwalds war dagegen die Fichte in früherer Zeit so gering vertreten, daß die Harznutzung an ihr nicht interessant sein konnte. Dafür ist hier jedoch das Teeröl- oder Schmierbrennen in Salbe- oder Schmieröfen weit verbreitet gewesen. Dabei handelte es sich um eine trockenheiße Destillation von zerkleinertem, sehr harzreichem Kiefernstockholz (Kiefernholz, Kienholz) zur Gewinnung von Kienöl, Teerschmiere und Pech.

Konjunktur im Ersten Weltkrieg

Doch später bekam die Harzerei im gesamten Nordschwarzwald eine sehr große Bedeutung: zur Zeit des Ersten Weltkriegs.

Geharzt wurden vor allem die Bestände älterer Kiefern (Forchen, Föhren). Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert deckte Deutschland seinen nicht geringen Bedarf an Harz durch Importe vorwiegend aus Nordamerika, Frankreich und Portugal. Der Krieg unterbrach im Herbst 1914 jäh die Einfuhren. Der wichtige Rohstoff Harz mußte ab sofort im eigenen Land gewonnen werden. Weil sie gegen Fäulnis unempfindlich war, wurde vorrangig die Kiefer zur Harzung herangezogen. Im Nordschwarzwald gab es umfangreiche Baum- und Althölzer aus hundert- bis hundertfünfzigjährigen Kiefern; kein Wunder, daß sie nicht verschont blieben.

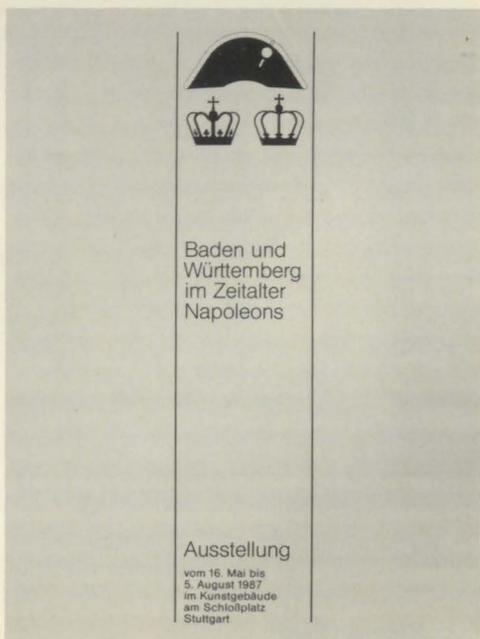
Um zu verstehen, wie wichtig der Rohstoff Harz gerade in der Kriegszeit war, müssen wir die stoffliche Zusammensetzung des Roh-Harztes kennenlernen: 20% Terpentinöl, 70% Kolophonium, 10% Wasser und andere Stoffe. Das Terpentinöl war Grundlage für Kampfer und Zelluloid, für pharmazeutische Produkte, Lösungs- und Verdünnungsmittel (Wachse, Fette und Lacke), für Reinigungsmittel, Riechstoffe u. a. — Kolophonium diente der Herstellung von Lack, Firnis, Papierleim, Wachstuch, Linoleum, Seife, von technischen Fetten, Schusterpech, Druckerschwärze und sogar von Munition. Die Aufzählung ist nicht vollständig und zeigt dennoch den vielseitigen Anwendungsbereich des Harzes. In den Kieferbeständen zwischen Nagold, Enz und Murg setzte die Harznutzung im Jahre 1916 in großem Umfang ein; ein Jahr zuvor waren bereits die Vorbereitungen im Gange. Bis 1917 wählte man als technische Methode der Harznutzung das *Dechsel-(Dexel-)Verfahren*. Ab 1918 dominierte sodann das *Rillenschnitt-* oder *Risser-Verfahren*, auch *Fischgrätverfahren* genannt. Beide Methoden sollen erläutert werden.

Röten und Dechseln

Beim Dechselverfahren wurde zunächst die zu harzende Kiefer auf einem ca. 20 cm brei-

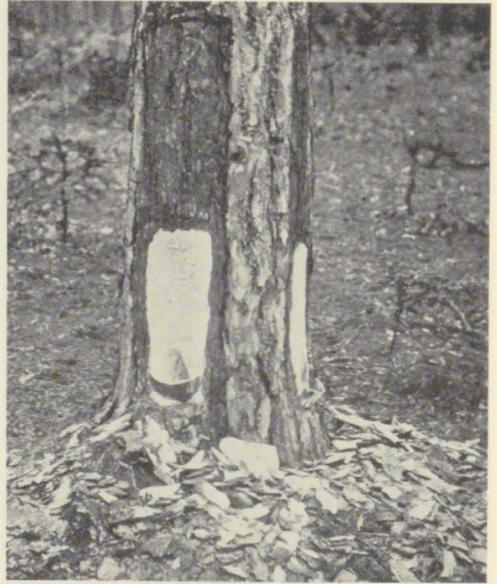


Bild 4
„Harzreißer“ für Rillenschnittverfahren

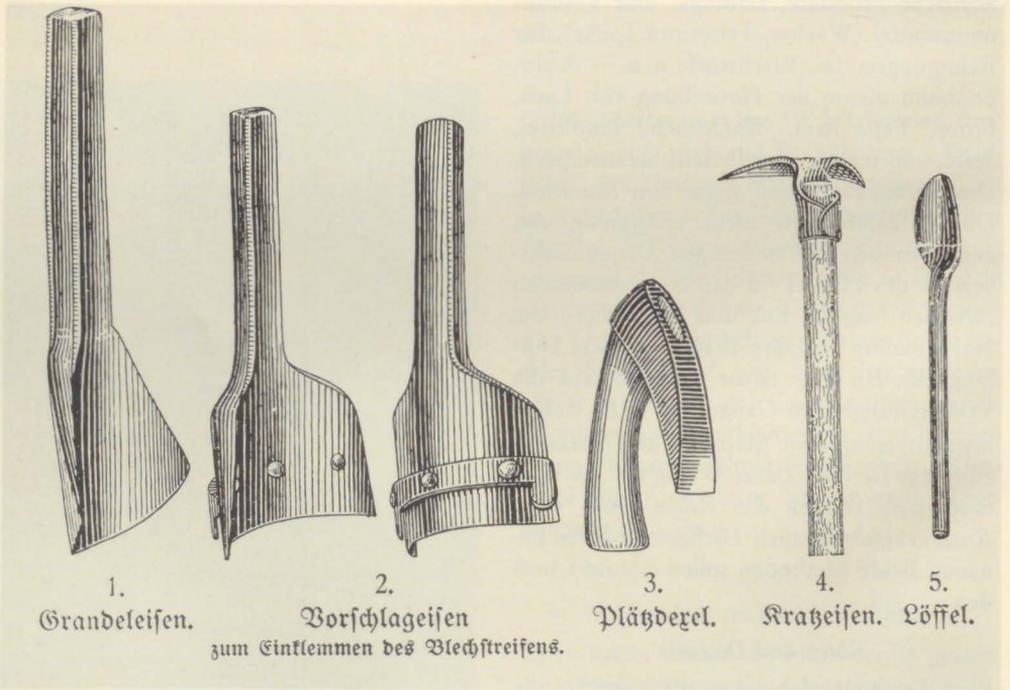




Kiefer mit „gerötetem“ Stammstreifen bis Augenhöhe des Mannes; soeben wird eine „Grandel“ fertig gemacht.

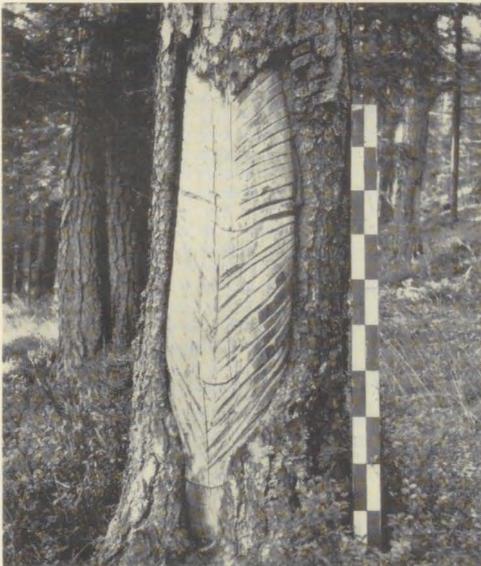


Fertige „Grandeln“; zwei Dechsellachten sind vorerst auf ca. 50 cm Höhe gerötet und auf ca. 25 cm Höhe gedechselt (geplätzt).

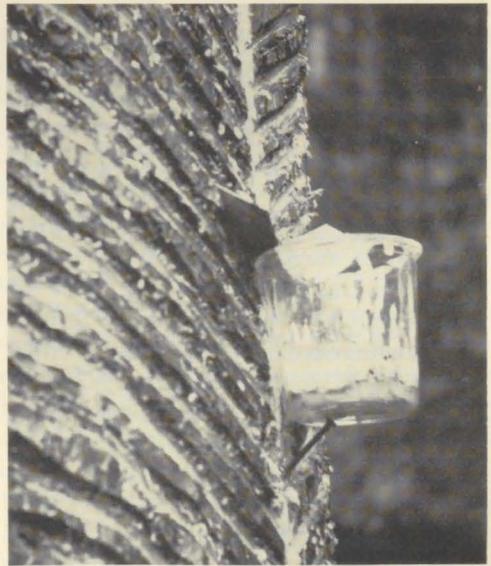


ten, senkrechten Streifen vom Stammfuß bis ca. 1,50 m Höhe *gerötet*, d. h. von der Grob- borke befreit, so daß über dem Bast nur noch eine ganz dünne Rindenschicht verblieb. Man bediente sich hierzu eines Schneidmes- sers, eines Bügelschabers oder ganz einfach eines kleinen Handbeils. Damit war zugleich der Verlauf der künftigen *Lachte* (Wundflä- che) vorgezeichnet. Das *Röten* führten meist Holzhauer durch, während die weiteren Ar- beitsvorgänge Waldarbeiterinnen oblagen. Innerhalb des geröteten Stammstücks wurde nunmehr einmal oder zweimal wöchentlich mit dem Dechsel (Dexel), einem kleinen, leicht gebogenen Handhäckchen, ein ca. 2 cm hoher, bis 2,5 mm tief in den Splint ge- hender horizontaler Span-Streifen herausge- hackt. Am Stammfuß beginnend, setzten die Arbeiterinnen die Spanstreifen ohne Zwi- schenräume übereinander (*steigende Me- thode*). Kurz nach dem Aushieb der Späne begann das Rohharz, der Harzbalsam, aus

den Harzkanälen des Splintholzes herauszu- fließen. Der Harzaustritt ist nichts anderes als eine Wundreaktion des Baumes. Der Harzfluß dauert ca. 12 bis 20 Stunden. Mit dem Dechseln (Dexeln) des nächsten Span- streifens mußte jedoch einige Tage abge- wartet werden, bis sich die angrenzenden Harzkanäle wieder aufgefüllt hatten. Das ausgetretene und abfließende Harz sammelte sich in eingehauenen Stammnischen (*Gran- deln*) oder in aufgehängten Glastöpfchen. Mit Harz- oder Pechlöffeln schöpften die Arbeiterinnen die Grandeln aus bzw. entleer- ten die Glastöpfchen in mitgeführte Eimer. Dechseln und Schöpfen erfolgten im selben Arbeitsgang. Zum Entleeren der Gläser be- nützte man eine sogenannte Harzspatel (Spachtel). Im Lauf des Arbeitsfortschritts mußten die Gläser zwei- bis dreimal höher gehängt werden. Die Aufhängung funk- tionierte sehr einfach durch das Einklemmen der Gläser zwischen Einlaufblech und Nagel.



220jährige ehemalige Harzkiefer mit alter Risser- lachte (Fischgrätverfahren); die Grandelnische am Stammfuß und die sichelförmigen Einhiebe für die Einlaufbleche (drei Höhenstufen) sind gut erkenn- bar.



Zwischen Einlaufblech und Nagel geklemmtes Harz- glas; das Fischgrätmuster der Rillenschnitte ist gut zu sehen.

In eingegrabenen und abgedeckten Fässern fand das Einsammeln des Harzes seinen Abschluß. Die Fässer waren deshalb so geschützt gelagert, um die Verdunstung des wertvollen Terpentin möglichst zu verhindern.

Im Laufe der Zeit konnte eine *Harzforche*, eine angeharzte Kiefer, drei bis vier der geschilderten Dechsellachten erhalten. Ab einer Höhe von 1,50 m wurde den Arbeiterinnen das Dechseln, auch *Plätzen* genannt, zu beschwerlich. Nur selten versuchte man, mittels kleiner Leitern die Lachten weiter zu erhöhen. Neben dem *Fließharz* (Balsamharz) war das später von den Lachten abgekratzte festgewordene *Scharrharz* von geringerer Ergiebigkeit und Qualität.

Fischgrätmuster mit dem Reißer

Das Risserverfahren (Rillenschnitt- oder Fischgrätverfahren) setzte ebenfalls die Vorbereitung des Kieferstammes durch das Röten voraus. Die gerötete Fläche und damit die spätere Lachte waren jedoch mit ca. 45–50 cm wesentlich breiter. Anstelle einer flächenhaften Verwundung des Stammes wurden nunmehr mittels eines scharfen *Reißers* (Rissers, Reißerhakens) Rillen in das Splintholz geschnitten. Die Rillen waren durchschnittlich 1,5–2 cm breit und drangen 2–3 mm tief ein. Von einer Mittelrille (Tropfrinne) ausgehend verliefen die Risse links und rechts schräg nach oben, etwa 45° zur Mittelrille, wobei jeweils V-förmige Winkel entstanden. Auch bei diesem Verfahren wurde im nördlichen Schwarzwald die *steigende* Methode gewählt, d. h. der Arbeitsfortschritt verlief von unten nach oben. Die Risse wiederholten sich ein- bis zweimal wöchentlich, wobei im Abstand von etwa zwei Zentimetern jeweils ein neuer Winkel über dem älteren entstand. Im Laufe des Arbeitsprozesses ergab sich so ein Fischgrätmuster auf der Lachte. Es war der bayerische Oberförster Splettstößer, der dieses Verfahren erstmals einführte. Die Technik der Kaut-

schukgewinnung dürfte hierbei Pate gestanden sein.

Das Sammeln des Harzes geschah in der gleichen Weise wie beim Dechselverfahren, nur daß das Einschlagen von Grandeln in die Stämme nicht mehr praktiziert wurde, sondern Glastöpfe mit Einlaublechen und stützenden Nägeln angewendet wurden. Gegenüber dem Dechselverfahren erbrachte das Risserverfahren etwa den doppelten Harztrag. Außerdem war der Anteil des wertvolleren Fließharzes (Balsamharz) wesentlich höher. Unabhängig vom praktizierten Harznutzungsverfahren übernahmen Pferdefuhrwerke die vollen Fässer und transportierten sie zu den örtlichen Bahnstationen, von wo aus sie in eine Harzfabrik in Obertürkheim bei Stuttgart gelangten. Durch Destillation erfolgte hier die stoffliche Trennung in Terpentin und Kolophonium.

Das Harzen in den Wäldern des Nord-schwarzwaldes endete im Jahre 1920. Die angeharzten Kiefernbestände erbrachten in den Jahren 1916 bis 1920 insgesamt rd. 175 000 Kilogramm Harz. Hinter dieser Zahl verbirgt sich eine bemerkenswerte organisatorische und arbeitstechnische Leistung, die von Forstleuten, Waldarbeitern und Waldarbeiterinnen erbracht worden ist. In den folgenden zwei Jahrzehnten konnte der Harzbedarf der heimischen Industrie wieder durch Importe voll gedeckt werden. Während des Zweiten Weltkriegs blieben die Waldungen des Schwarzwalds von der Harznutzung verschont. Es standen in den Ostgebieten ausreichende Bestände zur Verfügung. Heute wird noch in der DDR, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rußland sowie in Frankreich (Landes) und Portugal in großem Umfang geharzt.

1. Köhlerei

Quellen:

Blumenthal, K.: Bei den Kohlebrennern. Zeitschrift »Aus dem Schwarzwald« Nr. 3/1911, S. 49–57 (Blätter des württ. Schwarzwaldvereins). Auskünfte der Witwe des verstorbenen Köhlers

Ernst Frey, Enzklösterle, und von Hans Blumenthal, Wildbad, einem Neffen von K. Blumenthal. Eigene Erfahrungen in den Jahren 1980, 1981 und 1983.

Fotos:

Hofphotograph Karl Blumenthal um das Jahr 1900; heute Archiv Fotohaus v. Schoenebeck, Wildbad.

2. Harznutzung

Literatur:

Feucht, Otto: Von Harzern, Pechern und Köhlern im Schwarzwald; Schwäbische Heimat; 12. Jg. 1961, Heft 4, S. 138—145.

Merkblatt des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette über die Kiefernharzgewinnung; Berlin 1916.

Akten der Forstämter des ehemals württembergischen Nordschwarzwalds.

Fotos:

Bild 1, 2, 3 Reproduktionen aus einem Merkblatt des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Öle und Fette; Berlin 1916; Repro-Negative im Besitz des Verfassers; Bild 4, 5, 6, 8 Foto Lindecke, Wildbad; Bild 11 Reproduktion eines privaten Fotos (Simmersfeld); Repro-Negativ im Besitz des Verfassers; Bild 7, 9, 10 Foto Schoch, Enzklösterle; Bild 12 Repro eines alten Fotos unbekannter Herkunft.

Hansjakob und das alte Handwerk

III. Die Harzer

Im obern Wolfstale liegt das vielbekannte Schwarzwaldbad Rippoldsau am Fuß des waldigen Kniebis, den die Deutschen des Mittelalters kräftiger Kniebutz nannten. Oberhalb des Bades stand in den zwanziger Jahren noch das alte fürstenbergische Forsthaus, in welchem ein Révierförster residierte. Es war dies in jener Zeit ein alter, kränklicher Mann, namens Hug. Bei ihm erschien bald nach dem oben erwähnten Staatsexamen eines Tages ein flotter, junger Jäger in Uniform und mit dem Hirschfänger gegürtet. Er war über den Berg her vom unfernen Wittichen gekommen und stellte sich vor als: „Josef Anton Fürst, für Rippoldsau ernannter Forstadjunkt und Sohn seines Vaters, des Revierjägers in Wittichen.“ „Mit Schmerzen hab' ich auf Euch gewartet, junger Mann“, antwortete der alte Nimrod, den das Zipperlein seit Jahren plagte, und der herzlich froh war, einen Helfer zu bekommen. „Das ist ein Hundedienst, jahraus jahrein auf dem Kniebis herumzustolpern und im Holzwald, im Kohl- und im Glaswald. Und dazu überall Frevler am Holz und am Harz, wahre Teufelskerle, die man nie erwischt. Und die schönsten Rehböcke holen sie einem auch. Da möcht' der Teufel Förster und Jäger sein. Mich hat der Zorn umgebracht und der Schnee auf dem Kniebis mir das Zipperlein in die Beine hineingefroren, so daß ich jedenfalls nicht mehr lange mitmache. Ich hab' drum schon lange meinem alten Freund, dem Oberforstrat von Koller, geschrieben, mir einen Adjunkten zu geben. Er meinte aber immer, ich könnte es noch allein machen. Aber die Forsträte und Forstherren haben gut reden, die schmecken nur in den Wald, und wenn's nichts zum Jagen gibt, dann gehen sie wieder. Holz- und Harzfrevler fangen sie keine.“

„Als der Oberforstrat nun den letzten Sommer hier im Bade war, hab' ich ihn einigemal mitgenommen bei Regenwetter und ihm den Kniebis gezeigt und die von Frevlern angerissenen Fichten und die abgesägten Wurzelstöcke, da hat er's gesehen, daß eine jüngere Kraft nötig

sei, und mir einen Adjunkten versprochen. Gestern kam ein Schreiben von ihm, worin er mir einen schlaun und findigen Adjunkten anzeigt, und heute kommt Ihr. Also willkommen, Kollege, am Kniebis! Ihr seid in der Gegend aufgewachsen und kennt unsere Gebirgsforste. Euer Großvater war ja vor dreißig Jahren noch selbst Jäger hier, und drum seid Ihr mir doppelt willkommen.“

„Herr Revierförster“, nahm nun der Adjunkt das Wort, „bleibet Sie nur daheim von heut an, i will alles b'sorge, i hab' junge Bein' und Courage wie der Teufel. Schieße kann i no nit am besten, aber des schadet nichts; denn wenn unsereiner einen Frevler zu gut trifft, ist er gleich maustot, und des will man ou nit. Und weil die Wilderer so viel Rehböck' g'holt haben, so ist's gut, wenn ich die anderen mit meiner Büchs' schone, bis ich ein besserer Schütz' bin.“

„Ihr g'fällt mir, Adjunkt“, entgegnete der Förster und schüttelte dem Redner freudig die Hand. „Aber einen Rat will ich Euch geben fürs ganze Leben; denkt im Dienst immer an das schöne Sprichwort: ‚Allzu scharf haut nit, und allzu spitzig sticht nit.‘“ So trat der Seppe-Toni sein erstes Amt an, und noch in seinen alten Tagen sprach er von dem weisen Rat, den ihm sein erster Revierförster gegeben hatte.

Die größte Sorge des Forstadjunkts waren die Harzfrevler auf dem Kniebis. Mitten auf der Höhe des gewaltigen Gebirgsstockes liegen zerstreut zwischen Wald und Matten die Hütten der Gemeinde Kniebis und weiter unten die der Holzwälderhöhe. Die Leute sind blutarm in dieser rauhen Waldgegend. Die Wälder ringsum gehören „der Herrschaft“, und sie selbst haben nur ihre Strohhütten und um diese herum ein wenig Gras für ihre Kühe und Ziegen. Ihre Armut machte sie zu Harz- und Holzdieben, und ich bin der allerletzte, der ihnen deshalb zürnt oder einen Stein auf sie wirft. Nachts, wenn die Sternlein über dem Kniebis standen, zündeten die Kniebiser im Walde Lichtlein an, jeder Mann eins, und dann zogen sie ins Dickicht wie eine Lichterprozession, suchten die angerissenen Fichten auf und leerten deren Harzkanäle mittels Kratzeisen, oder sie rissen neue, saftreiche Bäume an, um sie fürs Harzen vorzubereiten. Keine Sekunde aber waren sie sicher vor den Revierjägern, die mehr denn einmal die Flüchtigen anschossen. Das so mühsam gewonnene Harz verarbeiteten sie in stillen, unbeschrienen Stunden zu Terpentinöl, zu Wagenschmiere, zu Pech und zu Kienruß. Wie oft hab' ich in meiner Knabenzeit die Harzer vom Kniebis in Hasle an- oder durchfahren sehen! Sie hatten Handkarren, die sie vor sich herschoben, und auf diesen in hölzernen Kübeln ihre Ware. Ich erinnere mich besonders an einen alten, kleinen Mann; er hieß der Schmiere-Mathes und fuhr regelmäßig einigemal im Jahre bei unserem Hause vor, stellte seinen Karren da still und verhausierte seine Artikel. Wenn er dann in seinen ledernen Kniehosen und den langen Stiefeln in meines Vaters Wirtsstube saß, erzählte er oft vom Kniebis und seinen Herrlichkeiten. Er meinte dann, dieser Berg sei der merkwürdigste in der Welt, denn an ihm entsprängen vier wilde, stolze Flüsse: die Wolf, die Kinzig, die Rench und die Murg, und aus ihm kämen vier Gesundbrunnen: Rippoldsau, Griesbach, Peterstal und Antogast. Er enthalte Silber, und sein Eisen sei flüssig und speise die genannten Gesundbrunnen. Auf ihm wachse ferner allein in Deutschland das isländische Moos, das man bei uns sonst nirgends als in den Apotheken bekomme. Alle Potentaten, von den alten Römern an, hätten den Kniebis gekannt und dort Schanzen aufgeworfen. Aber auch das erzählte er, der alte Harzer, daß noch nicht lange Leute droben wohnten auf der Holzwälderhöhe und in der Gemeinde Kniebis; sein Vater sei als Kind dahin gekommen, als man im vorigen Jahrhundert „Menschen hinaufgepflanzt habe“.

Man greift nach jedem Strohalm . . .

. . . wenn man sich auf das alte Gewerbe des Strohschuhmachens einläßt.

Emil Ruf, Titisee-Neustadt

Nur noch wenige, meist ältere Mitbürger, verdienen sich damit ein bescheidenes Zubrot. Neustadt im Schwarzwald ist offenbar ein „Zentrum“ der „Strohschuhmanufaktur“. Hier und im benachbarten Langenordnach werden mindestens noch in vier Haushaltungen „Straudepper“ hergestellt. — Bei Frau Hermine Löffler hat das Strohschuhmachen eine gewisse Tradition. Schon im Elternhaus am Hornberg, oberhalb der alten St. Petrinischen Glashütte am Knobelswald, wurden diese behaglichen Wärmespender hergestellt. Als man langsam etwas älter wurde und bei ihr die Kinder aus dem Haus waren, erinnerte sich Frau Löffler an die Fabrikation am heimatlichen Hornberg. Sie hatte jetzt ja Zeit für eine Nebenbeschäftigung. Ihr Mann, Engelbert Löffler, gebürtig vom Oberen Ferndobel, avancierte nach seiner Pensionierung als städtischer Waldfacharbeiter bald in dem Handwerk seiner Frau vom „Lehrbue“ und „Handlanger“ zum hochgeschätzten, aber leider nicht hochbezahlten Fachmann für Materialbeschaffung und „Deppermanufaktur“. Das sympathische und rüstige Ehepaar, das 1986 das Fest der Goldenen Hochzeit feiern konnte, betreibt mit Fleiß und viel Geduld sein urwüchsiges Geschäft in einem System überaus effektiver Arbeitsteilung. Vater Löffler hat seinen Wettbewerbern den großen Vorteil einer unmittelbaren Bezugsquelle für das erforderliche Rohmaterial voraus. — Auf seinem Gütle in wunderschöner, aussichtsreicher Lage am Oberen Ferndobel haust sein Bruder, der inzwischen 83jährige Josef Löffler. Bisher war er ein einigermaßen

rüstiger Haudegen, aber allmählich wird ihm das einschichtige Leben auf dem abgelegenen Ort doch beschwerlich. Immerhin hat der Ferndobel-Sepp bis jetzt seiner Schwägerin und seinem Bruder Engelbert das Roggenstroh für die Strohschuhmacherei zuverlässig geliefert. Und zwar in einer Qualität, die ihresgleichen sucht. Bei der Erzeugung des Rohstoffes „Roggenstroh“ wird auf dem Oberen Ferndobel mit Sorgfalt zu Werke gegangen. Man wählt ein gutes, zugekauftes Saatgut, kein selbstgezogenes. Wenn davon auch nicht extra die Rede ist, so handelt der Ferndöbler hier doch nach bewährten biologischen Grundsätzen. Beim Säen von Hand wird schön gleichmäßig portioniert, nicht zu dicht, aber ja auch nicht zu weit auseinander, denn dann würden die Halme zu stark. Das gäbe kein gutes Stroh zum „Zopfen“ von Strohschuhflechten. — An einer trockenen, sommerigen Halde am Fuß des Steinbergs zwischen Waldau und Neukirch, in über 1000 Meter Meereshöhe, reift der Roggen des Sepp. Die Körner geben nach dem Schroten ein wertvolles Viehfutter, das Stroh ist zum großen Teil für die Strohschuhmacherei des Ehepaares Löffler bestimmt. — Beste Qualität ist zu erwarten, wenn mehrheitlich trockenes Sommerwetter herrscht. Dann wird das Stroh schön hellgelb und elastisch. Ist der Sommer verregnet, gibt es nur minderes Stroh von dunkler Färbung, das mehr brüchig ist. Bei anhaltend schlechtem, nassem Wetter ist es für die Fertigung von Strohschuhen nicht zu verwenden. — Zum Düngen nimmt der Ferndobel-Sepp den



Hermine Löffler beim Flechten eines Strohzopfs

Stallmist. Er verachtet aber auch das Nachhelfen mit etwas Kunstdünger nicht. — Das schnittreife, etwa mannshohe Getreide wird bei trockenem Wetter gemäht, von Hand mit der „Sägis“. Zum Fruchtmähen nimmt man ein „Sensenworb“ mit einem „Reff“, das ist ein am Sensenstiel befestigter Bogen, der ein Umlegen der Halme in schönen, breiten Schwaden bewirkt. — Der Roggen bleibt etwa 2—3 Tage liegen, dann ist er, sofern das Wetter günstig ist, „dürr“, also ordentlich trocken zum Garbenbinden. Die gebundenen Garben werden gleich in die Tenne gefahren. — So etwa nach Lichtmeß geht es an's Dreschen. Das geschieht auf dem Oberen Ferndobel noch mit einer „Stiften-Maschine“ (nicht mit einem Breiddrescher). Es wird jeweils nur eine tüchtige Handvoll Dreschgut in die Maschine eingeführt, die Ähren voraus. Bei dieser Handhabung wird das Stroh durch den Dreschvorgang nicht

beschädigt. Das Stroh wird dann in „Wellen“ gebündelt, umfangreicher als bei Garben. Da das Material vor dem Flechten noch mehrfach behandelt werden muß, ist ein gleichmäßiges Begrenzen des Bündels oben und unten, wie das beim sogenannten „Schaub“ geschieht, hier nicht notwendig. (Der „Schaub“ wurde und wird teilweise heute noch beim Decken von Strohdächern verwendet.)

Wenn beim Bruder Engelbert in „der Neustadt“ das Rohmaterial am Ausgehen ist, wird Nachschub im Ferndobel geholt.

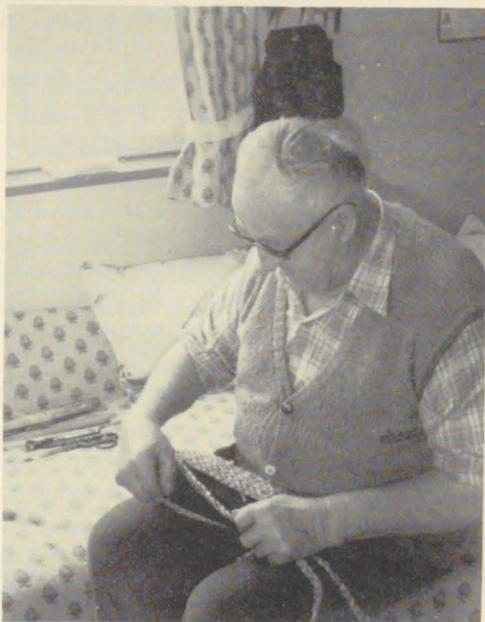
Die erste Prozedur vor dem „Zopfen“ ist das Einweichen des Strohs. Bei Löfflers verwendet man dazu das zum Einweichen der Wäsche benutzte Wasser. In einer Zinkwanne wird das Stroh in einer milden Lauge geweicht. Das im Weichwasser enthaltene Waschmittel macht die Halme schön geschmeidig. — Nun folgt das Putzen. Halm für Halm muß von etwa noch vorhandenen Ähren, Blattwerk und anderen Unreinheiten befreit werden. Vater Löffler greift buchstäblich nach jedem Strohalm. — Nach dieser Geduldsprobe widmet man sich einer etwas gefälligeren Tätigkeit, bei der auch mal die Enkel, wenn sie gerade zu Besuch sind, gerne mithelfen. Das Material wird auf dem Zementfußboden der Waschküche gründlich mit den Schuhen getreten, damit die Halme flacher und geschmeidiger werden, was den Flechtvorgang sehr erleichtert. Zum „Zopfen“ nimmt Frau Löffler 3 „Drome“. Etwa 3—5 Halme, je nach Stärke des Strohs, ergeben ein „Drom“. (Das „Drom“ ist ein alter mundartlicher Begriff, der z. B. auch verwandt wird, wenn jemand während seiner Rede „den Faden verliert“: — „Jetzt han i's Drom velore.“) — Sie flicht mit Schnelligkeit und erstaunlicher Akkuratessse mittels der 3 „Drome“ einen beinahe „endlosen“ Strohzopf, bis zu einer Länge von 40—50 Meter. Jedes einzelne Zopfglied wird durch einfühlsames Drücken und Wenden in die für das spätere Zusammennähen günstigste Fassung gebracht. — Vaters Aufgabe ist jetzt ein

nochmaliges Putzen des Geflechts, wobei mit der Schere vorhandene Rauheiten beseitigt werden. Zu diesem Geschäft werden etwa gerade zu Besuch weilende Kinder und Enkel gerne angestellt.

Werkstatt ist die Küche. Hier hat man ein recht beachtliches Sortiment Schuhmacher-Leisten in verschiedenen Größen. Fehlt die gewünschte Leistengröße, behilft sich Vater Löffler, indem er an den Fersenteil des Leisten ein Filzstück anheftet, wodurch der Leisten verlängert wird. Bei dem elastischen Rohstoff Stroh kann man auf eine übertrieben genaue seitliche Größenbegrenzung verzichten. — Stücke von gestrickter Wolle, etwa ausgediente Pullover, werden von Frau Löffler so um den Leisten genäht, daß dieser vollständig umhüllt, geradezu eingepackt ist. Diese erste Umhüllung des Leistens wird zur späteren Oberfläche des Futters in den fertigen Schuhen. Der Raum zwischen Sohle und Futter auf dem Leisten wird mit einer Füllung aus weicher, ungesponnener Schafwolle gepolstert und von Hand vernäht. — Eine wichtige Arbeit beim Formen des Schuhs ist die Herstellung der Strohsohle. Das Strohgeflecht wird von innen nach außen in eine Art elliptischer Spiralen gelegt. Lange Erfahrung und Studium der Materie hat das Ehepaar Löffler gelehrt, hierbei nach selbst festgelegten Normen zu verfahren. Die Länge des Zopfes für die Sohle ist von der beabsichtigten Schuhgröße abhängig. Wenn hier nicht aufgepaßt wird, steht die Sohle an der Frontseite der Schuhe über, was unschön wirkt. — Ist die Sohle fertig, wird sie mit Schuhmacherstiften (Taks) auf die mit Polsterung und Futter versehene Leisten-Unterseite geheftet. — Die Stifte werden entfernt, wenn das Flechtenlegen um den Leisten herum beendet ist. — Der Strohzipf wird nach dem Heften auf die Sohle seitlich um den Leisten herumgelegt und vernäht. Für Erwachsenengrößen braucht man 5—6 übereinanderliegende Reihen, für Kinderschuhe entsprechend weniger. Bei der Belegung des Leistens an der Oberseite, über dem „Riechen“, dem Fußrück-

ken, muß auf eine ausreichend große Öffnung für ein bequemes Hineinschlüpfen geachtet werden. Allerdings darf der Schuh auch nicht nach kurzer Zeit schon ausgeleiert sein.

Der Strohschuh ist nun im wesentlichen fertig. Vater Löffler gibt den fertigen Exemplaren schließlich mit einem gehobelten Rundholz noch den letzten Schliff. — Daran anschließend nimmt sich Frau Löffler die Schuhe zum Einfassen der Öffnungsränder vor. Als Verzierung wird die Öffnung etwa mit Plüsch oder buntgemustertem Stoff nach Wahl des Kunden eingerahmt. Auf der Oberseite wird ein hübsches Emblem angebracht. Beliebte sind bunte Wolle-Bollen, natürlich wesentlich kleiner als bei dem berühmten Gutacher Bollenhut. — Den absoluten Schluß bildet das Sohlen der Schuhe. Gewöhnlich wird dazu Gummi von dünnen Auto-Schläuchen genommen. Gummi als Sohlenmaterial ist widerstandsfähiger als die



Engelbert Löffler legt den Strohzipf um den Leisten



Aus der Strohschuhmacherei-Werkstatt bei Familie Löffler in Neustadt

weiche Lederqualität, die man als Sohle für die Strohschuhe verwenden kann. Sofern Ledersohlen gewünscht werden, wird das Material von den Kunden mitgebracht. — In die zugeschnittenen Sohlenstücke werden Heftlöcher gestanzt. Zum Aufnähen nimmt man Nylonschnur, die mit einer segmentförmigen Spezialnadel durch die Löcher gezogen und mit der die Sohle am Schuh befestigt wird. Gut gearbeitete Strohschuhe erfreuen sich auch heute noch einer großen Beliebtheit. Sie sind weich und schön warm und sehen außerdem noch hübsch aus. Als originelle Hausschuhe werden sie vermutlich gleicher-

maßen gern von Bauern, Arbeitern und Bürgern getragen und zwar von Groß und Klein. — Die Hexen und Schementräger der alemannischen Fasnet brauchen sie für ihren Mummenschanz. Nicht selten werden schöne Stücke als Wandschmuck für rustikale Wohnräume benutzt.

Der erzielbare Erlös entspricht einem kärglichen Stundenlohn, wenn man bedenkt, daß für ein einziges Paar solide gefertigter „Straudepper“ etwa 15 Arbeitsstunden nötig sind.

Der 1986 verstorbene Rektor Alfons Diemer, Furtwangen, hat in einem Beitrag in den „Mitteilungen des Geschichts- und Heimatvereins Furtwangen“ im Januar 1979 über das Strohflechten die Sorge ausgedrückt, daß das alte Gewerbe des Strohschuhmachens bald aussterben könnte. — Es hat sich tatsächlich bisher als erstaunlich robust erwiesen. Allerdings scheint es, als ob heute, fast ein Jahrzehnt nach der Veröffentlichung des Rektors Diemer, immer noch die gleichen Leute am Werk sind, aber halt um fast zehn Jahre älter. — Die Hauptschwierigkeit, die Rektor Diemer damals sah, nämlich die Beschaffung des Rohstoffes Stroh in der speziell für das Strohflechten zuträglichen eher altmodischen Dreschform, ist heute noch wesentlich größer geworden. — Nachfrage nach Strohschuhen ist zweifellos noch vorhanden. Ob sie auf die Dauer befriedigt werden kann, scheint aber sehr fraglich. — Vielleicht gelingt es dem vielbeschworenen schwärzwälder Witz und Erfindungsgeist, sich hier an einer zwar nicht spektakulären Aufgabe zu bewähren, um ein altes, liebenswertes Hausgewerbe unserer Heimat am Leben zu erhalten.

Die Kniebis-Männer und -Burschen führten ihre Harzprodukte bis hinab gen Karlsruhe durch alle Städtchen und Dörfer. Und wenn sie heimkamen, so erzählte mir im Herbst 1896 noch ein alter Mann, ließen sie aus dem unfernen Bergdorf Kaltbrunn Musikanten kommen und sich in ihrem Waldwirthshaus aufspielen zum Tanz und hatten gute Tage, bis das Geld alle war. Dann ging's wieder mit den Lichtern in den Wald, und es ward neues Harz geholt von unseres Herrgotts Fichten.

Mit diesen vielgeplagten und so selten frohen Menschen sollte der Forstadjunkt Fürst sich herumschlagen bei Wind und Wetter, im Regen und Schnee. Dazu kamen noch die Holzdiebe, welche es namentlich auf glatte, schöne Tannen abgesehen hatten, die sich gut zu Brettern und zu Schindeln verarbeiten ließen. Die Schindeln wurden ebenfalls „verhausiert“ im Kinzigthal, die Bretter aber kamen durchs Renchtal nach Straßburg. Die Liebhaber solcher Sägeklötze wohnten aber weniger auf dem Kniebis als drunten im Renchtale. Bevor der zukünftige Teufelsteiner im Revier war, gingen die Frevler in den finstersten Nächten und beim schlechtesten Wetter an die Arbeit; denn da, wußten sie, kommt der kranke Förster nicht, und Waldhüter gab es keine, weil der Förster die Waldhut hatte, und wenn einer oder der andere existierte, so war er aus der Gegend, also Fleisch von der Harzer Fleisch, und drum nicht so gefährlich. Der Forstadjunkt ging aber alsbald gerade zu diesen Zeiten auf die Suche und hatte leicht finden, weil die Lichtlein der Harzer ihm den Weg zeigten. Doch das Knistern eines Reises, auf das er trat, machte die Lichtlein erlöschen, und aus war's mit dem Erwischen. Dazu kam, daß, wenn er sie im Glaswald suchte, sie im Kohlwald harzten, und wenn er auf den Holzwald stieg, sie die Tannen am Eichelberg holten. So ging der Harz-, Schindeln- und Bretterdiebstahl noch einige Zeit fast so stark wie bisher. Es kam vor, daß die Renchtäler am Abend einen Stamm holten, in der Nacht versägten und am Morgen versandten, so daß, wenn der Adjunkt ihren Spuren nachging, er so gut wie nichts mehr vorfand, wenn die Sonne aufgegangen war.

Aber das Harz konnte nicht so rasch verarbeitet werden, und der Forstadjunkt war ungemein schlau im Entdecken von Harzlagern inner- und außerhalb der Hütten auf dem Kniebis. In den Kellern und unter den Misthaufen stöberte er zentnerweise Harz auf. Manchen Sack voll des klebrigen Stoffes jagte der Sepp-Toni von Wittichen den Waldleuten auch dadurch ab, daß er ihre Gespensterfurcht benützte und Gespenst und Teufel spielte. Traf er nachts im Walde ein- oder das anderemal einen Trupp, der auf dem Heimweg war, so verhielt er sich mäuschenstill. Er folgte den Leuten unsichtbar und warf nur von Zeit zu Zeit kleine Steinchen in die nächtlichen Wanderer. Das wurde diesen nach einiger Zeit so unheimlich, daß sie glaubten, es sei etwas Ungerades oder der leibhaftige Gottseibeius in der Nähe. Wenn dann der Harzwächter noch plötzlich mit einer übermächtigen Drohstimme irgendein Geisterwort losließ, warfen die Leute ihre Säcke ab und flohen blindlings. Ertappte er einen oder den anderen an Sonntagmorgen, wo mit Vorliebe geharzt wurde, so transportierte er ihn, mit gespanntem Hahn ihm folgend, vor die Kirche drunten unterhalb des Bades, beim „Klösterle“, und da mußte er, mit seinem Harzsack beladen, stehen bleiben, bis die Leute aus dem Gottesdienst kamen und den eigenartigen Sabbatschänder sahen. Der Harzhandel und der Bretter- und Schindeln-Export ins Unterland kamen drum zeitweilig ins Stocken. Beliebt war so der Forstadjunkt nicht bei den Harzern und Holzdieben, und mehr denn einmal feuerten sie nächtlicherweise auf ihn und er auf sie. Aber doch taten sie an ihm Christenpflicht, als er einst auf ihrer Höhe sich zum Sterben niedergelegt hatte.

In einer Winternacht, es lag tiefer Schnee auf dem Berg, und es schneite ununterbrochen weiter, ging er am Kniebis hinauf, um ganz oben an der württembergischen Grenze, über die oft Tannenbäume weggeschleppt wurden, zu lauern. Je höher er kam, um so tiefer ward der Schnee. Er kämpfte mit ihm, bis er erschöpft niedersank. Leise, aber mächtig fielen immer neue Flocken auf den erschöpften Mann, der sich nimmer wehrte der Todesumarmung. Da fuhr draußen auf der Landstraße der Postschlitten vorbei auf dem Weg aus dem Renchtal nach Freudenstadt. Im Schneelichte sah der Postillon etwas Menschenähnliches noch aus dem Schnee ragen. Er hält an, eilt über das Schneefeld und findet starr und leblos den Forstmann. Er schlägt Lärm in einer Hütte, die zum Dorf Kniebis gehört, und bald sind Mannen genug da aus der Harzerkolonie, die ihren Forstwart ins Dorfwirtshaus tragen „zum krummen Schulmeister“, der, ein hinkender Mann, zugleich Wirt und Lehrer war. Im warmen Bette erwacht der Seppe-Toni erstaunt wieder zum Leben auf. Seine Kniebiser erzählten ihm, was vorgegangen, und freuten sich, daß ihr guter Freund nicht im Schnee hat sterben müssen. Hatten die vom obersten Kniebis, die eigentlichen Kniebiser, dem Manne, der ihren Lebensfaden beschnitt, das Leben gerettet, so erwuchs dem starken Samson eine Delila bei ihren nächsten Nachbarn und Harzgenossen, bei den Holzwäldern.

Aus: „Waldleute“, 11. Auflage, Verlag Stadt Haslach, 1984

Hansjakob und das alte Handwerk

IV. Die Flößer

Graf Wolfgang von Fürstenberg, Herr im Kinzigtal, war der Gründer dieser ehrsamten Zunft und der erste Flößer nach den Niederlanden. Kaiser Maximilian I. gestattete ihm 1504, 200 Stämme ohne Zoll „an zwein Flotzen und darauf soviel pretter, als sie in oblast zu tragen mügen, nach dem Niederland zu flötzen“. Dieser Graf gab zur Förderung seiner Residenz Wolfach deren Bürgern das Privileg und Monopol, in seiner Herrschaft allein mit Holz handeln und es verflößen zu dürfen, und untersagte beides den Bauern. Ähnlich tat bald darauf der Herzog Ulrich von Württemberg in seinen weiter oben an der Kinzig gelegenen Städtchen Schiltach und Alpirsbach.

So entstanden in diesen drei Kinzigstädtchen Flößerzünfte, Schiffergesellschaften, die bald allein, jeder Zünftige für sich, bald in Kompanie das Flößergewerb betrieben. Ihre Gesellen waren die Floßknechte, welche, in Gespanne von 10 bis 12 Mann eingeteilt, mit einem Obmann an der Spitze, im Dienste der Schifferherren standen. Die Bauern des Kinzigtales waren nie besonders entzückt von dem Monopol der Schifferzünfte, denen sie das Holz verkaufen und die Flöße bis in die Kinzig anliefern mußten. Doch trösteten die Schiffer die Bauern in etwas, indem sie ihnen, so oft sie nach Wolfe oder Schilte oder Alpirsbach kamen, die Zunftstuben öffneten, heizten und sie mit Essen und Trinken regalierten.

Die Schifferzunft zu Wolfe enthielt eine Summe von Poesie. Im 16. Jahrhundert war jeder Schiffer von der Herrschaft aus gezwungen, Reben anzulegen, um so dem Weinbau aufzuhelfen. Die Flößer sorgten dadurch auch für sich und ihre Knechte, da beide ein trinkbares Geschlecht waren. Sauer muß er gewesen sein, der selbstgepflanzte Wolfacher, auf dessen Boden längst wieder Tannen stehen; aber getrunken haben sie ihn doch, die biedereren Flößer und ihre Knechte, vom Morgen bis in die sinkende Nacht. Und bald mußte die Herrschaft „die schlaftrünke als ein überfluß und unnötige füllerei den schiffherrn und den knecht“ bei ein Pfund Heller Strafe verbieten. Der Durst aber blieb bis in unser Jahrhundert herauf, und ich kannte in meiner Knabenzeit noch manch durstigen Flößer. Vom Frühjahr bis Martini kamen jede Woche einige „Flöße“ die Kinzig herunter und an Hasle vorbei. Hab' ihnen manchmal die Logel gefüllt beim Adlerwirt oder, wie die Fuhrleute und Flößer ihn nannten, „beim Frankfurterhans“, so benannt, weil er früher als Frachtfuhrmann zwischen Frankfurt und Schaffhausen verkehrt hatte.

Vor Tagesanbruch waren sie in Wolfe abgefahren, wobei sie zuerst entblößten Hauptes ein Vaterunser gebetet und das Kreuz über sich gemacht hatten. „Die Fahrt ins Land“ nannten die Flößer den Weg von Wolfe beziehungsweise Schilte und Alpirsbach bis nach Willstätt unweit der Mündung der Kinzig in den Rhein. Eine von der Zunft mit Wein gefüllte Logel lag bei der Abfahrt auf dem Floß, und so oft sie unterwegs gefüllt werden mußte, ging es auf Kosten der Schifferherren. Hatten sie Glück, so fuhr sie in zwei Tagen bis nach Willstätt; bei einer minder glücklichen Fahrt hatten sie eine Woche zu tun. Lohn, ob viel oder wenig Zeit gebraucht wurde, bekam jeder Knecht einen Kronentaler. Die Sperrflößer, welche die schweren Sperrklötze bedienten, erhielten einen Gulden Zulage als Sperrgeld. Blieben sie an einem Orte liegen, sei es aus Wassermangel oder weil der Steuermann auffuhr, so war bei der vielen Mühe, den Floz loszubringen, der einzige Trost die Logel, welche der jüngste Flößer füllen lassen mußte, wenn keine Buben um den Weg waren.

Wir Buben in Hasle kannten die Flößer alle am Dialekt. Die Schiltacher und die Schenkenzeller, welche letztere die Flöße der Alpirsbacher Schiffer brachten, schwäbelten weit mehr als die von Wolfe, die Schiltacher am stärksten. Die durstigsten waren die von Wolfe, die derbsten die von Schilte. Diese waren aber auch Kraftgestalten, und ihren prächtigen, stark schwäbischen Dialekt hörte ich am liebsten, lieber als den alemannischen meiner Heimat. Einzelne Schiltacher waren Schiffer und Flößer zugleich, so der Glaser-Christof, der Glaser-Ulrich und des Salzbecken Abraham. Flößerknechte, deren Namen ich oft hörte, waren der Huber am Roa (Rain), der Roa-Wöhrle, der alt' Grenadier, 's Groschupen Kanonier und der G'west. Die letzten drei waren Soldaten aus den napoleonischen und den Befreiungskriegen. „I bin in Frankreich g'west“, sprach stolz und vornehm der Flößer Andreas Trautwein: drum hieß er „der G'west“, so lange er durch die Kinzig dem Rhein zufuhr. Zu den genannten zählten noch der Salpeter-Christl, der Lehbeckle, der Sammel-Isaak, der Duschi, der groß Bombis und der klei' Bombis. Der Salzbeck, der Brünnelihafner, 's Nagelschmieds Hans, der Stegbeck verließen zur Floßzeit ihre Werkstätten und flözten. Der derbste war der rot' Jos, dessen Haare schon weither leuchteten, wenn er auf dem Floß daherfuhr und wir Buben auf der Kinzigbrück zu Hasle standen. Ihm riefen wir im Schiltacher Dialekt zu: „Rauter, hausch ou scho a Schoppe ghau heit?“ Da schimpfte der Jos teuflmäßig, während er unter der Brücke durchfuhr. Kamen Schiltacher Flößer ohne den Roten, so machten wir sie wild, indem einer von uns hinunterrief: „Flößer, wo haunt ihr den Raute glau?“ Sie wurden jeweils teuflisch wild und wetterten: „Gau hoim, dau Esel dau oder dau kriegst a Stange auf dei Eselskopf nauf gschlage!“ Oder: „Gau hoim und b'schau dei Muatter, des isch au a raute!“

Die Schiltacher ließen uns Buben nicht leicht mitfahren, während die von Wolfe und Schenkzell, wenn wir die Logel füllten, gerne ein Stück weit uns mitnahmen, uns Buben ein Hochgenuß, von dem ich in meinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ gesprochen habe. Die Schenkzeller hatten allein noch das uralte Privileg der Flößerknechte, das darin bestand, daß abwechselnd jeder auf seine Rechnung auf dem Floß eine Partie Bretter mitführen durfte, mit denen er dann Handel trieb. Es hieß dieses Privileg „der Katzenfloh“. Wie eine Katze auf dem Tisch, so lag der kleine Floß des Knechts auf dem großen seines Herrn, daher der Name. Zu den Schenkzellern gehörten in meiner Knabenzeit der Flößer-Nazi, der Flößer-Xaveri, der Flößer-Karle, der Schmider am Tannensteg, der Almend-Basche, der Salesi uf'm Almend und der Bachvogt Wolber im Wolbersloch. Von diesem Bachvogt geht heute noch ein geflügeltes Wort durchs obere Kinzigtal. Als einst ein Floß aus dem Kaltbrunn im Reinerzauer Bach lag, der bei Schenkzell in die Kinzig mündet, und nicht in diese geschafft werden konnte, weil er „nicht laufen“ wollte, kam ein anderes Floß aus dem hinteren Tal des Baches daher und konnte, da dieser zu schmal war für zwei Flöße und der erste still lag, nicht passieren. Da erschien der Amtmann Fernbach von Wolfe mit dem Bachvogt Wolber und fragte diesen, ob man nicht den hinteren Floß über den vorderen wegfahren lassen könne. Nun legte der Vogt vor allen Flößern seinen Zeigefinger auf die Stirne, schaute den Amtmann an und sprach: „O, wie dumm, Herr Amtmann!“ Seitdem, wenn einer was recht Gescheites sagt und der andere begreift's nicht, heißt's im oberen Kinzigtal: „O, wie dumm, Herr Amtmann!“ Ich sah in meiner Knabenzeit auch manch Flößergespann auf seiner Heimkehr vom Rhein herauf beim Frankfurterhans einkehren und trieb mich bei ihnen in der Wirtsstube herum, denn die Adlerwirtin war meine Göttle (Patin), und ich hatte deshalb freien Zutritt. Hatten sie gute Fahrt gemacht, die Wald- und Wasserleute, so fuhren sie auf einem Leiterwagen daher; hatten sie lange Fahrt gehabt und wenig verdient, so kamen sie zu Fuß das Tal herauf, ihre gewaltigen Äxte auf der Schulter und daran die Tauringe hängend. Es waren lauter wetterharte Männer, die im Winter im Wald, im Sommer auf dem Wasser ihr Leben zubrachten. Unter ihnen befanden sich von den Wolfachern der Turm-Sepple oder Turmpuberle, weil er auf dem Schloßturm zu Wolfe wohnte und zugleich Nachtwächter war, der vom Turme herab die Stunden pupte; dann der Grete-Hans, Hans Trier, nach seiner Frau, die Grete hieß und im Hause das Regiment führte, so benannt; der Muserle, welcher in freien Zeiten Mäuse fing; der Kohli und der Longinus. Der letztere war Obmann eines Gespanns und beim Flößen stets mit heiler Haut davongekommen, verunglückte aber auf der Eisenbahn. Er stieg einst zu Offenburg in den Zug, um heimzufahren; da fielen ihm die Flößerstiefel aus den Händen und auf den Bahnkörper. Er will sie aufheben, als der Zug sich eben in Bewegung setzt, und wird zermalmt.

Einer der Wolfacher hieß der Birekorb und ein anderer der Russ', weil er einer der wenigen gewesen war, die, mit Napoleon nach Rußland gezogen, heimkehrten. Der Russ' hieß nach seinem Vornamen auch der „Remigi“. Dieser, schon ein älterer Mann, kam in meiner Knabenzeit einmal bei Steinach unter das Floß. Da es lange ging, bis seine Kameraden ihn wie leblos unter demselben hervorbrachten, so hielten sie ihn für tot. Der Muserle schrie ihm noch in die Ohren: „Remigi, glaubst du an die heiligste Dreifaltigkeit?“ Der Remigi schwieg, und jetzt erklärte ihn der Muserle für maustot. Sie holen im Dorfe Steinach einen Karren, legen ihn darauf und führen ihn zum Adlerwirt in dessen Hausflur. Die schweren Flößerstiefel müssen aber dem toten Remigi ausgezogen werden. Doch sie sind zu naß und halten zu fest am nassen Leib und gehen nicht. Der Birekorb meint: „Wir schneiden sie auf!“ Das hört der Remigi und ruft plötzlich: „Laßt mir meine Stiefel ganz!“ „Er lebt, er lebt!“ schreien jubelnd die Kameraden, bringen den Russen in ein warmes Bett, und am anderen Tag ist er wieder kreuz-

fidel und hat noch manchen Floz ins Land gefahren und manchen Schoppen getrunken beim Frankfurterhans. Aber er mußte noch oft hören: „Remigi, glaubst du an die heiligste Dreifaltigkeit?“ Und wenn die Wolfacher Flößer in Hasle durchfahren, gab es böse Buben genug, die ihnen zuriefen: „Glaubt ihr an die heiligste Dreifaltigkeit?“ Die Flößer wußten immer was zu erzählen, wenn sie zum Frankfurterhans kamen, und ich höre diesen jetzt noch lachen, und lachen konnte der dicke Hans, daß die Fenster zitterten. Einmal war der Flößer und Seiler Oberle von Wolfe als Steuermann unterhalb Offenburg in einen Winkel des Flusses gefahren, und es hatte „Haufen“ gegeben, das heißt die hinteren Gestöre waren auf die vorderen geworfen worden. Das gab viele Arbeit, den Floz wieder flott zu bekommen, und seine Mitflößer schimpften den Oberle, weil er so schlecht gerudert habe. Der aber, ein älteres „Male“, meinte: „Wenn alle zwölf Apostel am Ruder gestanden, wären sie in den Winkel gekommen.“ Fortan hieß jene Krümmung bei den Flößern der Apostelwinkel, ein Name, den der Oberle nicht gerne hörte.

In Willstätt angekommen, wurde der Floz den dortigen Flößern übergeben, die ihn bis Kehl führten. Die Kinzigtäler aber erhielten auf Rechnung der Schifferherren ein flottes Mahl im Adler oder in der Krone, und dann ging's wieder landaufwärts, um einen neuen Floz „einzubinden“ und abermals ins Land zu fahren. Die schönste Fahrt alljährlich war die letzte um Martini. Bei dieser bekam ein jeder der braven Männer, die seit Frühjahr so manche Todesfahrt gemacht, nach der Flößerzeche von der Wirtin zum Abschied einen Strauß auf den Hut, die Schifferherren ließen sie auf ihre Kosten heimführen, und an allen Stationen das Kinzigtal hinauf erhielten sie von jedem Wirt, bei dem sie während der Floßzeit eingekehrt, einen Freitrunck. Das war eine Flößerleistung, von Willstätt bis Wolfe, zwölf Wegstunden weit, sich durch-zu-trinken. Die Flößerknechte selbst hatten das Sprichwort: „Nach der letzten Fahrt gibt's a Strüßle und a Rüsche.“ Aber die Wackeren vergaßen an jenem Tag auch Weib und Kinder nicht; jedes bekam ein „Martini-Kräml“, wenn der Vater heimkam von der letzten Fahrt, denn Mutter und Kinder hatten, ehe sie zu Bett gingen, das Jahr über manch ein Vaterunser gebetet, auf daß der Vater glücklich heimkomme von der gefährlichen Fahrt ins Land. Wenn dann die Nebel über die Wälder des oberen Kinzigtals hinzogen, die Meisen an die Fenster kamen und den Winter ankündigten, zogen die Flößer als Holzmacher ins Tannengrün, fällten die Bäume für die Flöße des kommenden Frühjahrs und erzählten sich beim Waldfeuer von den Flößerzechen und den guten Trünken des Sommers. Die durstigen und lustigen Wasserleute wurden bis zum Frühjahr genügsame Waldleute, und der alte Remigi tröstete sie, wenn's recht kalt war im Walde und Eiszapfen an den Tannen hingen, mit der Schilderung seiner Strapazen auf den Eisfeldern Rußlands.

War das Poesie oder nicht? Jetzt wanken die Leute im Kinzigtal matt und blaß und krank aus den Fabriken, und die schöne Flößerzeit ist nicht bloß im Heuwich, sondern auch auf der Kinzig, wo sie noch etwas länger lebte, tot. Selbst die derben, massiven Schiltacher Flößer haben der in ihrer Volksseele gelegenen Poesie nicht zu widerstehen gewußt und gefühlt, was sie begruben, da sie 1894 den letzten Floz das Kinzigtal hinabführten. Drum haben sie ihn mit grünen Tannen besteckt, diese Tannen mit schwarzem Flor behangen und auch sich und ihre Stangen und Äxte mit der Farbe der Trauer umschlungen. Wehmütig fuhren sie so den Fluß hinab, noch wehmütiger kehrten sie heim, denn auch ein Flößer ist ein Naturkind, und Naturkinder fühlen es, wenn jene Göttin irgendwo stirbt, deren Name sie nicht einmal verstehen, deren beseligendes Wehen sie aber inne werden in ihrer Volksseele. Heute leben die braven Flößer, diese tapferen Wald- und Wasserleute, nur noch im Sprichwort: „Grob wie ein Flößer.“ Als ob Leute fein sein konnten, die keine Zahnstoche und keine Zündhölzer, sondern Tannenbäume transportierten und jahraus jahrein in Wasser und Wald in Todesgefahr stan-

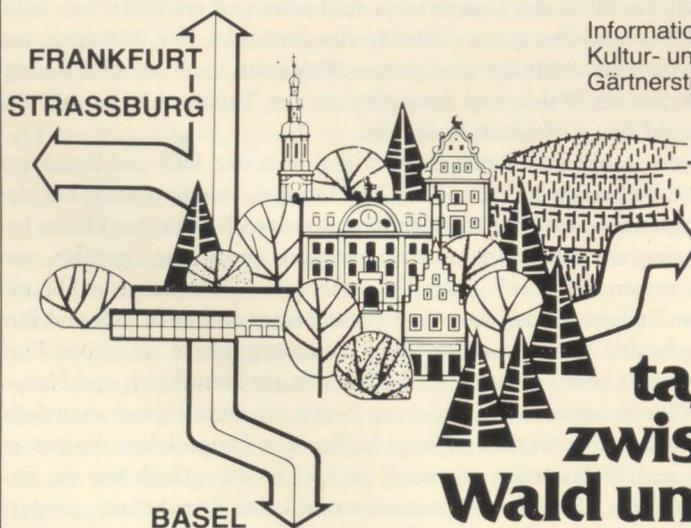
den! Wahrlich, mir ist ein derber, grober, ehrlicher Flözer lieber, als ein hohlköpfiger, faulenzender Gigerl und Komplimentenmacher. Und ich habe deshalb immer gerne gehört, wenn vor Jahren mein Landtagskollege Hofrat Buß, auch ein Kinzigtälner, mich wegen meiner großen Gestalt, wegen meines großen Hutes und wegen meiner „derben Bauernnatur“ stets nur „den Flözer“ nannte. Mir waren die Flözer von Jugend auf liebe Leut', und so oft ich in späteren Jahren noch solche die Kinzig herabfahren sah, hab' ich mich gefreut und freue mich jetzt, ihnen und ihren Schifferherren hier ein kleines Denkmal setzen zu können. Und drum wieder zurück zum Schiffer-Schang und zu seinen großen Taten und Fahrten.

Aus: „Waldleute“, Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal, 11. Auflage, 1984

Kongresse, Tagungen, Ausstellungen...

Offenburg Gastliche Stadt mit Atmosphäre und idealen Voraussetzungen.

Verkehrsgünstige Lage: Autobahn A 5 Karlsruhe - Basel, B 3, B 33, IC-Halt, Flugplatz · Räume für 50 - 8000 Personen · Besonders geeignet für Kongresse mit Fachausstellungen · 5000 Parkplätze · Gepflegte Hotels und Gaststätten (Badische Küche, sonnenverwöhnter Wein) · Reizvolle Umgebung (Ortenau, Mittlerer Schwarzwald, Badische Weinstraße, Straßburg) · Perfekter Service · Rahmenprogramme.



Informationen:
Kultur- und Verkehrsamt
Gärtnerstraße 6 · 7600 Offenburg ·
Telefon (0781) 82253

Oberrheinhallen-GmbH
Messeplatz · Postf. 2110
7600 Offenburg
Telefon (0781) 52031
Telex Offenburg
752725 orhog d

**tagen
zwischen
Wald und Reben**

1887 — Vor 100 Jahren ging im Wolftal die Flößerzeit zu Ende

Adolf Schmid, Freiburg

1887 — dem Historiker fällt manches ein, was vor 100 Jahren passiert ist: Helmholtz wird erster Präsident der von Siemens gestifteten „Physikalisch-Technischen Reichsanstalt“ als oberster Maß- und Gewichtsbehörde im Zweiten Deutschen Reich; Debussy schreibt seine Orchester-Suite „Le Printemps“; Daimler fährt mit einem vierradrigen Kraftwagen mit Benzinmotor spazieren; Papst Leo XIII. erklärt den „Kulturkampf“ für beendet . . .

Beendet wurde im Wolftal 1887, im Herzen des Schwarzwaldes, die Flößerei — für das Weltgeschehen sicher ein kaum bedeutendes Ereignis, für die Rippoldsauer und Schapbacher eine wichtige Zäsur in ihrer Wirtschaftsgeschichte.

„Unter allen großen und kühnen Unternehmungen, wozu die Auri sacra fames den Menschen antrieb, kenne ich keine, die bedeutender und bewundernswürdiger ist als der Bau und die Behandlung einer solchen ungeheuren, daher sich bewegenden Maschine, deren man sich auf dem Rhein vorzüglich vor allen anderen Flüssen in Europa und vielleicht in der ganzen Welt zum Holzhandel bedient. Sie sind die Riesen unter unseren Fahrzeugen. Man denke sich eine schwimmende Holzinsel von ungefähr 1000 Fuß in der Länge (ca. 315 m) und 90 Fuß in der Breite (ca. 28 m), in deren Mitte 10 bis 13 geräumige Hütten, von Brettern zusammengefügt, angebracht sind, worauf ein mittelmäßiges Dorf Platz haben könnte, und die von 400 bis 500 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird: so kann man sich unge-

fähr einen Begriff von einem Floße machen, das der majestätische Rhein auf seinem stolzen Rücken, wie ein anderer Atlas, der die Welt trug, vor den Augen seiner freudigen Uferbewohner daherträgt . . .“¹⁾

Der Gelehrte Gregor Lang aus Koblenz hat 1789 — also noch einmal ein Jahrhundert zuvor — sich so begeistert gezeigt in seinem Buch „Reise auf dem Rhein“, fasziniert von diesen Riesenflößen, die vom Schwarzwald kamen und auf dem Weg waren nach Holland. Von Straßburg über Speyer bis Amsterdam gab es viele interessante Holzmärkte, vor allem war das Bauholz aus dem Schwarzwald gesucht. Berühmt aber waren die „Holländer“, die kräftig gewachsenen Tannenstämme, die das umtriebige Volk der holzarmen Niederlande für seinen Schiffsbau brauchte, für den Aufbau einer großen Seemacht. Es lohnt sich immer ein Besuch im Rheinmuseum in Koblenz, um sich hier ein besseres Bild zu machen; man findet dort u. a. eine großartige Dokumentation der Geschichte der Flößerei mit einem Modell eines „Holländer-Floßes“, auf dem bis zu 500 Menschen beschäftigt waren. Das „Leben an Bord“ hat H. Hermann, der erste Zentralsekretär der Kommission für die Rheinschifffahrt, protokolliert: Auf solchen Flößen war eine fast vollständige Wohnung eingerichtet für den Floßmeister und seine Leute mit den notwendigen Wohn- und Schlafstellen, mit Küche und Speiseraum, mit Bäckerei, Schreinerei, mit Magazinen für die Lebensmittel; natürlich wurde Geflügel gehalten, zum täglichen Verzehr, und auch anderes Kleinvieh



An längst vergangene Zeiten erinnert dieser Ausschnitt aus dem Putzgemälde in Wolfach (Eduard Trautwein, Wolfach)

lieferte Frischfleisch. Dennoch wurden unglaublich große Mengen Proviant mitgeführt: 50 000 Pfund Brot, 20 000 Pfund Fleisch, 15 000 Pfund Käse, 14 Zentner Butter, 80 Zentner getrocknetes Gemüse, einige Dutzend Fässer voll mit heimischem Bier; daß auch der Schwarzwälder Schnaps bei der „Marschverpflegung“ nicht fehlte, ist anzunehmen, auch wenn H. Hermann dies nicht eigens erwähnte.

Die Flößerei muß schon im Mittelalter begonnen und im 16. Jahrhundert in größter Blüte gestanden haben. Die Holland-Flößerei ist freilich erst im 17. Jahrhundert „in Mode“ gekommen. Vorher — bis 1681 —

war es vor allem die Stadt Straßburg, die das Holz aus den Wäldern der Fürstenberger, aus dem Rippoldsauer Klosterwald oder aus dem Schapbacher Bauernwald aufkaufte; in den Straßburger Archiven lagert eine reiche, interessante Korrespondenz zwischen den Wolftäler Holzherren und der Straßburger Stadtverwaltung²).

Die Menschen dieser Waldlandschaft suchten ihren Nutzen mit Wagemut und Einfallsreichtum. Ihr einziges Vermögen war der Wald. Das Holz mußte geschlagen werden und auf den „Riesen“, diesen gigantischen Rutschbahnen, ins Tal befördert werden, ans Wasser. Die Arbeit im Walde war früher für

Wo man Harz
macht.



Fischfang vñ Holzflöß. 3

Aber Gott weist wol einem jeglichen Landt zu geben darvon es sich ernchren mag. Also findest du bey vsprung des Wassers Murg nemlich hinder Kniebis/ dz sich das Volck mit Harz abläsen vnd klauben ernchret. Dann da findt man zwey oder drey Dörffer / deren Eynwohner alle jar 200. vñ etlich meh: Centner Harz vñ den Thau-beumen sämlen/ vnd gen Straßburg zu verkauffen bringē. Das Volck so bey d' Rynsig wohnet/ besunder vmb Wol-
sach / ernchret sich mit den grossen Sawhölckern / die sich durch das Wasser Rynsig gen Straßburg in den Rhein flößen / vñ groß Gelt jārlichen erobern. Desgleichen thun die von Gerspach vnd andere Flecken/ die an der Murg ge-
legē sind/ die das Sawholz durch die Murg an den Rhein bringen / wie die von Pforzen durch die Eng groß Flöß in den Neckar treiben. Also mag ich auch sagen von der Tho-
naw / die ihren Fluß gegen der Sonnen auffgang hat / die bringt auch nicht kleinen nutz den Beywohnern / wiewol man sie nicht viel braucht/ od kein Gewerb darauff treibt/ von ihrem vsprung an bis gen Ulm / außgenommen dert

die meisten Rippoldsauer und Schapbacher selbstverständlich, es gab kaum eine Alternative. In „Rotten“ von zehn bis fünfzehn Männern wurde im mächtigen Waldgebiet südlich des Kniebis gearbeitet — vor allem im Dienst des Klosters bzw. der Pfarrei oder der Fürstenberger (deren Wolfstaler Besitz freilich 1934 verstaatlicht wurde) oder der Bauern. Durch Generationen waren es immer dieselben Mühen und Gefahren: Fällen, Entrinden, Riesen, Flößen. Feste Arbeitsverträge gab es für den Waldarbeiter nicht, es war eher ein ungesicherter Nebenerwerb. (Erst im Frühjahr 1919 begannen übrigens auch die Schwarzwälder Waldarbeiter, sich auf eine gewerkschaftlich gestärkte Organisation zu besinnen und Verhandlungen und Verträge zu erzwingen über Lohn, Arbeitszeit und soziale Sicherheit.)

Riesen

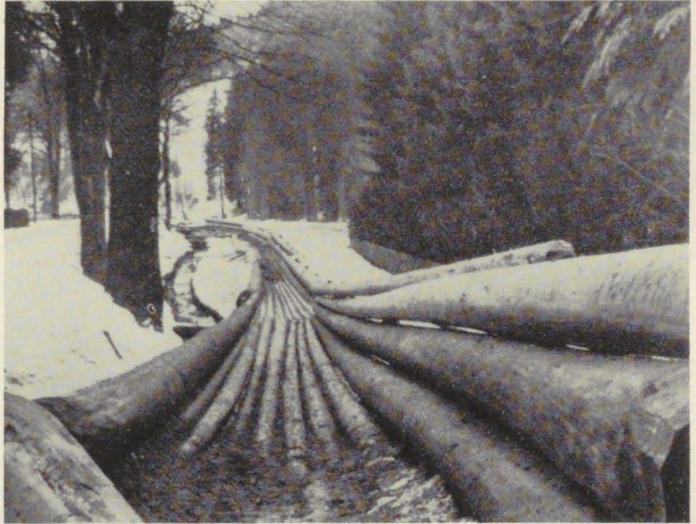
Bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts hinein wurde im Wolfstal „geriest“ — eine ur-

alte Schwarzwälder Methode, das gefällte Stammholz von den Höhen zum leichter erreichbaren Lagerplatz ins Tal zu bringen. In solchen „Anlagen“ rasten die vorne wie ein Torpedo zugespitzten („geschnäzten“) Bäume mit ungeheurem Tempo auf schneller, eisglatter Bahn und brachten oft in wenigen Minuten fast 300 Meter Höhenunterschied hinter sich — eine nicht ganz billige, durchaus zweckmäßige, aber überaus gefährliche Art des Holztransportes. Immer wieder kam es daher zu schweren Unglücken.

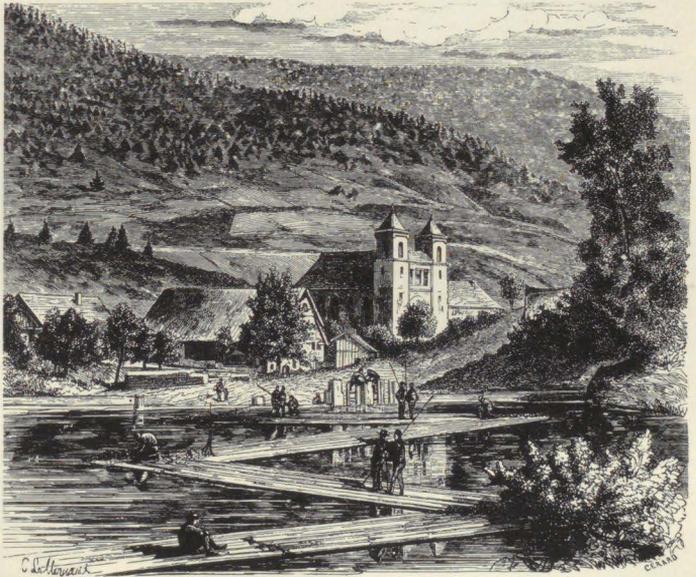
Zusammenstellen der „G'stehrē“

In der Bildmitte (Seite 251) steht der Neubau der spätklassizistischen Kirche von 1829, links davon der alte Meierhof des St. Nikolaus-Klosters und ganz am linken Bildrand das alte Haus, in dem bis zum Schulbau von 1876/77 Unterricht erteilt wurde. Wo heute das Rippoldsauer Kurhaus steht bzw. etwas südwärts davon, war das Wasser der Wolf vor 100 Jahren (bis 1887) zu einem kleinen

*Riesbetrieb bis in die
50er Jahre unseres
Jahrhunderts*

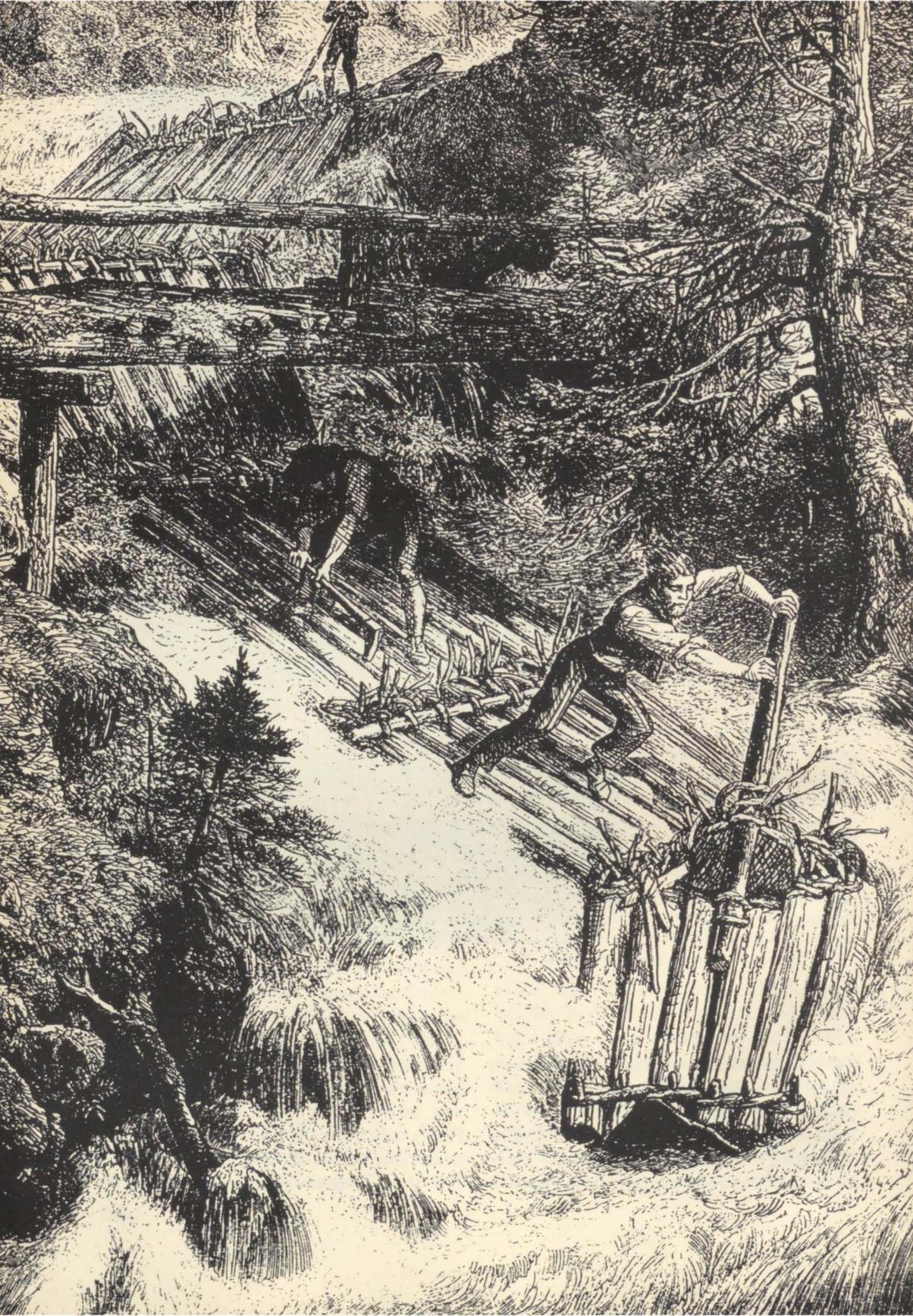


*So sah Charles Lallemand
das Zusammenstellen der
G'stehre, etwa 1860: die
„Spannstatt“ auf der „großen
Talwiese“ oder der Kloster-
weiher, im Rückstau der Wolf*



See gestaut. Dorthin wurden die Stämme von Pferden geschleift bzw. „geriest“ (z. B. vom Gaisbach herunter), und dort wurden die Flöße zusammengestellt in mehreren großen „G'stehren“. Das vorderste „G'stehr“ eines Floßes bestand meist nur aus vier schwachen

Stämmen, die an der Spitze keilförmig zusammenliefen; die folgenden waren dann etwas breiter. Über die Länge des ganzen Floßes haben wir unterschiedliche Angaben; sicher aber waren sie insgesamt mindestens 200 Meter lang. Drei Stunden dauerte die



Fahrt bis Wolfach; zu Fuß muß man doch immerhin gute vier Stunden rechnen.

Bis 1887 wurden die Rippoldsauer Tannen und Fichten auf dem Wasserweg zum Markt gebracht. Jahrhunderte hindurch war die Flößertechnik dieselbe: Teiche, Schwallungen, Wehren, Einbindestätten u. a. Das Flößen war harte Männerarbeit, und doch wurde 1887 die letzte Floßfahrt auf der Wolf mit sehr viel Wehmut begleitet. Aber die Flößer mußten einsehen, daß die Konkurrenz des Pferdegespanns auf der inzwischen stabilisierten Landesstraße zu groß geworden

war; sie konnten auch in Wolfach bzw. Hausach direkt an die Eisenbahn liefern.

Auf dem Bild unten sehen wir eine Rippoldsauer Flößergruppe, etwa im Jahre 1880. Bei jedem Geleit fuhren 14 bis 16 Mann mit. Das Kommando hatte der „Floßmeister“; dieser Name wird auch weiterhin von einer Generation zur anderen vererbt — was stört dabei die Tatsache, daß das Gewerbe selbst tot ist, seit gerade 100 Jahren?

Das Wolftäler Wassersystem

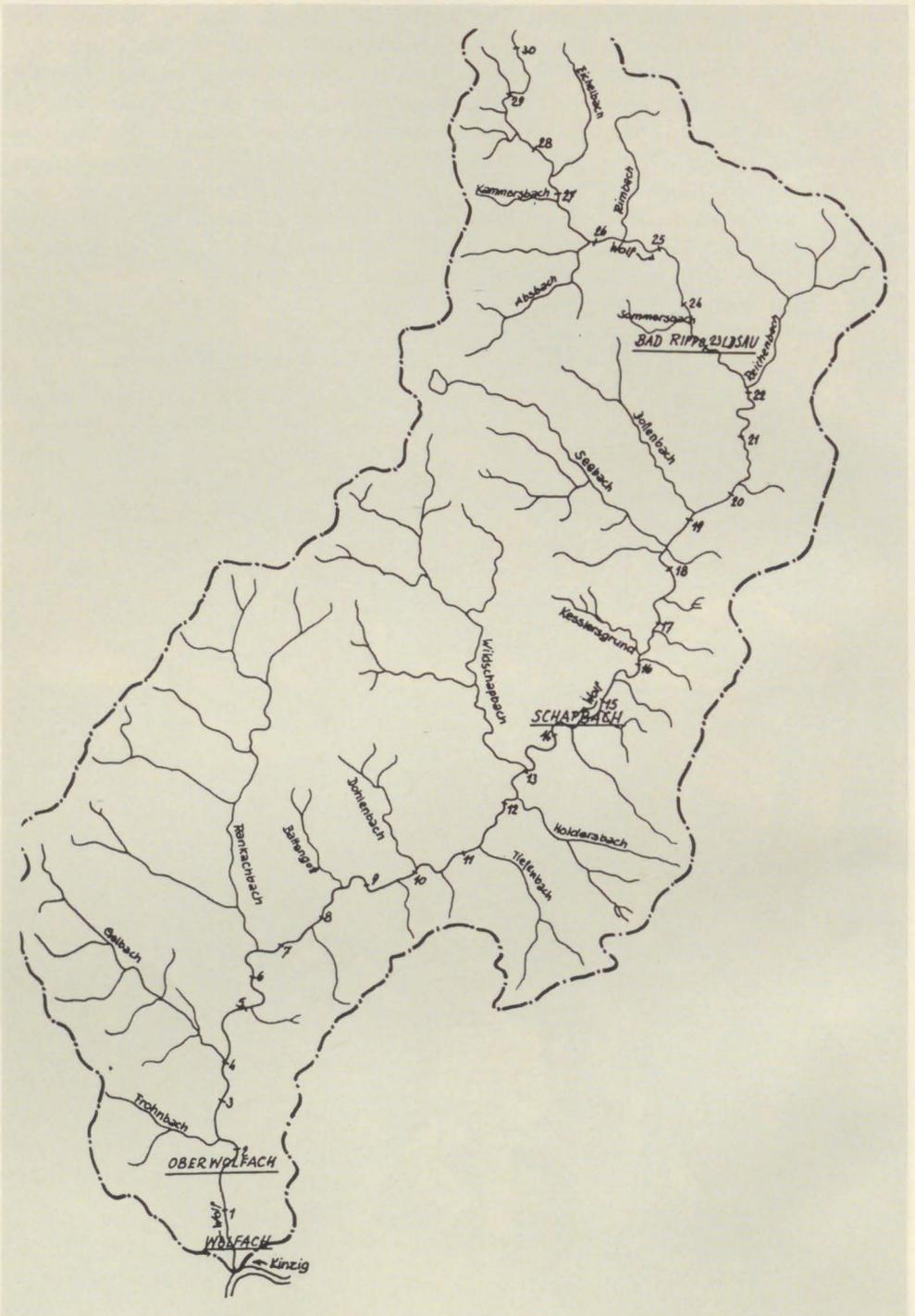
Die folgende Karte (Wasserwirtschaftsamt Offenburg) zeigt das Wassersystem des Wolf Tales mit seinen vielen Seitentälern: Insgesamt hatte die Wolf in ihrem 30 km langen Lauf 15 Zuflüsse, die auch „Floßbäche“ waren.

Bild Seite 252:

Das Flößen des Holzes im Schwarzwald. Nach der Natur aufgenommen von Carl Roux

(Aus: „Gartenlaube“, 1868)





Das Wolfstal mit seinen Seitentälern

(Wasserwirtschaftsamt Offenburg)



Gasthaus „Zum letzten G'stehr“ (Postkarte von 1918). Seit 1892, jetzt also in der dritten Generation, hat die Familie Leuthner das alte Flößergasthaus in ihrem Besitz; sie hat daraus in den letzten Jahren — was Größe und Einrichtung, Bedienung und Gastlichkeit betrifft — eines der bestrenommierten Hotels des mittleren Schwarzwaldes gemacht. Die „Flößerstube“ erinnert für alle Zeiten an das alte Gewerbe und den großen Durst.

Zum letzten G'stehr

Die letzten Stämme auf Rippoldsauer Gemarkung wurden jeweils zu „G'stehren“ zusammengestellt „vor Burgbach“, unweit der alten Flößerwirtschaft „Zum letzten G'stehr“. Von hier aus ging es dann in rascher gefährlicher Fahrt bis Wolfach. Die Flößer trugen bei ihrer Arbeit meistens bis an die Oberschenkel reichende Stiefel, die vor allem auch vor Kälte schützen sollten. Die obige Ansicht stammt aus dem Jahre 1918, das Gasthaus „Zum letzten G'stehr“ ist aber viel älter. War die Arbeit getan und die letzten „G'stehre“ zusammengestellt, hatten die Männer ja wohl einen guten Trunk verdient und ein anständiges „Flößerbrot“ dazu, bevor sie dann unterwegs waren, der Kinzig zu, dem Rhein zu.

„Waldflöße“ — „Kinzigflöße“

Die Rippoldsauer und Schapbacher Flößer fuhren zumeist nur bis Wolfach, nur selten

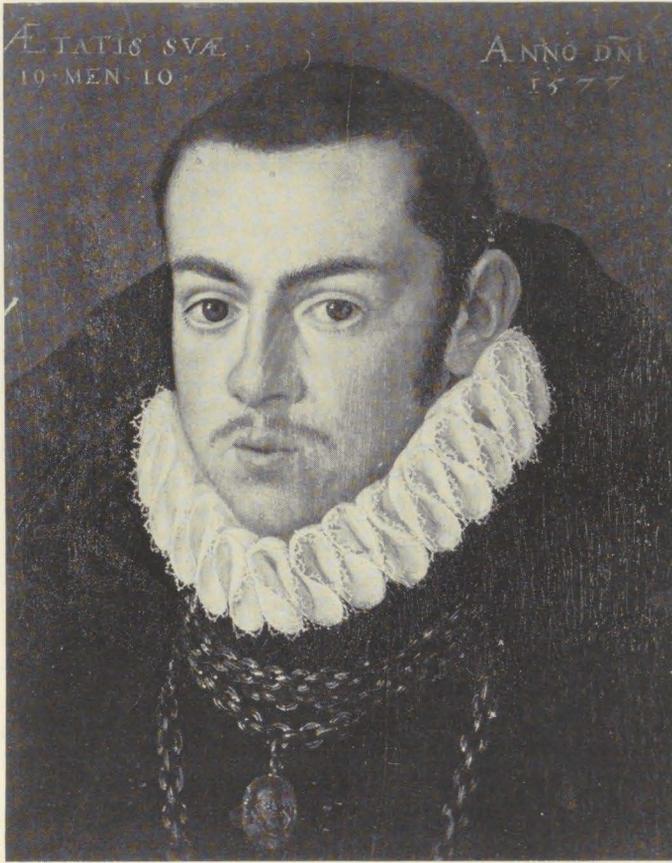
bis zur Kinzigmündung in den Rhein; die Wolfacher Schiffergesellschaft ließ sich ihre topographisch bedingten Privilegien nicht so leicht nehmen. Die „Waldflöße“ wurden zu „Kinzigflößen“ umgebunden.

Aber zunächst noch einmal weit zurück in die Geschichte!

Der gesamte Floßbetrieb war durch das Zollsystem verschiedener Herrschaftsgebiete stark beeinträchtigt: Die Unzahl von Zollstätten, die stets wechselnden Vorschriften, die auch auf eigenen Vorteil bedachten Zöllner, am meisten aber das Durcheinander im Maß- und Münzsystem — all dies erschwerte die Arbeit der Flößer. Der Zoll mußte im Normalfall als Geld entrichtet werden, nur als Ausnahme wurde Holz akzeptiert. Die Zollgebühren waren nicht einheitlich. So zahlten z. B. gegen 1500 die Nichtbürger der Stadt Wolfach dort den sogenannten „Gastzoll“, d. h. einen Zuschlag, genau wie jene Unternehmer, die in fremdem Auftrag fahren oder auch zur „geschlossenen Zeit“, also im Winter; nach allgemeiner Vereinbarung sollte dort nicht gefloßt werden.

Wolfacher Privileg

Die Herrschaft des Grafen Wolfgang von Fürstenberg (1490—1509) brachte einen entscheidenden Aufschwung für das ganze Territorium. Auch die Flößerei wurde von ihm in einer Weise geregelt, die bis 1867 Geltung behalten konnte. Er hat 1504 von Kaiser Maximilian das Recht erhalten, 200 Stämme ohne Zoll „an zweien Flotzen und darauf soviel pretter, als sie in oblast zu tragen mügen, nach dem Niederland zu flötzen“. Er privilegierte die Wolfacher Schifferschaft mit dem Flößerrecht auf der Kinzig, so daß keiner sonst dieses Gewerbe dort betreiben durfte und es dem Holzverkäufer aus dem Wolftal nur gestattet wurde, bis zur Stadt Wolfach zu flößen, nicht weiter. Dort oder aber auch schon „zu Wald“ übernahmen die Wolfacher



Albrecht Graf von Fürstenberg: 1557–1599

(Aufnahme: Georg Goerlipp, Donaueschingen)

Flößer das Holz, um es nach Kehl oder rheinabwärts bis in die Niederlande zu bringen. Nach 1500 trat so im Kinzigtal eine beachtliche wirtschaftliche Blüte ein. Die Statuten der Wolfacher Schiffferschaft vom Jahre 1527 gaben dieser Zunft einen starken Halt gegen jede unerwünschte Konkurrenz der Waldbauern, die sich allerdings nicht damit abfinden wollten. Schon in der Waldzuteilung von 1562/65 wurde vom „Flotzholz“ gesprochen, 1582 bekamen die Wildschapba-

cher das Recht zum Selbstflößen, freilich nicht auf Dauer. Die Geschichte der Flößerei ist auch eine Geschichte der Streitigkeiten. Ausgenommen waren bei dieser privilegierten Stellung natürlich die eigenen Interessen der Herrschaft, und dieser fürstenbergische Floßbetrieb war ja von Rippoldsau talabwärts sehr wichtig; so ist sicher mancher „Holländer“ mit Rippoldsauer Flößern „an Bord“ die Wolf, Kinzig und auch den Rhein abwärts gefahren.

Am Wolfacher Rathaus war für die Wolf­täler Waldbauernschaft ein Normalmaß angebracht, das aber — vielen Klagen nach zu schließen — nicht immer Beachtung fand. Der Verkauf bzw. die Übergabe der Flöße an die Wolfacher Schiffferschaft wurde vom Landesherrn und seinen Beamten beaufsichtigt, „damit kein Teil vernachtheiligt werde“. Die Schätzung dieser Amtleute mußte respektiert werden — „bei Poen 3 Pfund Straßburger“.

Im März 1552 wurden Vogt und Gericht im Auftrag der Vogtei Rippoldsau beim Grafen Friedrich zu Fürstenberg vorstellig⁴): Sie sollten fortan alles Holz an den Landesherrn verkaufen. Sie würden dies auch gerne tun. Seit Jahrzehnten aber hätten sie in den Wolfacher Kaufleuten verständnisvolle Partner, bei denen sie auch Schulden machen könnten. Mit Holz sei das wieder auszugleichen. Außerdem hätten die Wolf­täler in Wolfach immer freie Einkehr gehabt, Wohnung, Essen und Trinken hätten die Flößer dort umsonst gehabt. Das Jahr 1552 habe dem Wolfthal schon genug Unglück gebracht; durch eine Seuche seien „etliche heuser schier außgeraumt worden; unser hergott hat angefangen, die dry vogtyen Oberwolfach, Schappbach und Ripoltzaw heimzusuchen“. Die Rippoldsauer befürchteten, der Fürstenberger könnte nicht so großzügig sein wie die Wolfacher; deshalb baten sie ganz offen, es beim alten zu belassen. Und nachdem auch die Wolfacher darum ersuchten, ihr Privileg nicht zu beschneiden, geruhte der Graf, die alten Rechte neu zu bekräftigen: „Und damit die Unterthanen auf dem Lande sich desto weniger zu beklagen haben, daß sie von denen in der Stadt übervorteilt werden, so sollen fürderhin alle Jahre von wohl­ermeldetem gnädigen Herrn oder seiner Gnaden Amtsleuten etliche Personen dazu tauglich, verständig oder geschickt verordnet werden, die den Kauf zu Wald nach Läufen und Käufen und ziemlicher Billigkeit setzen.“

Gegen 1600 wurde die Konkurrenz der großartig organisierten Murgschifferstadt mit dem Holzkönig Jakob Kast, dem badischen „Fugger“, an der Spitze, immer stärker. Der aus Hörden im Murgtal gebürtige Kast, eine der bedeutendsten Gestalten des deutschen Frühkapitalismus, Holzhändler und Bankier in einem, verstand es, aus dem holländischen Bedarf zum Städte- und Flottenbau ein gutes Geschäft und sich darüber hinaus Herzöge, Städte und Bischöfe zu Schuldnern zu machen. Auch andere Schwierigkeiten, z. B. mit den Straßburger Geschäftspartnern, kamen für die Kinzigflöße­rei dazu. Erst nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) gab es einen neuen Aufschwung, und der Hollandhandel brachte auch für den mittleren Schwarzwald eine später nie mehr erreichte Blüte. Das große Seefahrervolk holte sich viel Schiffsholz aus dem Kinzigtal. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts fuhren manche Flöße mit mehr als 5000 Festmeter Holz rheinabwärts, im Wert von einer halben Million Mark und mehr.

Aber für die Wolf­täler war das Flößen kein gesichertes Gewerbe, es brachte auch nur bescheidenen Wohlstand ins Tal. Weil das Recht auf Benutzung der Flußstraße privilegiert war und dies immer wieder — z. B. noch einmal 1828 vom badischen Finanzministerium — bestätigt wurde, half man sich im Wolfthal, indem man dort Sägewerke erstellte. Erst 1831 wurde den Städten Wolfach und Schiltach das alte Gewerbeprivileg genommen, auch die Flößer der kleinen Gemeinden durften nun ihr Holz selbst auf der Kinzig nach Kehl bringen. Die Freude bei den Bauern war groß; Hansjakob gibt in den „Erzbauern“ ein Spottlied wieder, das über die Wolfacher Schiffferschaft umging:

*„Den Schiffern geht's wie dem Bonapart,
Der einst auch so florieret hat.“*

Der Ruf der Wolf­täler als Holzhauer und Flößer wuchs ständig, und oft wurden sie als

Fachleute selbst ins Ausland geholt — für einige Monate, manchmal wurden Jahre daraus. 1870/71 z. B. wurde eine Gruppe nach Siebenbürgern verpflichtet, nicht wenige Waldarbeiter wurden dort sesshaft. Auch schon aus früheren Jahren ergeben sich in den Gemeindeakten Hinweise auf solche „Auswanderungen auf Zeit“. In Bayern, z. B. im Sauerlacher Forst, waren ebenfalls Wolf-täler Holzhauergruppen an der Arbeit; teilweise haben sich die Waldarbeiter auch dort verheiratet.

Acht alte Quellen zur Wolfstalflößerei

a) Harz als Oblast

In den Reisebeschreibungen von Carl Friedrich von Sponeck⁵⁾ von 1817 („Über den Schwarzwald“) lesen wir sehr authentisch:

„Die Hauptreviere, in welchen vorzüglich die Waldprodukte zum Beruf dieses wirklich nicht unbedeutenden Handels genommen werden, sind Rippoltsau, Wittichen und Wolfach, deren Bezirke der Länge nach durch die floßbaren Hauptbäche, die Kinzig und Wolf, und die häufig in jenen befindlichen Wasserschwellungen sowohl, als die aus den Seitenthälern in dieselben geleiteten floßbaren Grundbäche, und zwar namentlich die Absbacher, Reichenbacher, Wildschappbacher, Rankenbacher, Kaltenbrunn und Heubacher, zum vorteilhaften Transport derselben bewässert sind.

Der Haupthandel wird im Stammholz von der kleinsten Gattung an aufwärts bis zum Holländerbaum einschließlich steigend, betrieben, und floßweise auf der Kinzig bis Kehl, dem Hauptmarktplatz, von dort aus aber theils weiter auf dem Rhein abwärts verschifft, theils daselbst an auswärtige Holzhändler im Großen und Kleinen auf das Land verkauft.

Vermöge eines zwischen den Hohen Häusern Würtemberg und Fürstenberg in den Jahren 1764 und 1766 abgeschlossenen Kin-

ziger Hauptfloß- und Nachreß ist der Floßstammholz-Handel für den Kinzigfluß ausschließlich an 40 privilegierte zünftige Schiffer verliehen, welche ihr Schiffergewerbe nach den im erwähnten Receß enthaltenen Vorschriften betreiben dürfen. Die Hälfte besagter Schifferzahl bildet eine Compagnie, die in Wolfach ihren Sitz hat; die übrigen 20 betreiben einzeln, jeder für sich, ihr Gewerbe nach Rezeßvorschrift und Zunftordnung.

Der Flecken Schenkzell, so wie das Amtsstädtchen Wolfach, sind die beiden Stapelorte, bis wohin die Waldbauern ihre feilhabenden Flöße bringen, und an welchen dieselben von den mit oder anderen Schiffern käuflich übernommen, von denselben in größerer Flöße umgeschaffen, und von da weiter auf ihre Rechnung verschifft werden.

So wie in mehr erwähntem Receß die gegenseitigen Verbindlichkeiten zwischen den Waldbauern, Schiffern und Flößern unter sich genau festgesetzt sind, und überhaupt in demselben nichts vergessen wurde, was vorschrittlich zur Begünstigung diese so wohlthätigen Handels ersprießlich seyn könnte, so wurde auch für das auf der Kinzig zu verflössende Stammholz, welches durchgehends in Weißtannen, Fichten oder Kiefern besteht, auf immer eine bestimmte Norm, rücksichtlich der Länge sowohl, als des Durchmessers am kleinen Ende, nach dem hier in der Copie verzeichneten Straßburger Wasserschuh Maaß festgesetzt.

Obige Flöße werden mittelst tannenen, birkenen oder haselnen zubereiteten Floßwieden stamm- und gestörweise zusammengeflochten, jedes dieser Flöße mit 3 bis 4 Holzsperrern zur erforderlichen Fahrtdirection versehen, und auf der Fahrt durch einen Fahrschiffer, nebst einem Gespann von 15 Flößer knechten, geleitet und spedirt; nebst dem werden diese Flöße öfters mit Eichenstammholz, allen Sorten Sägwaaren sowohl harter als weicher Gattung wie auch mit Kiefer-, Kübler-, Wagner- und anderem Handwerkholz durch alle Klassen, überdies mit

Harz, Pech, Terpentin und Kienruß, unter dem Namen Oblast, befrachtet.

Das Klaftermaaß ist verschieden, für die herrschaftlichen Waldungen durchgehends zu $6\frac{1}{2}$ Schuh hoch, $6\frac{1}{2}$ Schuh weit, und das Scheit $3\frac{1}{2}$ Schuh lang, nach dem Nürnberger Werkschuh angenommen; sonst aber, wenn nicht durch besondere Accordbedingungen das Maaß vorgeschrieben ist, wird dasselbe zu 7 Schuh hoch und weit, die Scheitlänge zu $3\frac{1}{2}$ Schuh, nach dem schon früher beim Floßstammholz beschriebenen Straßburger Wasserschuh verfertigt. Was die Waldungen diesseits den Eigenthümern am Holzertag nicht zureichend rentiren, suche dieselben ihnen durch die jährliche Harzerndte um so eher abzugewinnen, als das Harz hier, wegen der günstigen Lage des Transports bis an den Rhein, und von dort weiter bis Holland, bereits immer in hohem Preise steht.“

b) *Gefährliche Arbeit*

Es dürfte klar geworden sein, daß die Flößerei die einzige Möglichkeit war, den Waldreichtum einer schlecht erschlossenen Gebirgslandschaft zum Markt zu bringen. Aber es war gewiß eine harte, eine risikoreiche Arbeit. Es gab Verletzte und Tote. Bei den „Wundern“, die in Verbindung mit der „Rippoldsauer Marienwallfahrt“ protokolliert wurden, wurde natürlich nur vermerkt, wenn ein Unglücksfall noch einmal gut ausging. Eine romantische Sache kann das Flößen auf der Wolf auf keinen Fall gewesen sein.

Karl Hartmann⁶⁾ hat in seiner Übertragung des alten Wallfahrtsbuches von Bad Rippoldsau in die heutige Umgangssprache (1986) auch folgende Beispiele dokumentiert:

— „Johannes Gebele, ein Holzwälder, tagelöhnerte — 1748 — bei Herrn Meinrad Moser, altem Salmenwirt in Wolfach, und hatte auf dem Floß die hinterste Sperre zu besorgen. Als er diese oberhalb der Rimpacher Brücke bei einem seiner Hütte nahen Steg sollte, aber nicht

konnte, abgeschlagen, hat er sich zwar gebückt, allein der Floßzug hat den über 15 Zentner schwer geschätzten (geachten) Steg mit solcher Heftigkeit auf den Tagelöhner und auf das Floß niedergeschlagen, daß Herr Meinrad Moser, der das Floß zu Land begleitete und dem Unglück (Übel) zugesehen, vermeint hat, der Flößer werde zerquetscht sein, wesentwegen er unsere Gnadenmutter schnellstens (rührigst) um Hilfe angerufen hat, welche der Flößer sicherlich auch erfahren hat. Denn als man ihn untersuchte (visitiert), ist dieser an allen Gliedern gesund erfunden worden, außer daß der Rücken etwas blau und rot geworden, das ihn aber nicht gehindert hat, nach 2 Tagen seine Arbeit zur Verwunderung aller Mitflößer fortzusetzen. Deswegen hat besagter Meinrad Moser ein schuldiges Dankeszeichen hier aufhängen lassen, welches die ganze Geschichte darstellt. (Doch hat der Steg den Flößer nicht rückwärts, sondern vorwärts geschlagen, und hierin jedenfalls hat der Maler gefehlet.)“

— „Den 16. August 1761 hat Georg Schremp, Tagelöhner aus dem Tös, angezeigt, daß er auf seinem Floß, so den 20. Juli nach Wolfach abgegangen, unglücklich gewesen und bei dem Schapbacher Bäcker unter das Floß gekommen sei, unter welchem er die Rippoldsauer Mutter angerufen und endlich von seinem Bruder, dem ‚Welli Caspar‘-Bauern, auf das zweite Mal (2. Versuch) wieder unverletzt hervorgezogen worden, und seine Erhaltung hat er der Fürbitte Marias allein verdankt.

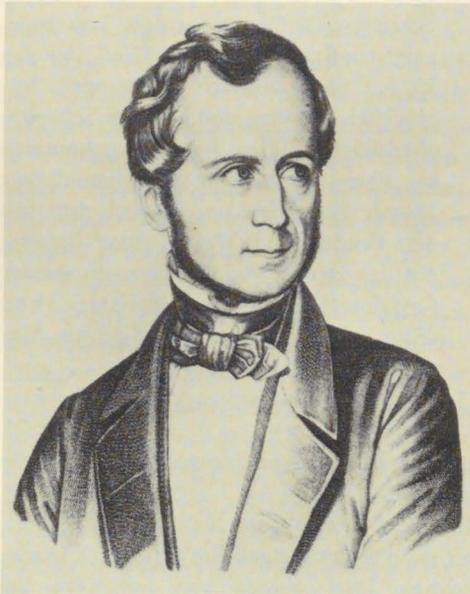
T. P. Beda Reichert m. p.“

c) *„Wie eine Riesenschlange kams über Stein und Felsen . . .“*

In einem Brief an die „carissima Marietta“, an seine über alles geliebte Schwester Marie, schrieb Josef Viktor von Scheffel⁷⁾ am 7. September 1856 aus „Augia Rippoldi“ (so

latinisierte er gekonnt den Namens seines Badeortes Rippoldsau) über gar vielerlei: Geldangelegenheiten, Verliebtheiten, „Schwarzer Peter“, „Collin Maillard“-Spiele („blinde Kuh“), Ausflüge. Und dabei hatte er Erstaunliches gesehen: „Vor etlichen Tagen wurde ein großes Floß in dem Thal der Dollbach (Dohlenbach), bei Seebach, losgelassen, 35 Gstehr — über 1200' lang, der Bach durch die Schleußen angeschwellt, wie eine Riesenschlange kams über Stein und Felsen und Abhänge einhergeschossen — eine gefährliche Schifffahrt, aber die Leute drauf waren keck und geübt und Alles ging gut ab“. Mehr hatte er dazu seiner Schwester nicht zu schreiben, allzu voll war sein Herz in der Erinnerung an die schöne Straßburgerin, in die er sich in Rippoldsau verliebt hatte.

d) *Der Schweizer Pastor J. J. Sprüngli*⁸⁾, einer der humorvollsten Gäste, der das Bad Rippoldsau um die Mitte des letzten Jahrhunderts ebenfalls vielfach besucht und mit seinem „Album für Rippoldsau“ (1860) ein



Pfarrer J. J. Sprüngli

prächtiges Gästebuch hinterlassen hat, hat das Flößer-Erlebnis so in Erinnerung gebracht:

Die Flößer

1. *Hochgeboren, großgezogen
Dort im Reich der schlanken Tannen,
Wohlgewiegt auf wilden Wogen
Sind die kühnen Flößermänner
Wie im grünen Waldrevier
So auf ihren Wasserbahnen,
Würdig ihrer wackern Ahnen,
Badens Kraft, des Schwarzwalds Zier.*
2. *Muthig zieh'n mit Wehr und Waffen
Sie, das starke Holz zu schlagen.
Das vom Berg in's Tal zu schaffen
Braucht's im Forst nicht Roß und Wagen,
Auf dem glatten Riesen-Pfad
Schießt's hinab mit Blitzesschnelle,
Taucht sich in des Teiches Welle,
Kühlt sich in dem frischen Bad.*
3. *Drauf mit Weiden und mit Klammern
Ordnen sie in Reih'n die Stämme,
Hoch in weiten Wasserkammern*
Spannen sie durch starke Dämme
Bis zum Rand die Fluthen auf,
Oeffnen dann die Schleußen alle,
und mit mächt'gem Wasserschwallen
Strömt's daher in Sturmeslauf.*
4. *Ehe sie zu Thale fahren,
In den ernsten Kreis sie treten,
Und zum Herrn, der in Gefahren
Uns beschützt, die Männer beten.
Noch ein Trunk und „b'hüt euch Gott
Auf den trügerischen Wellen!“
Und an ihre Posten stellen
Allesamt sich Rott' um Rott'!*
5. *Stellen sich gar wohlgemuthet
Auf die schlüpfriß schwanken Bäume,
Und das Wasser überfluthet
Bald des Flusses enge Räume.
Krachend steigt der mächt'ge Floß
Und der ganze Zug erdröhnet,
Angst und Freudenruf ertönet,
Munter geht die Thalfahrt los.*



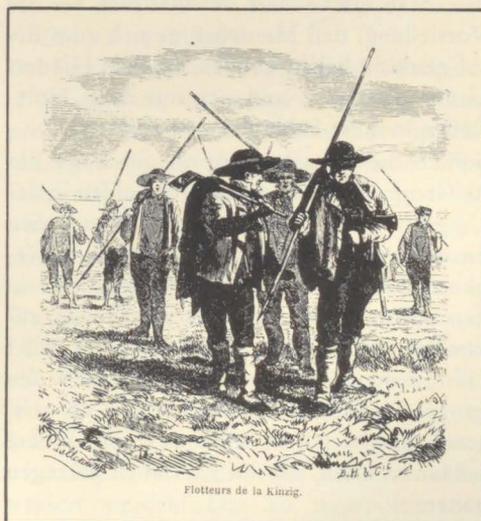
Die „Flötzerei“ — die große Sensation für Gäste aus aller Welt, die vor 120 Jahren den Schwarzwald entdeckten als Erholungsgebiet (M. Wolf)

Eine Flotte selt'ner Art
Geht nun, Floß an Floß gebreitet,
Wie das Strombett sich geweitet,
Bis nach Holland hin die Fabrt.

9. Hier ihr Ziel, und frohen Muthes
Zieh'n sie heim mit voller Tasche,
Thun sich unterwegs noch Gutes,
Und geleert wird manche Flasche,
Bis sie Schwarzwalds Thal und Höh'n
Mit den bunten Tannenwäldern,
Grünen Matten, reichen Feldern, —
Ihre Heimath wieder seh'n.

* Wasserkammern oder auch Stuben, sind Wasserbehälter oder Teiche, in welchen die Bäche „gespannt“ oder aufgestaut werden und welche dann mittelst Schleußen geöffnet werden, wenn geflößt wird.

6. Ihre lange Hakenstange
In das harte Holz sie spießen, —
Und wie eine Riesenschlange
Siehst du nun dahin es schießen,
Flott geht's fort der Nied'ring zu.
Wie der Fluß sich dreht und windet,
Ihren Weg die Flotte findet,
Und vorbei sind sie im Nu.
7. Ihre Schiffahrt geht mitunter
Ueber hohe Wasserschwellen
Zäh zur grausen Tiefhinunter, —
Hochaufspritzen dann die Wellen;
Doch sie steh'n mit keckem Muth.
Hochbestiefert, wohlbeschützt
Auf die Wehre stets gestützt
Fahr'n Sie durch die Fluth.
8. Rasch dem Rheine zu sie steuern,
lauten Jubelrufs begrüßen
Sie den deutschen Strom, den theuern,
Brausend unter ihren Füßen.



Charles Lallemand (1863)
Der Rückweg vom Rhein, das Kinzigtal aufwärts,
ins Wolfstal zurück — zu Fuß! (Aus: Adolphe
Joanne, Les bords du Rbin illustrés, Hachette, Paris,
1863)

e) „*Kühne, unternehmungslustige, gelassene Männer...*“

Charles Lallemand (1826–1904), der frankophone Straßburger Advokat und Schriftsteller, hat in seinem großartigen Band über „die badischen Landleute“⁹⁾ den Wolfthalflößern in Bild und Text ein unvergängliches Denkmal gesetzt:

„Der Kniebis ist der höchste Berg des mittleren Schwarzwalds und erhebt sich wie eine riesige Barriere am äußersten Ende des Renchtals. Auf der anderen Seite entfaltet sich das schönste und interessanteste Tal des Schwarzwaldes. Es beginnt bei Rippoldsau und endet nur fünfzehn Meilen von dort vor einer anderen Barriere, dem Triberg. Es ist eine einzige Folge von wilden oder lieblichen, malerischen oder großartigen Landschaften.

Vom kahlen Gipfel des Kniebis herab entdecken Sie drei oder vier reißende Bergbäche — sie vereinigen sich später in der Wolf (Wolfach), dem Hauptwasserlauf des Tales —, wie sie bald von Klippe zu Klippe tanzen, dann wieder von Stauwehren gebremst werden. Man erschauert unwillkürlich bei der Vorstellung, daß Menschen es sich zum Beruf gemacht haben können, solchen Hindernissen zu trotzen und sich mit ihren Holzflößen in diese Schluchten zu stürzen.

Sollten Sie einmal im April, am Tage des hl. Georg, durch die engen Talmulden in der Umgebung von Rippoldsau laufen, so sehen Sie an den reißenden Bächen alles in Bewegung: Die Flößer ziehen die Holzflöße in den vorher trockengelegten Bachbetten zusammen. Sie haben es eilig und sind in voller Hast, denn es ist unbedingt erforderlich, den ganzen Floßzug fertigzustellen, ehe der reisende Bergbach von selbst über die Wehre schäumen kann, die ihn jetzt noch gefangen halten.

Die G'stehere sind fertig, die Flößer sind da, fast ihre gesamte Familie ist dabei. Es ist ein feierlicher Augenblick: Das Oberhaupt der Familie wird sein Leben auf einem leichtgefügteten Floßzug wohl an die zwanzigmal ris-

kieren, sich über die Felsen, die Stauwehre hinunter, durch Abgründe stürzen, die schauern machen. Jeder nimmt den Hut ab, und man betet gemeinsam.

Die Stunde hat geschlagen, die Schleusen werden geöffnet, der angestaute Bach bordet über und treibt zornig seinen Schaum und sein gelbes Wasser voran. Tosend kommt er bei dem Floß an, hebt es leicht wie einen Korken, trägt es fort in seinem ungezügelten Kurs, läßt es die Kaskaden hinuntertanzen, die Felsen überspringen, die Stromschnellen hinabtreiben. Ein Mann nimmt den wichtigen Posten auf dem vordersten Teil des Floßzuges ein. Seine ruhigen Gesichtszüge zeigen überhaupt keine innere Bewegung, denn die Gefahr ist ihm vertraut. Von der Kaltblütigkeit des Anführers der Floßkette hängt indes das Schicksal aller derjenigen ab, die sich darauf befinden. Wenn das Floß unglücklicherweise das Ufer rammt, bäumen die nachfolgenden Floßteile sich auf, die Stämme zerbersten, der in dem Moment durch das Floß selbst gestaute Bach wirft sich schäumend darüber, zerschmettert alles und reißt die Trümmer der Balken wie die Leichen der Flößer weit mit sich hinweg.

Die Flößerei hat aus den Einwohnern von Rippoldsau einen Schlag von kühnen, unternehmungslustigen und gelassenen Männern geprägt. Sie sind gutartige Menschen, weil es ist nicht möglich, schlecht zu sein, wenn man jeden Augenblick vom Tode heimgesucht werden kann. Aber die Gefahren, von denen wir gerade sprachen, sind nicht die einzigen, von denen die rauhen Bergbewohner bedroht sind. Ihr ganzes Leben ist mit der Verarbeitung von Holz verbunden, vielgestaltige Gefahren umgeben sie deshalb von dem Augenblick an, da der Baum unter ihrer Axt fällt, bis zu dem Tage, da das Floß sie hinwegträgt. Der ‚Schlittieur‘, das ist der Lenker des Schlittens, fährt die steilsten Abhänge hinab und beherrscht nicht nur seinen mit Holzkloben gepackten schweren Schlitten, sondern auch die Schrecken einjagende Schußfahrt. Wie soll man da eine solche Kraft, solch

unerschütterlichen Mut und eine so außerordentliche Kaltblütigkeit noch in einer ähnlichen Bevölkerung finden? Von Kindheit an machen sie sich ein Spiel aus den rauhen Geflogenheiten, die dann den Männern stählerne Härte geben.

Wenn Sie sich einmal im Frühling in Rippoldsau befinden, gehen Sie in die Badeanstalt und setzen sich dort an ein Fenster oberhalb des Gewölbes, unter dem die Wolf hindurchfließt. Sie werden sehen, daß das Bett des Baches fast leer ist, sehen aber auch in Abständen Kaskaden von fünfzehn bis achtzehn Fuß, die sich im gewundenen Lauf der Wolf staffeln, soweit Sie von da aus in das Tal hineinschauen können. Eine Gruppe von Kindern erwartet mit Ungeduld auf der Brücke am Bad die Vorbeifahrt der Flößer.

Ein dumpfes Grollen, wie das eines entfernten Gewitters, kündigt an, daß der entfesselte Bach sich anschickt, Ihnen die Flöße vorbeizuschicken. Sie folgt den Krümmungen der Wolf und wird bald erscheinen. Ihre erste Plattform, auf der sich der Führer des Floßzuges aufhält, fährt auf den Scheitelpunkt der nächsten Kaskade, die Sie vor sich sehen, ragt dann ein Stück über und knickt schließlich unter der Kraft des schweren Hebels nach unten. Die Spitze des Floßzuges senkt sich also, zuerst schwerfällig, dann allmählich taucht sie schneller werdend in den Strudel. Der Floßmeister hat seine Axt oder Pike in einen Stamm geschlagen; er behauptet sich tapfer und kaltblütig und beobachtet in dieser Haltung den furchterregenden Vorgang des Hinabtauchens genauestens. Dann taucht er plötzlich wieder ganz an die Oberfläche, genau noch auf seinem Posten, als sei er dort angebunden. Die anderen G'stehere des Zuges folgen jeweils derselben Bewegung mit den Flößern darauf; aber sie tauchen weniger stark ein, weil sie durch die vorausgehenden Floßabschnitte gehalten werden. Während aller dieser dramatischen Ereignisse (und während Sie unwillkürlich die Augen schließen, um nicht ‚Zeuge‘ einer Katastrophe zu werden!) springen die klei-

nen Kinder am Fuße der Brücke auf den schnell vorbeigleitenden Floßzug, purzeln durcheinander und verschaffen sich schließlich, freudige und triumphierende Schreie ausstoßend, Halt an den Querbalken, die die Floßhölzer zusammenhalten. Auf diese Weise absolvieren sie ihre Lehrzeit in einem Handwerk, das Kühnheit und Mut erfordert. Die Bewohner des ‚Holzwald‘ und rund um Rippoldsau sind rechtschaffen und offenherzig. Diebstahl ist in dieser Gegend unbekannt, und jeder hinterläßt seine Werkzeuge im Wald in dem sicheren Gefühl, daß er sie am nächsten Tag dort wiederfinden wird. Die Türen der vorhererwähnten Badeanstalt sind auch niemals verschlossen. Brennholz ist der einzige Gegenstand, der ihre Begehrlichkeit weckt. Denn wenn die Jahreszeit unerbitlich strenges Wetter bringt, verschwinden schon einmal einige Holzscheiter aus dem Wald. Aber betrachtet man dies genauer, so kann die Aneignung einer solchen Sache, die sie ein wenig so ansehen, als gehöre sie ihnen seit den Tagen der Schöpfung, fast kaum als Diebstahl gewertet werden.“

f) Die „Gestörflößerei“

Dr. Feyerlin war von 1852 bis 1893 Badearzt in Rippoldsau, von seiner ärztlichen Kunst profitierten aber die Bewohner des ganzen oberen Wolftales. Er hat die Flößerei¹⁰⁾ wie kein zweiter so minutiös und eindringlich beschrieben (1868):

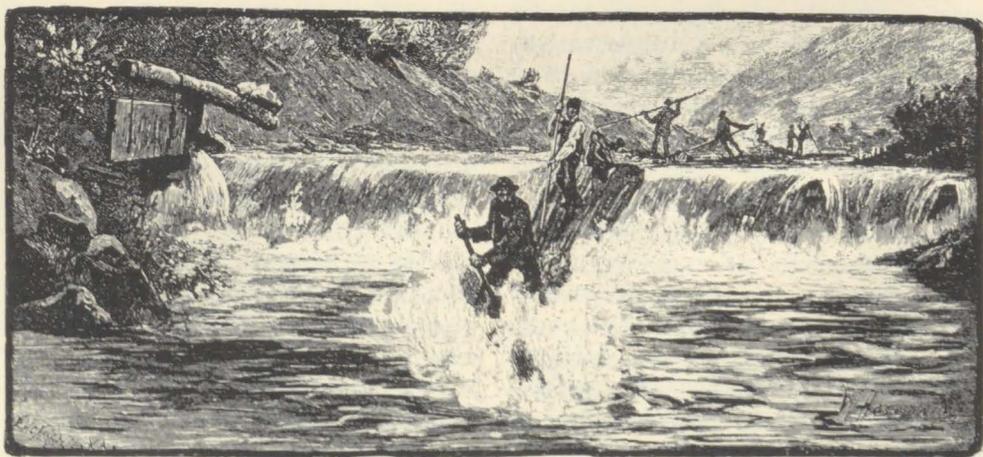
„Ganz eigenthümlich gestaltet sich in unseren Gebirgstälern der Holztransport zu Wasser oder die Flößerei. Schon im obersten Laufe der Wolf wird die Langholzflößerei seit vielen Jahren betrieben, zu welchem Behufe die Bäche mittels künstlich angelegter Schleusen, in denen das Wasser angestaut wird, über ihren natürlichen Wasserstand bewässert werden. Das zu transportierende Holz wird in einzelne Abtheilungen zusammengebunden; eine solche Abtheilung Holz nennt man Gestör; durch die Verbindung mehrerer Gestöre entsteht ein Floß; man nennt diese Art zu flößen auch Gestörflöße-

Flößerei beim „letzten G'stehr“ (Gemälde von Trautwein, Wolfach) Trautmann ist als Sohn des Kronenwirts in Schiltach 1893 geboren. Er erlebte als Bub noch die letzten Jahre der Kinzigflößerei



rei. Die Stämme werden mittels haselner, vorher gebähter, dann am sogenannten Wiedenstocke gedrehter Wieden zusammengebunden, ‚eingebunden‘, wodurch jeder Stamm eine gewisse Beweglichkeit behält und sich der unebenen Wasseroberfläche besser zu accomodieren vermag. Bei der Zusammensetzung zu Floßen kommen die

leichteren Gestöre, welche besser und leichter schwimmen als die schwereren, vornehin (sie bilden das Vorfloß), die schwersten an das hintere Ende als Nachfloß. Um auf raschem Wasser den Gang des Floßes verlangsamten zu können, bediente man sich der Sperren. Die Flöße sind auf diesen Grundbächen in der Breite stets nur durch ein Gestör



Auf der Kinzig: Wilhelm Hasemann/Gutach. Der „Schwarzwaldmaler“ Hasemann war Sachse, 1850 geboren, fand aber in Gutach/Schwarzwaldbahn eine Heimat nach seinen schönsten Vorstellungen

gebildet, sind aber mitunter sehr lang und bestehen oft aus 40—70 hinter einander gehängten Gestören, zusammen aus 1000—1500 Stämmen.

Die Führung der Flöße erfordert große Aufmerksamkeit und Umsicht. Unsere Thalbewohner sind wahre Meister in der Flößerei, und namentlich in den oberen Grundbächen wird von den Flößern eine Kühnheit und Gewandtheit erfordert, die nur von Jugend auf durch Übung und Gewohnheit erlangt wird. Das vorderste Gestör eines Floßes besteht aus nur 4 schwachen Stämmen, die an der Spitze keilförmig zusammenlaufen. Das zweite, dritte und die weiteren Gestöre nehmen allmählich an Breite zu, bis letztere in der Mitte etwa 16—18 Fuß erreicht, welche Breite das ganze Nachfloß beibehält, mit Ausnahme der letzten Gestöre, auf welchen sich die Sperren befinden und die nicht breiter als das Fahrwasser sein dürfen. Um nun zu flößen, werden einige Tage zuvor die in den oberen Thalstufen und in den Seitenthälern gelegenen Schleusen gespannt und das Wasser darin gestaut.

Soll nun ein solches in fast trockenes Bachbett hingestrecktes und die trockenen Ufer noch theilweise überragendes Floß in Bewegung gesetzt werden, so werden die gefüllten Schleusen geöffnet, das Hochwasser stürzt in schäumender, rauschender Fluth über das Floß dahin, eilt ihm voraus und erst, wenn dieses Vorwasser einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hat, werden die Seile, mittelst denen das Floß noch an den Baumstämmen oder Stöcken befestigt ist, gelöst; die Mannschaft besteigt das Floß und nimmt die ihr genau angewiesenen Plätze ein. Ein Theil der Mannschaft besteigt die 4—5 ersten Gestöre, um dem Floß die Direktion zu geben, ein anderer Theil begibt sich auf die 4—6 letzten Gestöre, um die mühsamste Arbeit, die Sperren, zu handhaben. Letztere werden immer nur für kürzere Zeit in Wirksamkeit gesetzt, um dem Floß beim Passieren schwieriger Stellen und gefährlicher Ecken einen langsameren Lauf zu geben. Die Sperr-

Mannschaft muß daher wohl zu berechnen verstehen, wann das Vorfloß an einer schwierigen Stelle anlangt, damit die in diesem Momente die Sperren in Thätigkeit setzt.

Einen imposanten Anblick gewährt der Abgang eines solchen Floßes, welches dann der unerschrockene, stämmige Flößer mit kräftigen Armen und großer Gewandtheit über die hochgelegenen Spannungen der Schleusen, über die felsigen Unebenheiten des Bachgrundes, sowie durch die engsten Bergschluchten und durch die mannigfaltigen Krümmungen des Flußbettes kühn und sicher durchzuführen weiß. Arbeitet die Sperre, so kracht das ganze Floß in seinen Verbindungen, die Sperrgestöre bäumen sich an den felsigen Stellen in die Höhe und fallen wieder nieder in die schäumende Fluth, dem Floß wird ein langsamerer Gang gegeben. Wird der Sperrklotz dann wieder gelöst, so schießt der (!) Floß von Neuem mit großer Schnelligkeit auf dem wilden Fahrwasser dahin, daß ein am Ufer in vollem Laufe dahineilender Mann mit dem Floße kaum Schritt zu halten im Stande ist. In Wolfach angekommen, werden diese Flöße zu größeren breiteren Flößen zusammengebunden, auf der ruhiger fließenden Kinzig nach Kehl verbracht, dort theilweise abgesetzt und dann auf dem Rheine weiter nach Holland verflößt.“

g) 1868 schrieb Carl Roux für „Die Gartenlaube“,¹¹⁾ das „Illustrierte Familienblatt des Bürgertums“, eine interessante Abhandlung mit dem Titel „Das harte Brod der Berge“ über das Leben der Wolfthäler Waldarbeiter und Flößer. Hieraus folgt hier ein Auszug:

Will der Mann aber sein Holz verwerthen, so steht ihm meistens kein anderes Transportmittel zu Gebot, als der Bach, der jedoch fast nirgends Wasser genug hat, um darauf flößen zu können. Deshalb sind überall sog. Schwellwasser angelegt — teichartige Wasseransammlungen, die mit Schleußen versehen sind — aus denen dann der Bach gespeist wird.



Flotteur de Rippoldsau

Wer an einem Sommernachmittage eine jener einsamen Schluchten im oberen Kinzigtale hinaufschreitet, von denen die wilde Schappach eine der romantischsten ist, der findet oft plötzlich weit oben in dem fast wasserlosen felsigen Bachbette ein gegen tausend Fuß langes Floß liegen, vorne nur sechs Balken breit, mit einem breiten nach oben gerichteten Kiele an der Spitze versehen, um über etwaige Hindernisse hinwegzugleiten. Das erste Glied wird mittels eines daran befestigten Balkens vom zweiten aus gelenkt, die folgenden Glieder werden dann breiter und länger, und gegen das Ende zu finden sich oft die längsten und schwersten Stämme. Erstaunt sehen wir das Ding an und wundern uns, wie es vom Platze kommen soll. Da nahen sich uns ein halbes Dutzend Männer mit langstieligen Beilen, die wir schon vorher, langsamer als wir schreitend, das Thal herauf kommen sahen. Ernst und ohne Gruß gehen sie vorbei, längs des Flosses hinauf und verschwinden im Wald. Bald darauf kommt auf einem leichten, von zwei Pferden gezogenen Wagen ein Mann in schlichter Arbeitertracht, aber ein intelligentes Gesicht und feineres Wesen zeichnen ihn aus vor den Gesellen, denen wir vorher begegneten — es ist der Steuermann, der Mann, in dessen Hände das Schicksal des werthvollen Flosses und das Leben seiner Gefährten während der nächsten gefahrvollen Stunde gelegt ist, denn er ist der Lenker des ersten Gliedes, das, nur wenige Zoll zu weit rechts oder links, eine Secunde zu früh oder zu spät gewendet, Mann und Floß in's Verderben stürzen kann. Aber gewandt springt er vom Wagen, dem

Matador gleich, der die Arena betritt, er grüßt mit feiner fast weltmännischer Miene und lädt uns ein, dem Abgange des Flosses, der alsbald erfolgen werde, beizuwohnen. Dann steigt er hinab, untersucht mit prüfendem Blick, ob alles in Ordnung sei, und bleibt unbeweglich auf einem Felsen neben der Floßspitze stehen.

Mittlerweile hat es unter den Balken angefangen zu rauschen und ein Wasserstrahl schießt darunter hervor, der sich bald vergrößert und reißend zunimmt. Wie mit einem Zauberschlage ist das stille friedliche Thal von dem wilden Gebrause der tosenden Fluth erfüllt, die sich in weißem Schaum immer toller daherwälzt. Jetzt kommen auch die Männer mit ihren Beilen, welche die Schleußen der Schwellwasser geöffnet hatten, in wilder Hast durch den Wald herunter, stellen sich an die Stämme, an denen das Floß mittels starker sogenannter Wieden festgelegt ist, und stehen schlagbereit mit erhobenem Beile, auf das Zeichen des immer noch unbeweglich nach oben blickenden Steuermanns harrend. Jetzt hebt sich das Floß, seine Balken ächzen und es beginnt in der rasenden Fluth sich zu wiegen — ein Wink — und mit zwei Hieben sind die Wieden durchhauen, mit einem gewaltigen Sprunge steht jeder auf seinem Platz in dem unheimlichen Fahrzeug und haut das Beil vor sich ein, um sich daran zu halten. Mit raschem Sprunge war auch der Steuermann auf dem zweiten Gliede, mit beiden Händen den starken Lenkbalken erfassend, und fort geht's der Windsbraut gleich, daß den Männern Bart und Haare zurückgeweht werden. Athemlos blicken wir nach, bis in wenigen Minuten Alles hinter der finstern nächsten Waldecke in die Schlucht hinab verschwunden ist. Wenige Minuten später, und die Wassermenge läßt eben so rasch nach, wie sie gekommen war, fast betäubt von dem Lärme erwachen wir aus einem Traume, erstaunt sehen wir zu unseren Füßen das spärliche Wasser dahin rieseln, das wir angetroffen hatten.

Bild Seite 266:

„*Flotteur de Rippoldsau*“ (G. Silbermann, Straßburg)
Kaum vorstellbar, daß die Wolftäler sich als Flößer so „herrisch“ gezeigt haben, wie der Straßburger Künstler G. Silbermann den „*flotteur de Rippoldsau*“ — etwa 1860 — verewigt hat. Das farbige Original zeigt den Rock in schwarz, die Taschen- und Ärmelbiesen in rot, die Kniehose und der Hut waren schwarz, die Strümpfe blau.

Die Männer aber sind hinabgefahren gen Wolfach. Ihr Floß hat glücklich die letzte gefahrvolle Wendung, an welche das Schild des Wirtshauses „zum letzten Gestöhr“ (Floßglied) mahnt, hinter sich und in weniger als einem Viertel der Zeit, welche der Fußgänger braucht, legen sie den Weg zur großen Kinzig zurück. Dort werden die Balken wieder in anderer Weise zusammengestellt, um zum Rheine gebracht zu werden, auf dem sie die stattlichen Flöße bilden, welche nach Holland gehen und dort meistens zum Schiffsbau verwendet werden.

b) Der Schapbacher Lehrer J. J. Hoffmann hat um die letzte Jahrhundertwende eine Geschichte der Wolfalflößerei verfaßt und dabei seine Möglichkeiten geschickt genutzt, Informationen über die praktische Arbeit noch von alten Flößern zu bekommen. Auch aus dieser Flößergeschichte einige Auszüge:

„Eines der ältesten Gewerbe der badischen Schwarzwaldbewohner war die Flößerei. Tausende fanden lohnende Beschäftigung und reichlichen Verdienst durch diese Arbeit. In früheren Zeiten wurde fast auf allen Flüssen und stärkeren Bächen des Schwarzwaldes die Flößerei betrieben. Meist war es nur die sogenannte Wildflößerei, die darin bestand, daß Holzstämme und Scheitholz in das Bachbett geworfen und dann durch Schwellungen und künstlich erzeugte Flutwellen flottgemacht und streckenweise weitergetragen wurden.

Anfangs betrieben diese Art der Flößerei einzelne Hofbauern und größere Waldbesitzer auf eigene Rechnung. Später verbanden sich mehrere solcher Waldbauern zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und bildeten sogenannte Schiffer- oder Flößergenossenschaften.

Durch besondere Satzungen und Bachordnungen wurde der Betrieb besser geregelt und die Rechte und Pflichten der einzelnen Mitglieder genau festgestellt. Die älteste Bachordnung, die speziell für die Flößerei im Schapbachertal — also für den Wolfbach —

verfaßt wurde, stammt aus dem Jahre 1784. Da aber mit der Zeit mancherlei Beschwerden über jene erste Bachordnung erhoben wurden und sich empfindliche Nachteile und Unbequemlichkeiten herausstellten, wurde im Jahre 1816 von dem damaligen Großherzoglich-Badischen Bezirks- und Oberforstamt Wolfach eine neue Bachordnung herausgegeben und für die einzelnen Strecken sogenannte ‚Bachvögte‘ ernannt.

Die drei ersten Bachvögte in der Gemeinde Schapbach waren damals: Andreas Schoch für den Wolfbach, Johannes Schmid für die Gewässer in Rippoldsau und im Holzwald, und Franz Herrmann für Glaswald und Seebach. Um Streitigkeiten vorzubeugen, wurden fünf Weiher gemeinschaftlich bestimmt, nämlich des Schmidsbauern Weiher hinter Rippoldsau, der Rippoldsauer Klosterweiher, des Michel Schmidts oder Seebacher Weiher vor Burgbach, des Welle Simons Weiher vor Dohlenbach und der Schapbacher Weiher vor Wildschapbach.

Alle übrigen seitwärts gelegenen Weiher mußten deren Eigentümer unterhalten. Um die fünf gemeinschaftlichen Weiher aber auch in richtigem Stand erhalten zu können, wurde von dem Stammholz eine gewisse Taxe erhoben, und zwar vom Holländerstamm 5 Kreuzer, vom Meßbalken 3 Kreuzer, vom Dick- oder Kreuzbalken 2½ Kreuzer, vom Sägbalken 1½ Kreuzer, von 100 Stück gepfritmen Holz 8 Kreuzer und von einem Klafter Holz 1 Kreuzer.

Diese Vergünstigung sollte aber nur den Bauern vom Rippoldsauer Bad bis zum Gelbach zugutekommen. Wenn Wolfacher Schiffer die Schapbacher Weiher benötigen würden, so sollten sie für jeden Weiher 15 Kreuzer Taxe entrichten. Mit der Kontrolle wurden der Bachvogt, der Stabsvogt (jetzt Bürgermeister), der Zoller, der Oberzoller und der Revierförster betraut.

Da auch die zweite Bachordnung vom Jahre 1816 mit der Zeit allerlei Mängel zeigte, wurde im Jahre 1855 wiederum eine neue

Bach-Ordnung für den Wolfbach ausgearbeitet und im Jahre 1856 genehmigt.

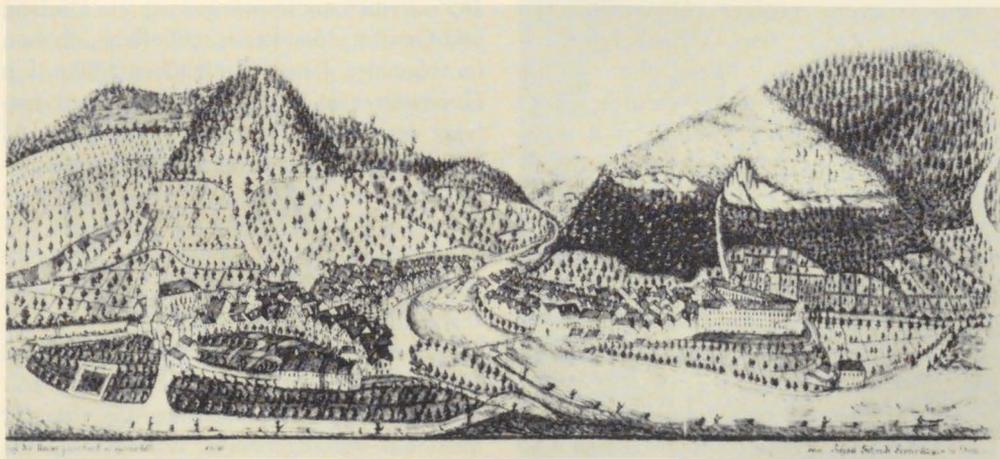
Infolge des Baues von Eisenbahnen, der Verbesserung und Neuanlage von Straßen und Holzabfuhrwegen ging die Flößerei mit den Jahren immer mehr zurück. Während noch 1873 160 Flöße mit 80 000 Kubikmeter Inhalt und einem Wert von über zwei Millionen Mark die Kinzig herabfuhren, betrug seit 1883 die Anzahl der Flöße nur noch 56, der Inhalt 30 000 Kubikmeter und der Wert 420 000 Mark. Andererseits war auch das Aufhören der Flößerei wegen der Benützung der Kinzig und des Wolfbaches zu gewerblichen und landwirtschaftlichen Zwecken, wegen Anlage von Sägemühlen, wegen der Sicherheit der Brücken und dergleichen überaus erwünscht.

Deswegen wurde auch die Kinzigflößerei vom 11. November bis 1. März und vom 1. Juli bis 15. August nicht gestattet. Durch § 1 der Kinzigtalfloßordnung vom 20. Mai 1867 wurden die Innungsrechte der Schifferschaften Wolfach und Schiltach aufgehoben und durch einen Erlaß des Großherzoglichen Handelsministeriums vom 25. Mai 1867 wurde das Großherzogliche Bezirksamt

Wolfach angewiesen, auch die Bachordnungen für die Seitenbäche (resp. den Wolfbach) einer Revision zu unterziehen, um diese Bachordnungen mit dem Polizeistrafbuch in Einklang zu bringen. Im Jahre 1867 wurde eine neue Floßordnung entworfen, am 31. Januar 1868 kamen neue Statuten der Kinzigflößerei zustande. § 32 bestimmte: „Im Falle der Auflösung der Genossenschaft wird das Reinvermögen der Gemeinde Wolfach übergeben, die dasselbe verwahrt, bis sich eine Genossenschaft mit ähnlichen Zwecken wieder bildet, oder wenn eine solche nicht mehr in Aussicht steht oder 20 Jahre verflossen sind, dasselbe zu wohltätigen Zwecken hälftig den Armenfonds Wolfach und Schiltach übergibt.“

Die Statuten scheinen nicht gleich in Kraft getreten zu sein. Die betreffenden Verhandlungen zogen sich bis zum Jahre 1873 hin. Währenddessen wurde die Kinzigalbahn erbaut, und nun galt es festzusetzen, was billiger sei: Die Wasserfracht oder die Eisenbahnfracht.

Philipp Armbruster, Wolfach, unterzog sich der Mühe, genaue Erkundigungen hierüber einzuziehen – mit dem Ergebnis, daß der



Temperabild von Johan Schmid, „Wolfach im Kinzig-Thal im Großherzogtum Baden“ von der Nordseite, 1836. Lange Schwarzwaldflöße auf Kinzig und Wolf. (Städtisches Heimatmuseum Wolfach)

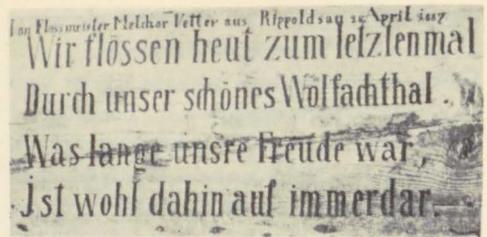
Wassertransport wohlfeiler war. Das Bestreben der Flößereigenossenschaft ging nun dahin, in Kehl einen größeren Floßhafen zu errichten, der auch den Rheinschiffern zugänglich sei. Mit der weiteren Durchkämpfung dieses Projektes wurde Oberförster Schätzle beauftragt. Die Wolfbachgemeinden Schapbach – Rippoldsau – Oberwolfach – nahmen an all diesen Bestrebungen zur Hebung und Förderung des Holzhandels und zur Erschließung weiterer Absatzquellen regen Anteil, aber die Flößerei hatte bereits ihre Blüte hinter sich.

Schon im Dezember 1882 verursachte ein Hochwasser eine Mehrausgabe von 1344,29 Mark fürs Jahr 1883, während in demselben Fehljahr auch etwa 9000 Festmeter weniger verfloßt wurden als 1882. Von 1883 an betrugen die Ausgaben ständig mehr als die Einnahmen . . .“

Das Dampfroß als Konkurrent

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war für die Flößerei eine ständig wachsende Konkurrenz entstanden: das Dampfroß, die Eisenbahn – Inbegriff des Fortschritts! Sie brachte einen strukturellen Umbruch von größter Dynamik. Die Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Hausach wurde 1866 eröffnet, ohne daß die Flößerei zunächst darunter gelitten hätte: Die Holzmassen aus dem Wolfstal z. B. mußten ja wenigstens bis Hausach noch immer auf dem Wasserweg transportiert werden. Das änderte sich 1878 allerdings entscheidend, als auch Wolfach Bahnbetrieb erhielt. Und gleichzeitig wurde auch die Talstraße durch das Wolfstal ganz ordentlich verbessert, stabilisiert, für Pferdefuhrwerke zumutbar gemacht.

Immer seltener wurden folglich auch die „Flößzerzehen“, die traditionsgemäß die Waldherren ihren Flößern zu spendieren hatten, wenn sie nach Tagen aus Wolfach, nach



Diese Tafel, die bei der letzten Floßfahrt mitgeführt wurde, ist heute im Wolfbacher Heimatmuseum zu besichtigen

Wochen aus Kehl oder auch nach Monaten aus dem Rheinland, von Holland zurückkommen.

So rüstete man am 26. April 1887 zur letzten Floßfahrt auf der Wolf. Der Floßmeister aus Rippoldsau – Melchor Vetter – hatte ein Gespür für die historische Situation und dichtete:

Als es dann am 2. Juni 1887 im Kniebisgebiet ein mächtiges Sommerunwetter gab und in der Folge ein verheerendes Hochwasser durch das Wolfthal, das neben sämtlichen Brücken auch viele Anlagen für den Floßbetrieb zerstörte, da nahm man es hin fast wie ein Gottesurteil.

Auf der Kinzig wurde noch weitergefloßt bis 1895, freilich mit immer geringerem Umfang und Gewinn. Man beriet schließlich, ob man im folgenden Jahr weitermachen wollte. Ein Hochwasser im Frühjahr 1896 zerstörte entlang der Kinzig Wehre und Teiche und brachte so das Ende auch für die Kinzigflößerei.

Amtliche Bilanz von 100 Jahren¹³⁾

„Ehedem ist auf fast sämtlichen Flüssen und stärkeren Bächen des badischen Schwarzwaldes Flößerei betrieben worden. Es war meist nur die sogenannte Wildflößerei, die darin besteht, daß Holzstämme (Säggklötze) und Scheitholz in das Fluß- oder Bachbett

eingeworfen, durch eine mittelst Stauanlagen künstlich erzeugte Flutwelle flott gebracht und streckenweise weiter getragen – „geschwallt“ –, wurden. Diese Art Flößerei hat sich aber nur in einigen Nebenbächen der Kinzig und der Murg bis in die neuere Zeit erhalten, kann aber jetzt, vom oberen Kinziggebiet abgesehen, als aufgegeben bezeichnet werden. Hier und dort in den Hochthälern des Schwarzwaldes findet man noch die Reste der Stauvorrichtungen, die zu den „Schwallungen“ dienten...

Der zunehmende Wert des Holzes ließ solch' primitive Transportweise nicht mehr als zweckmäßig erscheinen; auch war dieselbe mit Nachteilen für die Triebwerke und die Ufer verbunden. Aus demselben Grunde ist auch die Flößerei mit gebundenen Hölzern immer mehr eingeschränkt worden und sie hat selbst auf solchen Flüssen, welche, wie die Wutach, für diesen Floßbetrieb besonders eingerichtet worden waren, ganz aufgehört. Gegenwärtig wird die Langholzflößerei noch auf der Kinzig, Enz und Nagold betrieben, während auf der Murg in der Regel nur Schnittwaren in Flößen nach dem Rhein verbracht werden.

Hier, wie auf der Kinzig, sind es sogenannte Schiffergenossenschaften, die sich mit der Flößerei befassen und auch für die hierzu erforderlichen Einrichtungen und für die Offenhaltung der Floßstraße unter Mitwirkung der staatlichen Flußbauverwaltung Sorge tragen. Bedeutend sind diese Einrichtungen im oberen Kinziggebiet; sie bestehen aus Stauvorrichtungen, hier Teiche genannt, in den Seitenthälern zur Ansammlung des Schwallwassers und in der Kinzig selbst auch behufs Einbindens der Flöße. Für die Instandhaltung und den Betrieb dieser Anstalten erhebt die Genossenschaft durch die Staatsbehörde festgesetzte Taxen von den einzelnen Flößen.

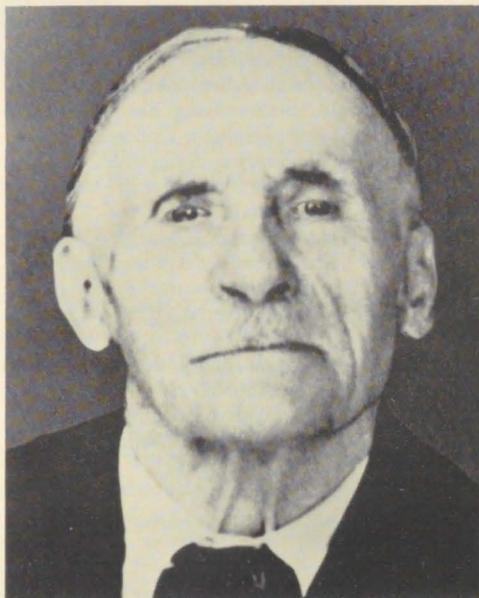
Die vordem sehr bedeutende Flößerei auf der Kinzig ist seit Jahren und insbesondere in der jüngsten Zeit stark zurückgegangen.

... Ursachen der Abnahme sind die Kinzig-

thalbahn und die Verbesserung und Neuanlagen von Straßen und Holzabfuhrwegen, bei deren Benützung die Hölzer nicht an Wert verlieren, wie dies bei der Flößerei in Gebirgswässern in erheblichem Maß der Fall ist. Andererseits ist das Aufhören der Flößerei wegen der Benützung der Kinzig zu gewerblichen und landwirtschaftlichen Zwecken und wegen der Sicherheit der Brücken und dergleichen überaus erwünscht. Schon bisher ist mit Rücksicht auf diese Interessen die Kinzigflößerei vom 11. November bis 1. März und vom 1. Juli bis 15. August nicht gestattet. Ähnliche Beschränkungen sind auch für die andern Floßstraßen verordnet.“

Flößer-Nostalgie

Am 5. Juli 1925 wurde in Wolfach ein großes Volksfest organisiert. Eine der Hauptattraktionen war dabei ein Floß, zusammengestellt von Severin Bächle von Schapbach-Hirsch-



Severin Bächle, der letzte Schapbacher Flößer

bach, der als 16jähriger 1883 erstmals von seinem Vater Joseph Bächle, einem Obmann der Kinzigflößer, mitgenommen worden war auf die Fahrt auf Wolf und Kinzig und der sich noch erinnerte an die letzte Floßfahrt, die am 26. April 1887 ab Rippoldsau gestartet worden war.

Beim Wolfacher Stadtjubiläum 1984 waren am 8. Juli über 20 000 Zuschauer begeistert vom originalgetreu nachgebauten Kinzigfloß und seiner zünftigen Besatzung von 21 Flößern unter der Regie des Floßmeisters Ewald Fritsch.

Anmerkungen

- 1) Zitiert nach: Keweloh (hrsg.), Flößerei in Deutschland. Theiss 1985.
- 2) Archives de la Ville de Strasbourg. Impôts et Comptabilité: Achats de bois faits pour le compte de la ville de Strasbourg dans la forêt de Rippoldsau. 1551–1591.
- 3) Cosmographia universalis („Comographie“) von Sebastian Münster, Basel. Hier eine Kopie aus der Ausgabe von 1588.
- 4) Mitteilungen aus dem Fürstenberg. Archiv 1, 529–530.
- 5) Carl Friedrich von Sponeck. Über den Schwarzwald. 1817. Geographische, topographische, statistische, geognostische und naturhistorische Notizen sowie Angaben über die Holzarten im Schwarzwald, Beschreibung des Wildbestandes, der Viehweiden, Insekten, Flößereien und einigen Reisebeschreibungen. Ausgewählt und neu herausgegeben von Helmut Bender bei der Waldkircher Verlagsgesellschaft.
- 6) Karl Hartmann (hrsg.), „Mariae Wallfahrt 1721–1802“. Übertragung des alten Wallfahrtsbuches, an heutige Umgangssprache angeglichen (mit Nachträgen). Selbstverlag Karl Hartmann, Bad Rippoldsau. 1986.
- 7) „Mein Glück will mir nicht glücken.“ Scheffels Briefe ins Elternhaus 1856/57. Hrsg. von W. Zentner, Karlsruhe 1939. Der hier zitierte Brief aus „Augia Rippoldi“ stammt vom 7. September 1856: S. 12 ff.

8) Johann Jakob Sprüngli (1801–1881): Seine Tätigkeit für die Gesangvereine rings um den Zürich-See trugen ihm den Namen „Sängerpfarrer“ ein. – Sprüngli war in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts mehrfach in Bad Rippoldsau zu Gast. Er verfaßte zu 32 Zeichnungen von C. Reifert/Frankfurt köstliche Gedichte und veröffentlichte (etwa 1860) das „Album für Rippoldsau“ – eine bibliophile Rarität!

9) Charles Lallemand, Les Paysans Badois. Esquisse de mœurs et de coutumes. Texte et dessins par Charles Lallemand. Strasbourg/Bade 1860. – Neu herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Wolfgang Kuhlmann, Schauenburg – Lahr 1987.

10) Aus: Friedrich Feyerlin, Rippoldsau, seine Heilquellen und Kurmittel. Zweite vermehrte Auflage. Wolfach, Druck von August Rösch. 1868. – Dem Verfasser lag ein Korrektorexemplar dieser Ausgabe vor, in dem Feyerlin handschriftlich verbesserte, ergänzte, verdeutlichte; im vorliegenden Text wurden die Korrekturen übernommen.

Eine Quelle besonderer Art zur Flößerei bleibt natürlich Heinrich Hansjakob, z. B. in „Waldleute“ (Fürst vom Teufelstein, Theodor der Seifensieder) oder in „Erzbauern“. Es würde den Rahmen sprengen, würden auch die Hansjakob'schen Darstellungen hier noch gewürdigt.

11) Vgl. Carl Roux in „Die Gartenlaube“, Nr. 49 aus dem Jahre 1868. Der interessante Text ist angereichert mit zwei Zeichnungen von Roux: a) Das Flößen des Holzes im Schwarzwald, b) Das Branden der Berg-Brachfelder im Schwarzwald. Carl Roux (1826–1894) ist in Heidelberg geboren, war ab 1856 Lehrer an der Karlsruher Kunstakademie, ab 1881 Galeriedirektor in Mannheim. Sein bekanntestes Werk ist wohl „Hans und Vrene“ (um 1860) – nach einer Ballade von J. P. Hebel aus dessen „Alemannischen Gedichten“ (in Staatsbesitz, Leihgabe an das Kurpfälzische Museum in Heidelberg).

12) Diese Darstellung der Flößergeschichte von J. J. Hoffmann fand sich im Gemeindearchiv Bad Rippoldsau-Schapbach. Von Hoffmann stammt eine Fülle von Informationen und Darstellungen zur Regional- und Lokalgeschichte.

13) Entnommen aus: Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Karlsruhe 1885. Hier zitiert: S. 532.

Hansjakob und das alte Handwerk

V. Strohflechtere

Im gleichen Jahr wird er provisorisch und im folgenden definitiv Obervogt der österreichischen Herrschaft Triberg. Und hier beginnt seine soziale Tätigkeit, eine Tätigkeit, wie weder vor noch nach ihm je ein Obervogt oder ein Oberamtmann sie ausgeübt hat.

Sein Bezirk war einer der kältesten und unfruchtbarsten auf dem Schwarzwald. Huber sah die Not und die Armut der Leute und suchte fortan dem Volke zu helfen, so gut er konnte und mit eigenen Opfern an Gesundheit und Vermögen.

Kaum war er Obervogt, so machten die Schwarzwälder, welche in und nach Rußland mit Uhren handelten, bankrott, und die Uhrenmacherei ging sehr schlecht in seiner Herrschaft. Er war deshalb nicht nur bemüht, ihr neue Absatzgebiete zu eröffnen, sondern sann auch auf neue Erwerbsquellen, indem er die Strohflechtere zu heben suchte.

Er ließ auf seine Kosten einen Strohflechter aus Toskana kommen, um mit seiner Frau von diesem Italiener die dortige Strohflechtere zu erlernen. Und alsdann begann das obervogtliche Ehepaar, die armen Leute selbst zu unterrichten.

Huber ließ trotz des Widerspruchs der Leute das Korn auf dem Felde schneiden, ehe es reif war, damit es besser zu bleichen und weniger hart wäre.

Er kaufte die ersten Halmquantitäten mit eigenem Geld, ließ sie unter seiner Aufsicht und Anleitung bleichen, mit metallenen Schneidnadeln spalten, und dann lehrte seine Frau, eine geborene Freiin von Gleichenstein, Tochter des St. Blasischen Obervogts zu Staufen, die Kinder und Frauen im Amtshaus zu Triberg das Flechten dieser feinen Halme.

Sobald die Triberger eingeübt waren, ging das würdige Paar in die Dörfer der Herrschaft und gab seinen Unterrichtskurs den dortigen armen Leuten.

Das Geflecht kaufte der wackere Obervogt zuerst selbst den Leuten ab und suchte es zu verwerten. Später nahm ein einfacher Schwarzwälder seiner Obervogtei, der Weißerjok von Schönwald, ihnen die meisten Geflechte ab und sandte sie nach Frankreich, den Niederlanden, Westfalen und Rußland.

Kinder von sechs Jahren an und Frauen neben ihrer Haushaltung her verdienten so sechzig bis hundertzwanzig Gulden jährlich, ein schönes Stück Geld für die armen Leute in jener Zeit.

Jetzt half der unermüdete Vogt auch den Bauern, die schlechte Wiesen und keine Wege hatten, um ihr Holz abführen und verkaufen zu können.

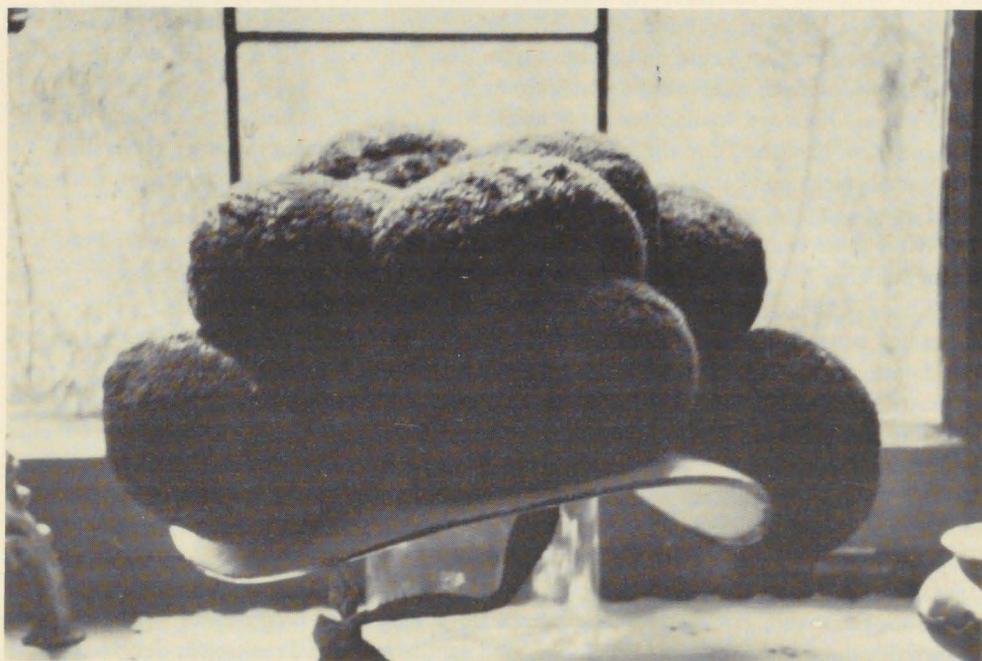
Der Bauer ist Lehren zu Verbesserungen seiner Landwirtschaft schwer zugänglich, so lange er nicht den Erfolg sieht. Drum ging der Obervogt mit gutem Beispiel voran. Der Staat — seit 1806 Baden — hatte bei Triberg Wiesen, die unter des Vogts Verwaltung standen, gab diesem aber keine Mittel, sie zu verbessern.

Nun griff der energische Obervogt abermals in seine eigene Tasche, ließ das Felsgestein aus den Matten entfernen, Erde darauf führen und eine Berieselung anlegen. Und als das Gras mächtig gewachsen war, führte er die Bauern seiner Herrschaft an Ort und Stelle und zeigte ihnen, was sie erreichen könnten ohne Opfer, da sie alle Arbeiten selber zu tun imstande wären.

Aus: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, Verlag Stadt Haslach im Kinzigtal, 13. Auflage, 1982

Die letzte Bollenhutmacherin

Bettina Schaller, Freiburg



Phase der Produktion

Wer im Mittelpunkt steht, der muß mit Fassung tragen, daß über ihn geredet wird, sei es im Guten oder im Bösen —, daß er imitiert oder gar verfälscht wird. So auch der „Schwarzwälder Bollenhut“, das beliebteste und bekannteste Trachtensymbol aus dem Schwarzwald. Er reiste zu Werbezwecken nicht nur einmal um den Erdball, es vergeht auch kein Tag, an dem nicht über ihn geschrieben wird, oder an dem ein „Schwarzwaldmaidli“ mit stereotypem Lächeln in scheinbarer Schwarzwaldtracht mit Bollenhut für den Schwarzwald oder gar im Aus-

land allgemein für Deutschland wirbt. Beim Anblick solcher Publikationen geht so manchem Gutacher im wahrsten Sinne des Wortes der Bollenhut hoch, denn der Gutacher Kopfputz ist für die Werbung zweckentfremdet worden und wurde so zu einem Symbol für den Schwarzwald schlechthin. Denn viele wissen nicht, daß der echte Bollenhut seit eh und je zur Frauentracht gehört, die in den Dörfern Kirnbach, Reichenbach und Gutach getragen wird. Seine Tradition läßt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Er soll damals, so etwa zwischen 1700 und 1750, als

modische Neuheit aufgekommen, und von den Frauen aus so mancher Gegend in verschiedenen Varianten getragen worden sein. Doch der echte Bollenhut, so wie wir ihn kennen, der ist ein fester Bestandteil der Gutacher Tracht, was jedoch nicht heißen soll, daß er in Gutach entstanden ist, sondern man gab der Tracht den Namen des größten Dorfes. Und dies wird um so verständlicher, je weiter man die historische „Verwandtschaft“ der drei protestantischen Gemeinden Kirnbach, Reichenbach und Gutach zurückverfolgt. Sie „bildeten früher einmal, zusammen mit Schiltach und Hornberg, das württembergische Amt Hornberg, das erst zu Be-

ginn des 19. Jahrhunderts ans damalige Großherzogtum Baden übergang“. Und nicht ohne jede Bedeutung für die Entwicklung der Tracht ist, „daß dieser Landstrich einstmals württembergisch war und mit dem Amt Hornberg eine evangelische Insel in katholischer Umgebung entstand“.

Bevor der Bollenhut das Haupt der Mädchen und Frauen im Gutach- und Kinzigtal zierte, trugen sie einen Kopfputz, der aus Tuch, Leinwand, Filz oder Pelz hergestellt wurde. Erst nachdem vermutlich Glasbläser aus Italien oder der Schweiz die ersten Strohhüte mit ins „Ländle“ brachten, besann man sich und flocht aus Stroh die neue moderne Kopfbedeckung.

Auch zierten die ersten Strohhüte noch keine Bollen, sie wurden erst später als Variante auf den Hut genäht. Anfänglich wurden nur Punkte in schwarzer oder roter Farbe aufgemalt.

Leider zu schön, um wahr zu sein, ist auch die sagenumwobene Legende von der Entstehung der Urform des Hutes, die eng mit der Anfertigung verbunden sein soll. Denn der Volksmund weiß zu berichten, daß der Bollenhut kein x-beliebiges schmückendes Beiwerk der Gutacher Tracht ist, sondern er soll bestimmte Symbole als Zeichen der Demut christlichen Glaubens bergen. Aus feinen Zöpfen von enggeflochtenem Stroh wird der Hut zusammengenäht. Die Krempe wird mit Gips überzogen, und der Stumpfen und der Rand der Krempe kann je nach Geschmack geteert werden. Bis zu vier Pfund kann so ein Hut wiegen. Das Markanteste am Bollenhut, die Wollrosen, werden erst ganz zum Schluß auf den Hut genäht. Doch zuvor wird reine Wolle auf ein Pompon-Set gewickelt, aufgeschnitten und zusammengebunden. Dann müssen die Bollen für drei Stunden im Dampfbad „schwitzen“, damit sie richtig filzen. Hinterher werden sie mit einer Schere in Form gebracht. Erst dann werden sie auf den Hut aufgenäht und nochmals „frisirt“. Und hier nun soll das Symbolhafte des Hutes beginnen. Denn die Anordnung der Wollrosen



Schwarzwaldracht aus Gutach



Phase der Produktion

ist so gehalten, daß man von allen Seiten das christliche Kreuzzeichen und die zwei Kreuzstützen erkennen kann. Auch werden immer 14 Wollrosen — für jeden Schutzheiligen eine — mit Bast oder Zwirn so auf den Hut geknüpft, daß die Verknotungen wie Dornen im Hutinnern herausragen.

Das Eingipsen des Hutes zum Zeichen der Schwere der Last, das Knüpfen von Dornen als Hinweis auf die Kreuzigung Jesu und das christliche Symbol des Kreuzes durch die Anordnung der Wollrosen und die Zahl 14, dies alles sollen, so der Volksmund, Zeichen der Demut und der Buße der Männer und Frauen sein, die den Hut damals getragen haben. Je schwerer die Last war, die man auf dem Kopf trug, um so größer war das Opfer. Auch erzählt die Legende, daß der Ursprung des Hutes auf das 16. Jahrhundert zurückgehen soll. Denn damals habe in Gutach, Kirnbach und Reichenbach die Pest gewütet. Die Einwohner sollen in ihrer Not die 14 Nothelfer, die Schutzheiligen, um Fürbitte angerufen und geschworen haben, ihnen ein Opfer zu bringen. Zum Zeichen ihrer Buße hätten die Gutach- und Kinzigtäler damals die Hüte angefertigt, die ihre Demut verdeutlichen sollten. Auch weiß der Volksmund zu erzählen, daß die Wollrosen die Blutstropfen Christi seien.

Interessantes birgt eine solche Geschichte! Sie verleiht dem Bollenhut etwas Geheimnisvolles und Sagenumwittertes, aber wie bereits anfangs erwähnt, hier muß die Kirche im Dorf und der Bollenhut auf dem Kopf der Gutacher, Kirnbacher und Reichenbacher gelassen werden, denn Dokumente und Bildmaterial lassen darauf schließen, daß der Bollenhut sich wie andere Trachtenstücke entwickelt hat: Nichts von der Legende sei wahr, erklärte Hedwig Kaltenbach, die einzige Bollenhutmacherin, die es in Gutach noch gibt. Sie fertigt für die Frauen und Mädchen im Tal die Bollenhüte an, die an Fest- und Feiertagen von den Einheimischen getragen werden. Die Hüte der verheirateten Frauen zieren schwarze, die der ledigen



Phase der Produktion



Phase der Produktion

Frauen rote Wollrosen. Aber an hohen kirchlichen Feiertagen wie beispielsweise am Karfreitag tragen auch die unverheirateten Frauen einen Bollenhut mit schwarzen Wollrosen. Gelegentlich heiratet auch eine Braut nicht in Weiß, sondern schlüpft in die Gutacher Tracht und tritt damit vor den Traualtar.

Zwischen einer Woche und vierzehn Tagen benötigt Hedwig Kaltenbach für das Anfertigen eines Bollenhutes. Nicht jeder Kunde erhält von ihr auf Anfrage das „Gutacher Prunkstück“; die Bollenhutmacherin hat sich mit anderen Frauen aus dem Dorf, die als Trachtenhandwerkerinnen und -schneiderinnen tätig sind, und mit traditionsbewußten Bürgern zusammengeschlossen, um die Gutacher Frauentracht, insbesondere den Bollenhut, vor einer Vermarktung zu schützen. Denn es gibt auch ihn bereits: den Bollenhut

made in Taiwan. Er wird zu einem Preis zwischen 350 und 800 Mark gehandelt. Zur Ausstattung rustikal gestalteter Zimmer von Restaurants und Hotels wird er geliefert. Auch als Dekoration in Wohn- und Eßzimmern der ganzen Welt soll er zu finden sein. Doch Kenner wissen ihn zu unterscheiden, den echten Gutacher Bollenhut von der imitierten Importware aus Ostasien.

Der Bollenhut wird nur noch von einer Hutmacherin angefertigt. Hedwig Kaltenbach ist in Gutach die einzige, die nach alter Tradition den Kopfputz im Original herstellt. Sie hat das Handwerk von ihrer Tante aus Hausach, Emma Falk-Breitenbach, in meisterhafter Weise übernommen. Und auch hier weiß Hedwig Kaltenbach zu erzählen, wie schwierig es für ihre Tante war, damals das Anfertigen des Hutes zu erlernen. Denn die beiden einzigen Bollenhutmacherinnen schworen nach einem „Vorfall“ nie wieder einen Bollenhut anzufertigen oder zu verraten, wie man ihn herstellt. Auch hier lohnt sich ein Rückblick in die Geschichte, um etwas über das drohende „Aussterben“ des Handwerks der Bollenhutmacherin und seine Renaissance zu erfahren.

Bei einem großen Gutacher Trachten- und Heimatfest, lange vor dem Ersten Weltkrieg, soll sich das Drama zugetragen haben. Die Schirmherrschaft für dieses Fest hatte die da-

malige Großherzogin Hilda von Baden übernommen und war auch eigens mit ihrem Hofstaat zu dieser Feier angereist. Als Festgeschenk wurde von der Bollenhutmacherin ein besonders schönes Exemplar eines roten Bollenhutes angefertigt. Doch überreichen durfte sie das Gastgeschenk nicht, da sie für nicht würdig genug empfunden wurde. Darüber war die Frau zutiefst in ihrer Ehre verletzt und schwor gemeinsam mit ihrer Nichte, das Geheimnis um die Anfertigung des Gutacher Kopfputzes auf immer und ewig zu verschweigen und nie mehr die „Krönung der Gutacher Frauentracht“ anzufertigen. Emma Falk-Breitenbach hat auf Anreiben ihres Mannes Eugen in Kleinstarbeit das Geheimnis gelüftet. Er kaufte ihr nach und nach drei Bollenhüte, die sie in alle Einzelteile zerlegte, um so die Art und Weise der Herstellung in Erfahrung zu bringen. Ihr Erstlingswerk wurde 1952 bei einem großen Heimat- und Trachtentag bewundert. Er ließ sich durch nichts von den alten Originalen unterscheiden. Sie lernte ihre Nichte Hedwig Kaltenbach in der Kunst des Bollenhutmachens an. Noch heute fertigt sie in liebevoller Arbeit den Gutacher Kopfputz an und wird hoffentlich das Geheimnis an ihre Nachkommen weitergeben, die später ihr Erbe antreten werden, damit er nicht vom „Aussterben“ bedroht ist.

Das Dorfmuseum in Pfaffenweiler —

ein Hort zum Nacherleben denkwürdiger Vergangenheit

Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg

Das Dorfmuseum in Pfaffenweiler im Schneckental bei Freiburg i. Br. ist noch sehr jung. 1983, zum „Siebenten Schneckefescht“, wurde es in einem Gebäude eröffnet, das die Befürworter und Verfechter einer lokalen Museumsidee eigens für die Einrichtung eines Museums geplant hatten. So konnte an die Stelle des Wirtschaftstrakts des alten Schulhauses — aber auf dessen Fundamenten — ein neuer formschöner Bau treten, der nunmehr, außer von Räumlichkeiten, die als Bauhof und Schutzkeller bestimmt sind, das „Stein- und Wein-Museum“ Pfaffenweiler beherbergt. Von nah und fern erfreut sich die neue, in erster Linie der Dorfbevölkerung zugedachte volkskulturelle Institution wachsender Aufmerksamkeit und steigender Besucherzahlen.

Seine Entstehung verdankt das Museum dem lebhaften Anklang, den eine ad-hoc-Ausstellung von Gebrauchsgegenständen aus der Vergangenheit, insbesondere aus dem 19. Jahrhundert, im alten Schulsaal 1967 anlässlich der 1250-Jahr-Feier des Dorfes gefunden hatte; 716 urkundlich erwähnt, gehört Pfaffenweiler mit Erbringen und Wolfenweiler zu den am frühesten bezeugten Weinbauorten Südbadens. Nach der wohl gelungenen Ausstellung, die sich insgesamt auf Leihgaben der Dorfbewohner gestützt hatte, freudeten sich immer mehr Pfaffenweiler Bürger mit dem Museumsgedanken an, so daß Anfang der 80er Jahre die Realisierung des Projekts ernstlich in Angriff genommen werden konnte. Abgesehen von der Erstellung der Museumsstätte während einer zweijährigen Bauzeit, erstreckte sich der aufop-

fernde Einsatz eines umspannenden Personenkreises darauf, die Gestaltung und Ausstattung des geplanten Museums vorzubereiten. Im besonderen waren es Altbürgermeister Emil Eckert, Steinmetzmeister Waldemar Eckert mit seinen Helfern und viele andere freiwillige Mitarbeiter, die z. T. unter Beratung durch Professor Dr. Rolf Brednich und unter Mitwirkung von Archivar M. A. Gerhard Auer zur Verwirklichung des Pfaffenweiler „Dorf-Museums“ ehrenamtlich beigetragen haben. Mit seinem offiziellen Ausscheiden aus dem Amt des Bürgermeisters hatte Emil Eckert die günstige Gelegenheit, die gemeindliche Verantwortung für das Museum — zu fürsorglicher Betreuung durch gute Hände — an den neuen Bürgermeister, Fritz Gutgsell, weiterzugeben, der seinerseits von Ratsschreiber Hubert Treyer tatkräftig unterstützt wird.

Hatte es sich bei der 1250-Jahr-Feier insgesamt um kulturelles Sachgut gehandelt, das zu allermeist als Leihgabe zur Verfügung gestellt worden war, besteht heute der größte Teil des Museumsinventars aus Exponaten, die, ob geschenkt oder käuflich erworben, zum Besitz des Museums gehören. Für die Verwaltung, Planung und Organisation der neuen Einrichtung hat sich ein rühriger örtlicher Museumsverein unter dem Vorsitz des Bürgermeisters konstituiert.

Beim Aufbau wurden zwei Schwerpunkte gesetzt, die für die Sozialgeschichte des Dorfes und die Lebensweise seiner Bewohner prägend waren: „Pfaffenweiler Stein und Pfaffenweiler Wein“. Aus moderner volkskundlicher Sicht soll — im Sinn der Förderer —



Das Museumsgebäude in Pfaffenweiler. Auf der Treppe Altbürgermeister Emil Eckert. Rechts daneben ein „Fenstergewand“ mit der Inschrift „Dorfmuseum“.

Foto: Inge Haas, Freiburg

keine Sammlung überlebter, inhaltsleer gewordener Materialien zur Schau gestellt werden, wie schon Wilhelm Heinrich Riehl 1853 ff. gebrandmarkt hatte, daß die Beschäftigung mit „oft höchst kindlichen und widersinnigen Sitten und Bräuchen, mit Haus und Hof, Rock und Kamisol und Küche und Keller“ für sich „eitler Plunder“ sei. Vielmehr sollen die Ausstellungsstücke dazu dienen, die Ortsbewohner zum Nacherleben von Daseinsweise und Arbeitswelt der Vergangenheit anzuregen, die heute Lebenden mit den Formen einer überlieferten zwischenmenschlich getragenen Alltagskultur als Ergebnis eines mikrokosmischen Wirkungszusammenhangs auf lokaler Basis vertraut zu machen, die örtliche Geschichtsverankerung der Einwohner zu stärken und nicht zuletzt das Identifikationsbewußtsein des einzelnen mit dem dörflichen Heimatraum in guten wie in bösen Zeiten zu festigen.

Treu diesen Grundsätzen, trägt auch die neue Kultureinrichtung keinen hochtrabenden Namen, sondern rechts vom Eingang ins Museum lädt schlicht und einfach eine in einen niedrigen Fenstersturz eingemeißelte In-

schrift „DORFMUSEUM“ zum Besuch der Kulturstätte ein. Treu den gesteckten Zielen wird das Museum auch als „Lernort“ der Lebenden verstanden, die die Tagewerke der Vergangenheit kennenlernen sollen. Und schließlich treu einem pädagogischen Prinzip, gilt das Bestreben, nicht nur die Aufmerksamkeit für das Überlieferte wachzuhalten, sondern auch Neugier und Interesse stets von neuem zu wecken und zu befriedigen. Daher veranstaltet der Museumsverein, abgesehen von der Dauerausstellung von Materialien zur Steinhauerei und zum Rebbau, zwischendurch immer wieder Wechselausstellungen mit je variierender Thematik (vgl. unten) — seit dem 1. Januar 1986 unter der Beratung von Archivar Edmund Weeger.



Gotischer Bildstock von 1580, der vormals am „Freiburger Weg“ stand.

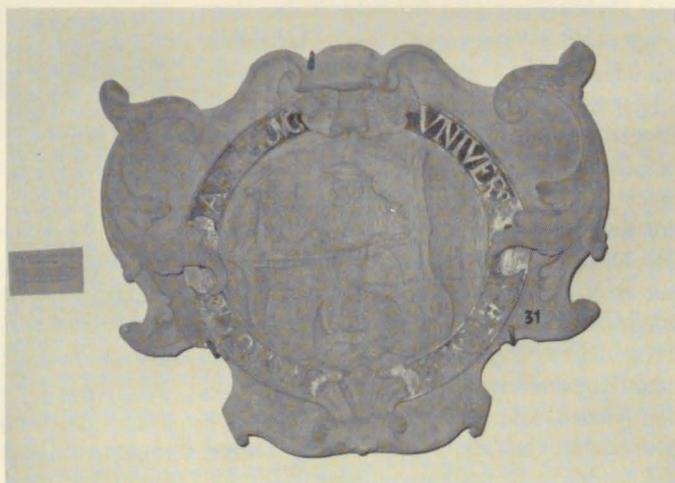
Foto: Inge Haas, Freiburg

Um die frühere Steinbearbeitung noch näher an die Gegenwart heranzuführen und die Nacherlebbarkeit zu erleichtern, hat die „Steinhauergruppe“ im Dorfmuseum e. V. sogar ein Freilichtmuseum „Historische Steinbrüche Pfaffenweiler“ geschaffen und 1985 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dafür wurde der genannten Gruppe im Rahmen der Belobigungen gemeindlicher Bürgeraktionen bereits im gleichen Jahr ein Hauptpreis verliehen.

Daß die Steinhauerei mit dem Steinmetzhandwerk und der Rebbau im Musum die beiden Hauptschwerpunkte darstellen, ergibt sich aus der Bedeutung dieser Arbeitsbereiche in der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte des Dorfes:

Die Anfänge der Beschäftigung mit dem gelben Kalksandstein gehen im Ort ins Mittelalter zurück. Für das Jahr 1471 sind die Steinbrüche urkundlich gesichert, und 1539 ist bezeugt, daß Pfaffenweiler Sandstein für den Bau des alten, 1789 abgebrochenen Lettners im Freiburger Münster geliefert wurde. Erhalten geblieben ist dagegen aus dem gleichen Material der Lettner im Breisacher Münster. Im Münster zu Freiburg selbst bürgt insbesondere die Kanzel von 1561 mit

ihrem Filigranwerk für die Qualität des Pfaffenweiler Sandsteins. Auch jede zweite Platte im Fußboden dieser Kirche soll aus den Steinbrüchen im Großen Eichwald von Pfaffenweiler herrühren. „Im 16. Jahrhundert war“ die Steinhauerei „stark in Betrieb: Mauersteine, Quader und Stücke zu Fenstern und Türen, Banngrenzsteine und Grabsteine wurden nach auswärts verführt, und von ihnen war der Herrschaft“, damals jener der Herren von Staufen, „je Stück oder Wagen eine Abgabe zu entrichten.“ Im 18. Jahrhundert benützte der bekannte Bildhauer Johann Christian Wenzinger (1710–97) aus Ehrenkirchen zur Gestaltung zahlreicher Werke Pfaffenweiler Kalkstein. Wie die Überlieferung berichtet, betätigte sich früher im Dorf oft aus nahezu jedem Haus ein männlicher Angehöriger im Steinhauerwesen. Im 19. Jahrhundert gingen noch 20, zeitweilig 30 Mann der Steinbearbeitung nach. Als sich der Naturstein gegenüber dem Kunststein und Zement nicht mehr als wettbewerbsfähig erwies, verminderte sich die Zahl der Steinhauer bis zum zweiten Weltkrieg so sehr, daß die Betriebe eingestellt wurden. Hatte allein schon die Gemeinde 1866 11 Steinbrüche verpachtet, zählte man



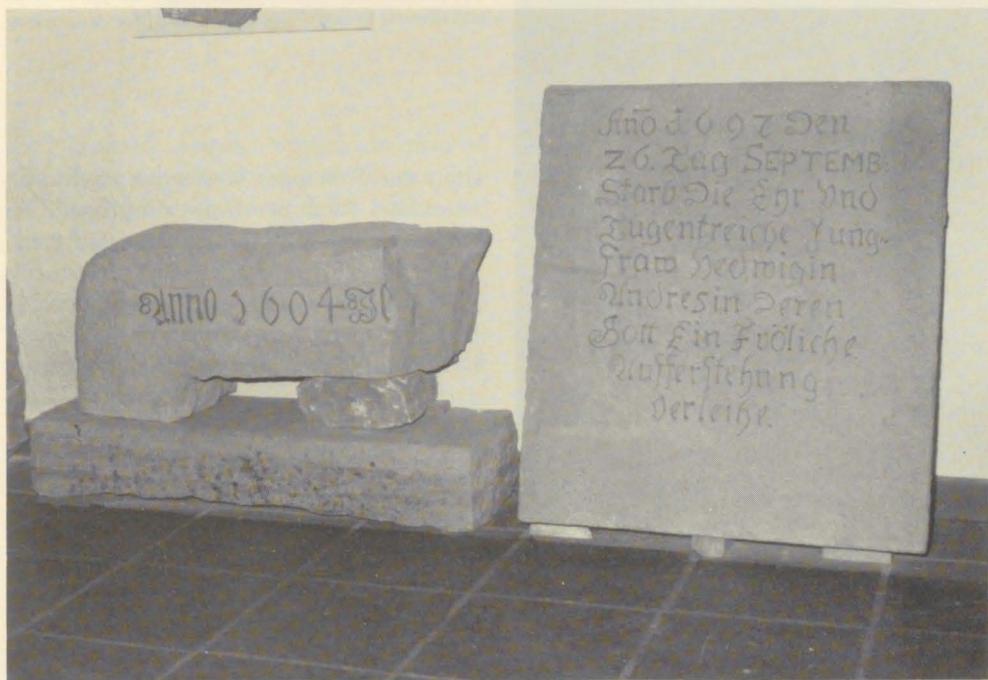
Der hl. Hieronymus — Patron der Universität Freiburg. Kartusche des 18. Jahrhunderts aus Pfaffenweiler Kalksandstein

Foto: Inge Haas, Freiburg

1913 im ganzen nur mehr 6 Steinhauerbetriebe und Grabsteingeschäfte. Ende der 30er Jahre wurden die teils privaten, teils kommunalen, aber an Privatunternehmer verpachteten Steinbrüche geschlossen. Als letzter Steinhauer hat Hermann Eckerle, Haus Nr. 160, sein ortsspezifisches Tagewerk verrichtet, und heute kann sich nur noch ein Dorfbewohner als Steinmetz ausweisen.— Rebbau ist für die Gemeinde schon im 8. Jahrhundert beurkundet. Auf der seit alters kleinen Gemarkung von nur 360 ha entfallen rd. 140 ha auf Reb Gelände am Dürrenberg und am Batzenberg. Bevorzugt werden Qualitätsweine, wie die Sorten Gutedel zu 30%, Müller-Thurgau zu 28%, Spätburgunder zu 25% usw. Vor den Rebumlegungen 1956—70 erschwerte den Weinbau die Realteilung insofern, als viele kleine Rebpärzellen von zuweilen unter 20 Weinstöcken, die sog. „Gänderle“ (= Verschläge, Einpferchungen),

entstehen konnten, wodurch die Arbeit in den Weinbergen arg verzettelt wurde. Nahezu von jedem Haus aus wird gegenwärtig im Nebenerwerb durch Familienangehörige oder nach Feierabend Rebbau getrieben. Auch sind fast sämtliche rebenbesitzenden Haushalte Mitglieder der 1950 gegründeten vorzüglich funktionierenden Winzergenossenschaft.

Seit dem Erlöschen der Steinhauerei in den dreißiger Jahren und dem Einsetzen der Suche nach Arbeitsplätzen in anderen Berufszweigen zumeist auswärts gilt der Ort als „Auspendler- und Weinbaugemeinde“. Mit dem Berufspendlerturn vornehmlich nach Freiburg i. Br. gehört die Rebkultur, auch dort, wo sie nebenberuflich getrieben wird, zu den wesentlichen Erwerbsquellen der Dorfbewohner. Den Beruf des Winzers üben noch ein Dutzend Pfaffenweiler Einwohner als Hauptbeschäftigung aus.



Torso eines Fenster- oder Türsturzes von 1604

Foto: Inge Haas, Freiburg

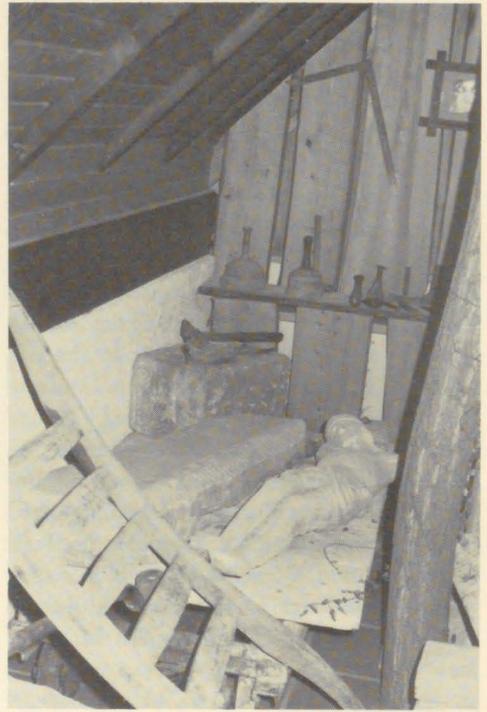
Doch verfolgen wir nun das Museum mit seinen Dauerexponaten: In das Steinhauerwesen leitet, wie schon angedeutet wurde, rechts vom Eingang ins Museumsgebäude ein steinernes „Fenstergewand“ mit der Inschrift „DORFMUSEUM“ ein. Dicht daneben erinnert eine Lore an den einstigen Transport der im Steinbruch herausgehauenen Steinblöcke.

Im Eingangsraum empfangen den Besucher ein schmucker gotischer Bildstock von 1580, der einmal am „Freiburger Weg“ stand, und eine Steinkartusche aus dem 18. Jahrhundert mit dem Bildnis des hl. Hieronymus, des Pa-



Grenzstein von 1748 mit dem Wappen von Pfaffenweiler: drei Kelche auf der zugewandten Seite (mit dem Wappen von Wolfenweiler auf der abgewandten Seite)

Foto: Inge Haas, Freiburg



In der Steinhauerbütte: Handtrage, Corpus Christi auf dem sog. „Teufel“

Foto: Inge Haas, Freiburg

trons der Freiburger Universität. Gefunden unter dem Altar der Universitätskapelle im Chorumgang des Freiburger Münsters, wurde dieses Kleinod dem Museum als Leihgabe überlassen, weil es aus Pfaffenweiler Kalksandstein gehauen ist.

Der Raum rechts im Obergeschoß ist ganz der Steinbearbeitung vorbehalten. Man betritt ihn sinnigerweise durch einen Kellertorbogen mit Staffelgiebel aus dem 19. Jahrhundert. Angebaut an die Torwölbung ist ein vergittertes Fenster-„Gewand“, das den Blick auf einen Schütt-Stein und weitere steinerne Küchenausstattung freigibt. Innen unter dem nördlichen Schrägdach verläuft von links nach rechts eine der in Hof, Feld und Weinberg charakteristischen Trockenmauern aus Bruchstein und ein gepflasterter Gehweg. Wie



Werkzeuge der Steinhauer und Steinmetzen

Foto: Inge Haas, Freiburg

die Exponate zeigen, verwendete man in Pfaffenweiler mehr als anderwärts steinerne Wände, die, in ausgemeißelte Langsockel eingefügt, als Umfriedung von Schweineställen dienen.

An Erzeugnissen der Steinhauer- und Steinmetzarbeit ragen ferner heraus eine Reihe von Flur-, Sühne- und Wegkreuzen, auch kunstvoll gefertigte Grabsteine, wie jener, der an die Gefahren des Umgangs mit den Steinfuhrwerken erinnert. Er hält das Gedenken an das Unglück des ledigen Adolf Eckerle fest, der 1899 durch einen umstürzenden Steinwagen den Tod fand. Unter den Geländemarkierungen fällt der Grenzstein von 1748 mit den Wappen von Pfaffenweiler und Wolfenweiler durch klar umrissene Konturen besonders auf. In der vorderen rechten Ecke des Raums wurde eine an den

Seiten freie luftige Steinhauerhütte originalgetreu aufgebaut, um zu veranschaulichen, wo und unter welchen Umständen früher das Steinmaterial bearbeitet wurde.

In diesem Bereich haben ihren Platz auch die Transportmittel, wie die „Trage“ für leichtere Roh-Quader oder -Säulen, der sog. „Teufel“, ein Schiebergerät auf kleinen Rädern, für schwereres Gestein und die Böcke, auf die das Material zur Bearbeitung gelegt wurde. Auf dem „Teufel“ selbst lenkt ein noch nicht vollendeter Corpus Christi eines Wegkreuzes die Aufmerksamkeit auf sich. Auf einem Wandbrett der Hütte sind die verschiedensten Werkzeuge der Steinhauerei und des Steinmetzhandwerks zur Schau gestellt: von dem Flächeneisen, dem Flachhammer und Handfäustel über den Klöpfel, das Kröneisen und die diversen Keile bis zu den Scharrier- und den Spitzseisen, dem Winkel, dem Stock- und dem Zahneisen.

Eindrucksvoll unterstützt wird die Steinhauer-Sammlung durch vergrößerte alte Fotografien, auf denen die Männer in ihrer Werktracht mit dunklen Hosen, schwarzem Gilet (= Weste) und Stoffschürze zumeist an ihrem Arbeitsplatz im Steinbruch oder in, mitunter auch vor der Steinhauerhütte oder der Steinmetzwerkstatt abgebildet sind.

Vom Steinhauerbereich führt ein Verbindungsgang (vgl. unten) zum linken Raum des Obergeschosses, der dem Weinbau vorbehalten ist. Auf dieser Fläche sind eine stattliche Anzahl von Gebrauchsgeräten, Hilfsmitteln und Werkzeugen, wie sie in der Rebkultur und Weinkellerei benutzt werden, in übersichtlicher Ordnung zusammengestellt. Die Mitte des Raums nehmen Holzbottiche, Tragebüten und eine zweckentsprechende Leiter ein. Eine „Hütte“ erinnert daran, daß die Winzer im Weinberg die von den Hängen abgerutschte oder durch den Regen abgespülte Erde mehrmals im Jahr zum Zweck von Wachstum und Gedeihen der Reben in den höheren Lagen mühsam wieder hinauftragen mußten. Der „Lande-Charre“ war der Arme-Leute-Herbstwagen, mit dem jene, die



Ein „Gänderle“ mit kaum mehr als einem Dutzend
Rebstöcke

Foto: Inge Haas, Freiburg



Wein- und Schnapsgefäße. Oben das „Wiilogele“,
darunter rechts das „Herbschtgitterle“

Foto: Inge Haas, Freiburg



Haus-Brennofen für Hefe- und Trester-Schnaps, rechts ein „Lande-Charre“

Foto: Inge Haas, Freiburg



*Gebrauchsgegenstände und
Hilfsmittel für den
„Herbscht“: u. a. Sammel-,
Trag- und Maischbütten*

Foto: Inge Haas, Freiburg

über kein Gespann verfügten, ihre Trauben-
ernte selbst zu Tal ziehen mußten. In kleinen
Brennöfen wurden vormals Weinhefe und
Trester in nahezu jedem Haus zu Brannt-
wein destilliert. Auch Gefäße für Wein und
Schnaps fehlen nicht, wie das „Wiilogele“
(= Weinfäßchen), das „Herbschtgitterle“
(= Korbfläschchen) u. a. m. Sogar ein „Gän-
derle“ (vgl. oben), eine jener durch die Real-
teilung bedingten Kleinst-Rebparzellen mit
nur 16–20 Stöcken wurde aufgebaut, indes
sich links davon ein Winzerpaar – in Tracht
freilich museal präpariert – zum Speck- und
Brot-Vesper niedergelassen hat. Hinzu kom-
men in Vitrinen Rebscheren und Haumesser
und darüber, von einer Wechselexposition
her, Schädlingsbekämpfungs-Utensilien, wie
sie noch Mitte der 30er Jahre üblich waren.
Zudem erkennt man auf der Galerie in einem
Schrank weitere Spritzapparate sowie das
„Muggeblech“, eine Art riesiger Fliegentat-
sche, bestehend aus einem schmalen Holz-
griff und einer 20–30 cm breiten und 40 cm
langen rechteckigen Blechplatte, mit der die
Schulkinder, nachdem das Blech mit Leim
bestrichen worden war, die kurz zuvor aus
den Rebstöcken aufgescheuchten „Motten“
zu vernichten hatten.

Verfolgt man die Strecke vom Eingang über
den Treppenaufgang bis zur Galerie, bietet
der Parterrebereich zusätzlich an: u. a. zwei
Orientierungstafeln über die Verbreitung des
gelben Kalksandsteins als Werkstein im Dorf
Pfaffenweiler und im Landreis Breisgau-
Hochschwarzwald. Auch reckt sich hier an
der Westseite des Entrees ein prachtvoll ge-
schmückter Palmbuschen in die Höhe. An
der Treppenwand hängen zumeist vergröß-
erte Farb- und Schwarz-weiß-Fotografien,
die von früheren Sitten und Bräuchen, aber
auch vom heutigen Volksleben künden. Im
Mittelgang des Obergeschosses sind in Glas-
kasten angeheftete Archivalien und Doku-
mente zur Ortsgeschichte nachzulesen und
Lichtbilder zu betrachten.

Insgesamt erweist sich das Museum in dop-
pelter Hinsicht als eine lebendige bürger-
und dorfgemeinschaftsnahe Kultureinrich-
tung. Hauptsächlich auf der Galerie wech-
seln nicht nur in regelmäßigen Zeitabständen
Sonderausstellungen zu diversen Themen
miteinander ab, sondern, wie die Eröffnung
des Museums 1983 eine Art Krönung des
Siebenten „Schnecke-Feschtes“ bedeutet
hatte, finden die Wechselexpositionen meist

parallel zu und in Verbindung mit einer zu gleicher Zeit ablaufenden Dorffeiер statt.

So begann die Reihe der Sonderausstellungen 1984 mit der „Auswanderung aus Pfaffenweiler nach Afrika und Amerika im 19. Jahrhundert“. Diese Dokumentation gab an Hand von Urkunden, Protokollen, Rechnungen usw. deutlich und einprägsam zu verstehen, wie viele Pfaffenweiler Dorfbewohner vornehmlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch Bevölkerungsvermehrung, Mißernten, Rückgang des Ertrags aus der Steinhauerei, Erwerbslosigkeit usw. in eine katastrophale Notlage geraten und in den Status von Ortsarmen abgesunken waren, so daß sowohl der Gemeinde als auch den Unbemittelten die Auswanderung als letzte Rettung geboten erschien. Von der großherzoglich badischen Regierung wurde die Emigration nicht nur gutgeheißen, sondern zur Entlastung von Gemeinde und Staat sogar propagiert. Pfaffenweiler selbst holzte einen ganzen Wald ab, um aus dem Erlös den Auswanderungswilligen das Reisegeld zuschießen und sie loswerden zu können. Tatsächlich zogen rd. 300 Bürger nach den USA; 37 Familien mit 136 Personen erlagen 1853 der Werbung, nach Algerien auszuwandern, wo sie im Rahmen des französischen Kolonisationsprogramms ihr Brot verdienen sollten. Doch war dort den meisten Auswanderern eine gute Zukunft beschieden.

1985 anläßlich des Neunten Schnecken-Festes mit einer Brauchtumsschau „Schädlingsbekämpfung vor 50 Jahren“ bereitete das Museum ergänzend zu den Feierlichkeiten eine Sonderausstellung vor unter dem Titel „Pfade, G'schichte, 's Dorf un d'Rebe, d'Schnecke (=ursprünglich spöttischer, dann aufgewerteter Beiname der Pfaffenweiler Dorfbewohner) schaffe un dehn (=tun) lebe“, die den Arbeitspraktiken und -techniken im Weinberg vor rd. 50 Jahren gewidmet war. Dabei konnte auf ein sorgfältig geführtes Arbeitstagebuch von Ernst Hanser aus dem Jahr 1936 mit detaillierten Aufzeichnungen erfolgreich zurückgegriffen werden.

Am 26. Oktober 1853.

Großh. Bezirksamt.

M e g g e r.

1213] (1) Schuldenliquidation.

(Staufen.) Nr. 34,668. Nachstehende Familien von Pfaffenweiler haben sich zur Auswanderung entschlossen und sollen auf Kosten der Gemeinde nach Algerien befördert werden:

- 1) Simon Schwab Eheleute,
- 2) Johann Georg Steine Eheleute,
- 3) Frz. Joseph Hanser „
- 4) Johann Blattmann „

15) Juliana Hanser, Wittve des Bernhard Gutgsell mit ihren Kindern Lambert, Sara und Paulina Gutgsell,

16) Theresia Blattmann, Wittve des Andreas Lubr mit ihren Kindern,

17) Columba Steine, Wittve des Mathias Niedinger mit ihren Kindern,

24) Fayer Hanser mit seiner Tochter Katharina Hanser.

Wir haben deßhalb Tagfahrt zur Schuldenliquidation auf

Montag, den 14. November l. J.,
früh 8 Uhr,

Vor dem Verlassen des Landes mußten sich die Auswanderungswilligen einem Schuldenliquidationsverfahren unterziehen. Hier: Verlautbarung im Großherzoglich Badischen Anzeige-Blatt für den Oberrhein-Kreis vom 2. November 1853.

1986 hießen die Themen der Wechseiausstellungen, z. B. über die Fasnachtszeit: „Elfe Jahre Schnecke-Narre“; dann folgte die „Waagensammlung H. Grieshaber“, und im September schloß sich zum Zehnten Schnecken-Fest die Ausstellung an: „Viel Glick in Herbst“ mit dem Schwerpunkt Weinlese und Herbstordnungen in der Vergangenheit. Auf dem Areal des Freilichtmuseums „Historische Steinbrüche Pfaffenweiler“ mit einem Rundweg, drei wiedererrichteten Steinhauerhütten, einer Gleisanlage und einer Lore wurde bereits ein Steinbruch-Fest begangen. Um die Öffentlichkeit noch einläßlicher über die Steinhauerei zu unterrichten, ist geplant,

Reise-



Vertrag

zwischen dem concessionirten

Hauptagenten C. F. Rödt

und

Luzwig Pfaffenweiler

Titelseite des Formulars eines Vertrags, den ein Ausreisewilliger mit einem Agenten Mitte des 19. Jahrhunderts über seine Beförderung ins Einwanderungsland abschließen mußte.

bei gewissen Anlässen sämtliche Arbeitsgänge, wie sie im 19. Jahrhundert im Steinbruch üblich waren, dem Besucherpublikum vorzuführen.

Auch das Dorf selbst weist viele beachtenswerte Sehenswürdigkeiten auf, so alte Türstürze, z. B. mit den Jahreszahlen 1521 oder 1575, ein gotisches Fenstergewand von 1561, ein gotisches Fachwerk-Wohnhaus von 1600, das historische Gasthaus „Zur Stube“ von 1575, eines der kunstgeschichtlich bedeutsamsten profanen Gebäude im südlichen Breisgau, die großzügig ausgestattete römisch-katholische Kirche St. Columba, die alte Kapelle zur hl. Barbara und Rosalia, das barocke Passionskreuz mit den Martergeräten von 1756, einen barocken Nepomukbrunnen mit reblaubverzierter Säule von 1779 und zahlreiche Feld-, Sühne- und Wegkreuze, darunter das älteste, 1610 errichtete Steinkreuz des Dorfes an der Kreuzung Wein- und Mittlere Straße.

Pfaffenweiler ist entschieden seines Museums und wohl auch seines charakteristischen Ortsbildes wegen eine Reise und eine Besichtigung wert.

Literatur

- Auer, G., Die Auswanderung aus Pfaffenweiler nach Afrika und Amerika im 19. Jahrhundert. Begleitheft zur Ausstellung, Pfaffenweiler 1984
- Auer, G. (Red.), Pfädle, G'schichte, 's Dorf un d'Rebe, d'Schnecke schaffe un dehn lebe. Begleitheft zur Ausstellung, Pfaffenweiler 1985
- Brednich, R.W., Kleiner Führer zu den Pfaffenweiler Sehenswürdigkeiten, o. O. u. J.
- Brednich, R. W., Pfaffenweiler Stein. Ein Beitrag zur Erforschung der Steinhauerei am Oberrhein, Pfaffenweiler 1985
- Kurzführer durch das Dorfmuseum Pfaffenweiler, o. O. u. J.
- Haserodt, K. / Stülpnagel, W. / Ramm, W., Pfaffenweiler. In: Freiburg i. Br. Amtliche Kreisbeschreibung, Stadt- und Landkreis, Bd. II/2, Freiburg 1974, S. 878—896
- Materialien zur Dorfgeschichte und über die Steinbrüche, Rathaus Pfaffenweiler 1986
- Notheisen, E., Pfaffenweiler. Landschaft und Geschichte. In: 1250 Jahre Pfaffenweiler 717—1967, Freiburg 1967, S. 45—54
- Rothermel, W., Pfaffenweiler Stein und Wein. In: Badische Zeitung vom 28. 8. 1985, Nr. 198, Freiburg i. Br. 1985
- Weeger, E., Vil Glick in Herbscht. Begleitheft zur Sonderausstellung, Pfaffenweiler 1986

Oberbaudirektor Professor Dr. Josef Durm 1837 – 1919

Ein bedeutender badischer Architekt

Ernst Koch, Karlsruhe



Gymnasium in Heidelberg 1891–1894 (V)4

Am 14. Februar 1837 wird Josef Durm als Sohn des Schneidermeisters Philipp Durm und dessen Frau Katharina geb. Singer in Karlsruhe geboren. Er erhält nach seinem Onkel, einem Baumeister, seinen Vornamen. Der junge Durm besucht ab 1843 das groß-

herzogliche Lyzeum zu Karlsruhe, absolviert Vorkurse an der polytechnischen Schule und legt 1854 seine Gymnasialprüfung in Bruchsal ab. Im gleichen Jahr nimmt er seine Studien am Polytechnikum auf. Friedrich Theodor Fischer (1803–1867), Jakob Hofstetter,

Heinrich Lang (1824–1893) waren seine Lehrer. Friedrich Eisenlohr (1805–1854) und Heinrich Hübsch (1795–1863), zuletzt Vorstand der Schule und Baudirektor, stehen ab 1854 dem Polytechnikum nicht mehr zur Verfügung. Doch bleibt Durms Ausbildung von ihren gestalterischen Vorstellungen nicht unbeeinflusst. Mit Beendigung seiner Studienzeit erwirbt Durm 1858 das Recht, den Titel „Architekt“ zu führen. Anschließend verbringt er zwei Jahre zur weiteren Ausbildung auf dem Büro F. Th. Fischers, legt 1860 bei Baudirektor Heinrich Hübsch das Staatsexamen im Baufach als Baupraktikant (heute: Regierungsbaumeister) mit gutem Erfolg ab und wird in den Staatsdienst übernommen. Von 1862 bis 1864 läßt er sich beurlauben und ist in Mainz als Privatarchitekt tätig. Mehrere Wettbewerbe kann er gewinnen, es entstehen Bauten in Alzey und Kaiserslautern, Wohnhäuser in Mainz.

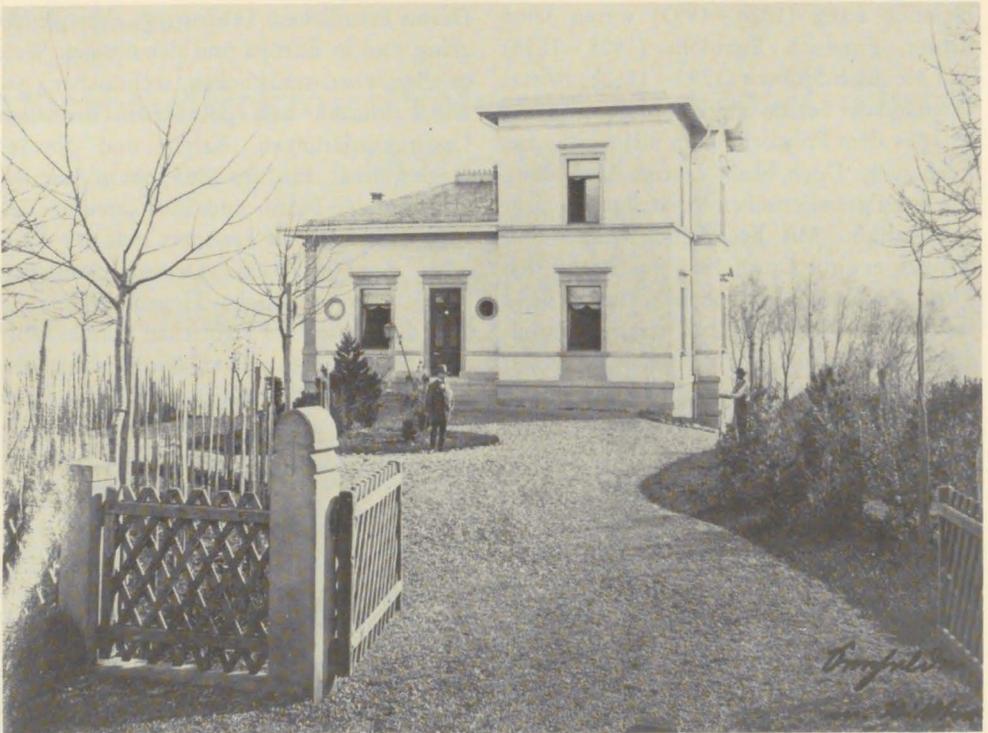
Nach Ende der Beurlaubung bewirbt er sich um Wiederaufnahme in den Staatsdienst, erhält die Zusage und arbeitet ab November 1864 bei der großherzoglichen Baudirektion, deren Vorstand nach dem Tode Hübschs sein Gönner, F. Th. Fischer geworden war. 1865 erhält Durm einen ersten Auftrag, das Wohnhaus des Kaufmanns Heinrich Schnabel in der Langstraße in Karlsruhe. Wenig später auch den Bau der Rheinbrücken-Portale Mannheim/Ludwigshafen; bei dem hierfür veranstalteten Wettbewerb war er erster Preisträger.

Mit einem Staatsstipendium verbringt Durm vom Januar 1866 bis zum Oktober 1867 einen Studienaufenthalt in Italien, in Rom. Die politische Situation in Europa beeinträchtigte die Bautätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Der für Durm so wichtige Aufenthalt in Italien fiel mitten in eine Zeit der Rezession und der krisenhaften Entwicklung.

Sicher sind die frühen Jahre in Karlsruhe, Mainz und Rom wichtige Stationen auf

Durms beruflichem Lebensweg, aber gleichzeitig sind in Europa und der übrigen Welt in allen wissenschaftlichen, technischen, gesellschaftlichen und politischen Bereichen Umstrukturierungen, Krisen und Neuanfänge spürbar. 1861 bis 1865 tobt in Amerika zwischen den Nord- und Südstaaten der Sezessionskrieg, 1864 erweitert sich der dänische Konflikt zum Deutsch-Dänischen Krieg. Das preußische Hegemonialstreben über die Staaten des Deutschen Bundes führt zum Krieg, 1866 müssen die süddeutschen Staaten im Verband mit Österreich, also auch Baden, die entscheidende Niederlage gegen Preußen hinnehmen. 1867 schreibt Karl Marx (1818–1883) den ersten Band „Das Kapital“. Im 19. Jahrhundert, in einer Zeit der Entdeckungen, erfindet Philipp Reis (1834–1874) im Jahr 1861 den Fernsprecher. 1865 erkennt Gregor Mendel (1822–1884) die Vererbungsregeln und Werner (von) Siemens (1816–1892) konstruiert 1867 die erste Dynamomaschine. Der Weberaufstand in Schlesien (1844), die große Hungernot in Baden (1846/47¹) und die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 liegen noch gar nicht weit zurück. Ob die Freunde Durms in Rom über diese Probleme und Entwicklungen diskutiert haben? Wohl sicher, aber wir wissen es nicht.

Während Durms Studienaufenthalt in Italien findet sich ein großer Kreis von Künstlern in herzlicher Freundschaft, Maler, Bildhauer und Architekten. Noch Jahre später sind sie in Karlsruhe gern gesehene Gäste im Hause Durm. Arnold Böcklin (1827–1901), Franz von Lenbach (1836–1904) und Anselm Feuerbach (1829–1880) gehören dazu, von Förster aus Wien, Weisbach aus Dresden und viele andere, die auch zuhaus die alte „italienische Freundschaft“ weiterpflegen. In Karlsruhe bildet sich im „Grünen Baum“ ein geselliger Kreis, die „Donnerstagesgesellschaft“²), der Künstler, Schriftsteller, Architekten und Forstmänner angehören, und die



Haus Seehalde in Radolfzell 1872—1873, im Vordergrund Victor von Scheffel

noch nach Jahrzehnten sich stets verjüngt, neue Freunde findet und an Anziehungskraft nichts einbüßt. Viktor von Scheffel, Wilhelm Klose, der Maler, und Durm sind Mittelpunkt dieses Kreises. Gemeinsame Wanderungen und Ausflüge führen nach Berghausen ins „Laub“ und das „Scheffelstübchen“ erlebt dort seine Gründung. Als Scheffel in Radolfzell bauen will, ist es Durm, der 1872/73 die „Seehalde“ erbaut, wenn auch das Wohnhaus dann etwas großartigere Gestalt annahm, als der Dichter das eigentlich gewollt hatte.

1867 kehrt Durm aus Italien zurück. Er nimmt den Umweg über Paris und sieht dort die große Weltausstellung³). Sicher wird er

auch das „neue“ Paris mit wachen Augen betrachtet haben, denn Georges Eugène Baron Haussmann (1809—1891)⁴) läßt im 2. Kaiserreich unter Napoleon II. durch das mittelalterliche Gassengewirr Prachtstraßen und Boulevards brechen, die den Charakter der Innenstadt völlig verändern. Zum erstenmal wird hier das Problem eines Generalbebauungsplanes für eine moderne Stadt in einer der neuen wirtschaftlichen Struktur angepaßten Größenordnung angepackt, und zwar nicht nur entworfen, sondern verwirklicht und in jeder Ausführungsphase hinsichtlich seiner Folgen durchdacht und überprüft. In Karlsruhe findet Durm bei Oberbaurat Karl Joseph Berckmüller (1800—1879) beim

Bau des Sammlungsgebäudes (am Friedrichsplatz) Beschäftigung. Doch schon am 23. Mai 1868 wird der 31jährige als Lehrer der Architektur an das Polytechnikum berufen und am 9. Oktober 1868 zum Professor ernannt. Durms Vorlesungen umfassen die klassischen Baustile und die der Renaissance, dazu vergleichende Gebäudelehre und Übungen im Entwerfen von Monumentalbauten. Hunderten von Studenten hat er solide Grundlagen für ihre Arbeit vermittelt und sie naturgemäß auch gestalterisch in seinem Sinn geprägt.

Das 19. Jahrhundert ist durch das Nebeneinander vieler Stile und Einflüsse gekennzeichnet. Die Gotik hat nichts von ihrer Anziehungskraft eingebüßt. Aber auch die Romanik behält ihre Anhänger. Die Architekturtheorien Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc's (1814–1879)⁵ vermitteln für die Wiederbelebung mittelalterlicher Bauformen ein profundes Wissen, und sein Rationalismus und seine Forderung nach Logik in den konstruktiven Zusammenhängen und in der architektonischen Folgerichtigkeit sind ein bedeutender Beitrag für die neue Architektur. Dem 19. Jahrhundert aber nur so eine bunte Vielfalt der Stile und Formen nachzusagen, wäre wohl zu einfach. Die Architektur dieser Zeit hat nicht nur einzelne typische Formen oder Motive verwendet, man hat sich vielmehr erstmals geschlossener Gestaltungs-kreise bedient, die man gleichwertig behandelte und zu synthetisieren trachtete. Es gibt auch keinen eigentlichen Abschluß dieser Stilbewegungen. Je nach regionaler Tradition, nationalem Denken, politischen und gesellschaftlichen Ansprüchen und dominierenden Architektenpersönlichkeiten erleben wir zahlreiche Überschneidungen. Für Durm war die Baukunst der Renaissance in Italien zum Vorbild eigener Baukunst geworden. Die große Zahl seiner Bauten vermag ein solches Bild zu prägen, das freilich bei näherem Zusehen die Hinwendung auch zu französischer, deutscher, ja niederländischer Renais-

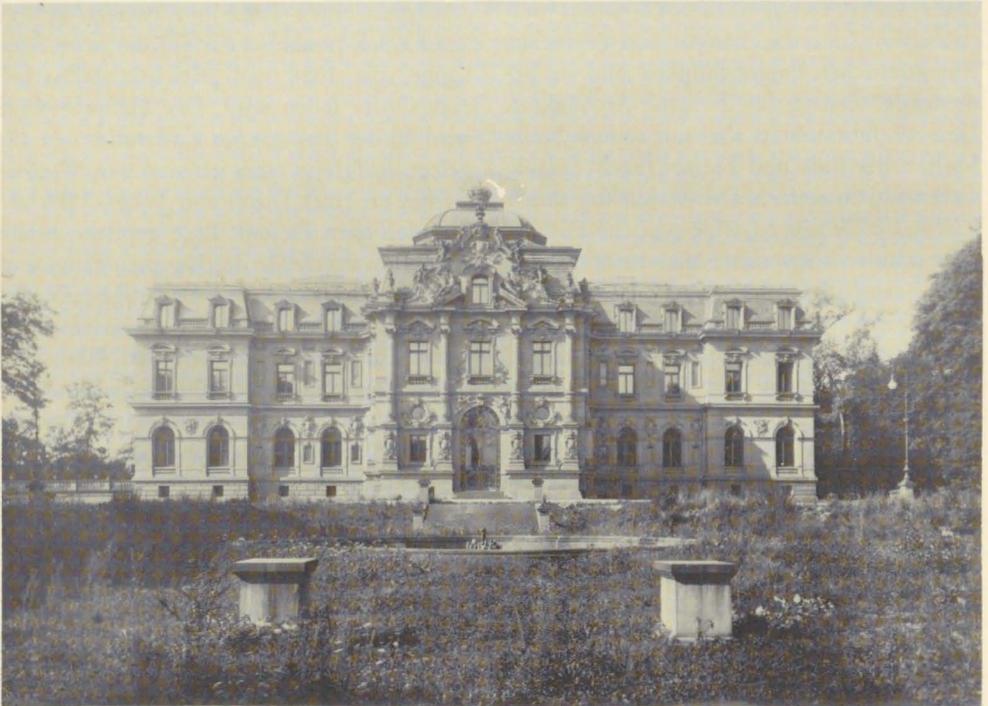
sancearchitektur zeigt. Der Jugendstil war es dann, der den herrschenden Historismus als gemeineuropäisches Geschmacksideal zunächst in die Defensive und dann in den Hintergrund drängte.

In den Jahren nach der Berufung Durms an das Polytechnikum entstehen eine Vielzahl bedeutender Bauten. Die Villa Mayer in der Kriegsstraße in Karlsruhe (1869–1870) und die Villa Karl Schmieder im Beierthemer Feld (1869–1870) zählen zu den ersten Maßnahmen. Das Städtische Vierordtbad in Karlsruhe wird im Frühherbst 1871 begonnen. Nach Badens Beitritt zum Deutschen Bund am 15. November 1870 und der Kaiserproklamation in Versailles ist Baden nun Teil des neuen Deutschen Reichs. Die Planung und der Bau des Bades werden von diesen politischen Entwicklungen nicht berührt. Am 3. April 1873 wird der Neubau eingeweiht. Im Auftrag der reformierten jüdischen Gemeinde entsteht von 1872–1874 an der Stelle des abgebrannten, von Weinbrenner errichteten alten Baus in Karlsruhe in byzantinisch-romanischem Stil die neue Synagoge, die 1938 der „Reichskristallnacht“ zum Opfer fallen wird. Der Hauptfriedhof wird an der Stadtgrenze Karlsruhes neu angelegt. Aufgrund eines gewonnenen Wettbewerbes errichtet Durm von 1874–1876 die erforderlichen Bauten. Eine geplante breite Zufahrt in der Achse des Haupteingangs und der Friedhofskapelle, die heutige „Durmstraße“⁶) wird nur teilweise verwirklicht, bleibt Torso. Auch auswärts hat Durm Erfolg. Er gewinnt in Frankfurt die Konkurrenz für ein Gesellschaftshaus im Zoologischen Garten. Ein Generalunternehmer führt die Arbeiten von 1874–1876 durch. Der Bau der Festhalle am Stadtgarten in Karlsruhe (1875–1877) bleibt bis zur Zerstörung im 2. Weltkrieg Mittelpunkt städtischer Geselligkeit. In Pforzheim entstehen 1875–1876 die Villen Maischhofer und Hepp, in Karlsruhe 1878–1880 die Villa Bürklin in der Kriegsstraße. Das Palais August Schmieder (heute: Prinz-Max-Palais)

setzt in der Karlstraße in Karlsruhe (1881-1884) neue monumentale Akzente. So manches weitere Gebäude hat den Krieg nicht überstanden. Auch um die Restaurierung des Schwarzacher Münsters bemühte er sich lange Jahre (1882–1891), eine Aufgabe, der Arnold Tschira (1910–1969) beispielgebend in unseren Tagen die endgültige Form gab (1967–1969). Eine besonders delikate Aufgabe wurde Durm in Heidelberg anlässlich des 500-jährigen Jubiläums der Ruperto Carola übertragen⁷). In wenigen Monaten mußte er 1886 „in einer der Würde der in ihr abzuhaltenden Festlichkeiten entsprechenden Weise“ eine provisorische Festhalle für 5000 Personen erstellen. Es gab örtlich und zeitlich keine Alternative. Die souveräne Lösung dieser Aufgabe am Platz der heutigen Stadthalle am Neckarufer bringt Durm „aller-

höchstes Lob“, finanzielle Anerkennung und hohe Auszeichnungen⁸).

Berufungen an das neu zu gründende Polytechnikum nach Darmstadt (1869), die Technische Hochschule München (1877) oder nach Charlottenburg, die Durm zugunsten Karlsruhes ablehnte, geben Zeugnis davon, wie sehr überall im kaiserlichen Deutschland sein Wirken anerkannt wird. Die „Großherzoglich Badische Direktion der Polytechnischen Schule Karlsruhe“ setzt sich beim „Großherzoglich Badischen Ministerium des Innern“ in „vollem Einverständnis mit dem Kleinen Rat“ und „mit dem gesamten Lehrkörper“ dafür ein, daß Durm in Karlsruhe verbleibt⁹). Das Innenministerium begrüßt Durms Entscheidung und hebt „die sehr guten Leistungen dieses jungen Lehrers“ hervor.



Erbgroßherzogliches Palais in Karlsruhe 1892–1897 (VII)18

Ehrenmitgliedschaften des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt, des Karlsruher Architektenvereins, der Archäologischen Gesellschaft und der Polytechnischen Gesellschaft in Athen, die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg und der Technischen Hochschule Charlottenburg, und nicht zuletzt die Ehrenbürgerschaft Heidelbergs sind Höhepunkte seines beruflichen Erfolges.

Auszeichnungen, Beförderungen und hohe Orden¹⁰⁾ sind zeitgemäße Anerkennung. Besonderes Gewicht haben seine Berufung als außerordentliches Mitglied der Königlich Preußischen Akademie des Bauwesens und als ordentliches Mitglied der Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institute in Berlin, Rom und in Athen.

In Karlsruhe, Mainz, Elberfeld, Berlin, Freiburg, Bremen, Wiesbaden, Straßburg, Hamburg, Mannheim, Darmstadt u. a. war Durm 24mal Preisrichter bei meist bedeutenden Wettbewerben. 17mal waren sein fachliches Urteil, seine Erfahrung und sein umfangreiches Wissen als Sachverständiger gefragt, etwa beim Münster in Freiburg und in Straßburg, beim Heidelberger Schloß, oder bei

Maßnahmen zur Erhaltung des Parthenon in Athen. Noch 1905 wurde er um ein Gutachten über die Renovierung der Kathedrale in Lausanne gebeten¹¹⁾.

Nach seinem Studienaufenthalt in Italien war schon 1869 Athen das Ziel neuer Reisen. Seine Studien erschließen ihm neben England, Frankreich, den Donau- und Balkanländern fast alle Gebiete des Mittelmeerraumes. Ausgiebig und gründlich, gelegentlich auch abenteuerlich, führen die Reisen an den Ort der historischen Wirklichkeit, zu Schliemanns Ausgrabungen nach Troja, zu den klassischen Ruinen und Bauwerken Griechenlands, Italiens und Kretas. Syrien ist sein Ziel, wobei seine Abreise durch Choleraepidemie und drohende Quarantäne mehrfach verzögert wird¹²⁾, Ägypten, Palästina und Tunis. Zahllos sind seine Skizzenbücher, gefüllt mit Bauaufnahmen, Landschaftsskizzen und Details. Er untersucht vor Ort Konstruktionsprinzipien, das verwendete Material, die Werkzeuge und die Baumethoden der Antike. Mit akribischer Genauigkeit hat Durm seine Umwelt auf Reisen und am Zielort in Zeichnungen und Aquarellen festgehalten.



*Aulabau Techn. Hochschule
Karlsruhe 1895—1898 (VII)8*

Die Fotografie war noch umständlich und teuer. Der große Reiz zahlreicher seiner Veröffentlichungen liegt in dem meist meisterhaften darstellerischen Gebrauch der Zeichnung¹³).

Umfangreich, in damaliger Zeit richtungweisend und auch heute noch hochgeschätzt ist Durms schriftstellerische Tätigkeit. Neben fachlichen Beiträgen im Centralblatt der Bauverwaltung, in der Zeitschrift für Bauwesen, der Zeitschrift für bildende Kunst und anderen namhaften Blättern (sein erster Beitrag stammt aus dem Jahr 1857), in denen er nicht nur zeitgenössische und klassische Bauten bespricht, sondern z. B. auch Fragen der Architekturausbildung, der Denkmalpflege und des historischen Kontextes behandelt, umfaßt Durms literarisches Werk so bedeutende Veröffentlichungen wie „Die Baukunst der Griechen“, „Die Baukunst der Etrusker und Römer“ oder „Die Baukunst der Renaissance in Italien“ in dem von ihm mitbegründeten, seit 1881 erscheinenden „Handbuch der Architektur“. Allein sein Buch über die Baukunst der Etrusker und Römer enthält viele hundert von ihm selbst gezeichnete Illustrationen. 1886 wird Durm als Nachfolger des verstorbenen Architekten Redtenbacher „die Weiterführung der Inventarisierung und Publikation der weltlichen Kunstdenkmäler Badens“ übertragen. Und eine Vielzahl eigener Bauten und Entwürfe stellt er der Fachwelt und einer interessierten Öffentlichkeit in zahlreichen Schriften vor.

1887 wird durch den Rücktritt des großherzoglichen Baudirektors Helbling das höchste Amt der badischen Staatsbauverwaltung frei. Am 16. Februar 1887 schlägt der Präsident des Großherzoglichen Finanzministeriums Ellstätter seinem Kollegen, dem Präsidenten des Großherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts Nokk vor, als Nachfolger Helblings Josef Durm mit der „so wichtigen Stelle eines Vorstandes der Baudirektion“ zu beauftragen¹⁴). Er charakterisiert Durm als „einen Mann, welcher als Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete

der Architektur, wie nicht minder als ausführender Architekt weit über Badens Grenzen hinaus in dem Rufe steht, einer der Ersten seines Faches zu sein“. Am 25. Februar 1887 wird Durm unter Belassung seiner Stellung als Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe als Baudirektor zum Vorstand der großherzoglichen Baudirektion ernannt, der er bereits seit 1882 als außerordentliches Mitglied in einem Dreierkollegium angehörte. Er tritt sein neues Amt am 1. April an.

Noch im Jahr vorher ist Durm bei der Jubiläumsausstellung 1886 der bildenden Künste in Berlin mit „nicht weniger als 22 ausgeführten Entwürfen“ vertreten. In einer Besprechung der Ausstellung wird vermerkt: „Alle diese Arbeiten sind der Architektenwelt bekannt als Musterbilder vornehmer Auffassung und einer ebenso einheitlichen wie feinstudierten Durchbildung“¹⁵).

Durm hat es verstanden, die Baudirektion wieder zu dem Ansehen zu heben, das sie unter Hübsch besaß. Sein Einfluß auf die Gestaltung des badischen Bauwesens von dieser Stelle aus ist in künstlerischer Beziehung wie auch in bezug auf die reine Verwaltung weitreichend und verantwortungsreich. Ein bequemer Mann war er sicherlich nicht, aber ein charakterfester und bis zur Unbeugsamkeit aufrechter. Und wenn er die von seiner hohen fachlich-künstlerischen Kompetenz vorgegebene Position in der Sache jederzeit mit Hingabe und Unerschrockenheit zu verteidigen mußte, so tat er das ohne eine Spur persönlicher Selbstdarstellung.

Von 1887 bis zur Auflösung der Baudirektion zeugen eine große Zahl bedeutender Bauwerke vom Ideenreichtum und der Schaffenskraft Durms, wobei der angegebenen Bauzeit oft jahrelange Planung und Vorbereitung vorausgingen. 1890—1893 entsteht in Baden-Baden „anschmiegend und zierlich, im Stile der italienischen Renaissance reich geschmückt, doch vornehm und keineswegs überladen“ das Kaiserin-Augusta-Bad¹⁶). In Badenweiler errichtet er (1892—1898) die

evangelische Kirche. Auch hier legt Durm, wie öfters, als Vorstand der Baudirektion Alternativplanungen zu vor seiner Amtszeit bereits genehmigten Unterlagen vor. Die Verhandlungen über die Verteilung der Kosten zwischen Regierung und Kirchengemeinde ziehen sich über lange Jahre. Das Erbgroßherzogliche Palais in Karlsruhe ist für Durm ein großartiger ehrenvoller Auftrag. Doch gerade dieser Bau wird 1902 zu seiner Verabschiedung beitragen. Die Planungs- und Bauzeit (1892—1897) sind erfüllt von Spannungen, immer neuen Entwurfsvarianten und Konflikten mit dem Hof, vorprogrammiert durch die bescheideneren Vorstellungen des regierenden Großherzogs und die Ansprüche des Erbgroßherzogs. Die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe (1887—1889), die evangelische Kirche in Schopfheim (1888—1891) und das Physikalische und Physiologische Institut der Universität Freiburg sind wichtige Bauvorhaben. Das Gymnasium am Rand des Neckar in Heidelberg (1891—1894) dient auch heute noch, wenig verändert, voll dem Unterricht. Die katholische Kirche St. Johann in der Wiehre in Freiburg (1894—1899) wird als eine der repräsentativsten Kirchen der Neuromanik genannt, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Doch die komplizierte Planungsphase, die Auseinandersetzungen um nach seiner Ansicht unsinnige Einsparungswünsche führen zu tiefgreifenden Verstimmungen. Durm setzt sich durch, schafft sich aber beim Finanzministerium keine Freunde. Für die Kunsthalle (1894—1896) und die Kunstgewerbeschule (1898—1901) in Karlsruhe entstehen Erweiterungsbauten. Der Aula- und Hörsaalbau der Technischen Hochschule in Karlsruhe (1895—1898) dient auch heute nach Wiederaufbau in teilweise veränderter Form der Ausbildung der Architekturstudenten. Am Marktplatz wird unter schwierigen Gründungsverhältnissen (Landgraben) des Bezirksamt (1896—1899) errichtet. Die Universitätsbibliothek in Heidelberg (1901—1905) und das Oberlandesge-

richt in Karlsruhe (1899—1902) geraten in eine hitzige fachliche Grundsatzdiskussion. Die sich wandelnden städtebaulichen und gestalterischen Richtungen, die Abkehr von der Monumentalität des solitären Einzelbaukörpers führen zu harten polemischen Auseinandersetzungen zwischen den Institutionen und den Architekten. Friedrich Ratzel's (1869—1907) Planung und Ausführung des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe (1902—1905) mit großen Putzflächen und sparsam verwendeten Dekorationselementen ist schließlich eine endgültige Absage an die Monumentalität, an Durms mächtige gelbgraue Fassade des gegenüberliegenden Oberlandesgerichtes, eine Hinwendung zur Urbanisierung des Behördenbaus¹⁷). Das Schloßchen der Gräfin Allcard-Konarska in Badenweiler ist ein Sonderfall, der adlige Repräsentationswünsche in Raumangebot und äußerer Gestalt mit der um die Jahrhundertwende gern gesehenen „Commodité“ verbinden soll. Es wird an Weihnachten 1900 bezogen.

Während seiner Zeit als Vorstand der Baudirektion war Durm oft auf Studienreisen. Auch im Rahmen seines Amtes war er unterwegs. Auf Wunsch seines Ministeriums sollte er 1893 die Weltausstellung in Chicago besuchen. Am 12. Juli 1893 schreibt er¹⁸) an das Großherzogliche Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts: „... all' die schönen und kühnen Bauten der letzten Weltausstellung daselbst (Paris 1889), die gewaltige Maschinenhalle und die vielen auch künstlerisch vollendeten Eisenkonstruktionen blieben stehen und gestatteten jetzt eine eingehendere und bequemere Besichtigung, als im Gewirre der Ausstellung. Kein Bauwerk in Chicago übertrifft an Größe oder Kühnheit die Konstruktion der Pariser Werke...“.

Im republikanischen Frankreich erhält Eisen als Baustoff eine maßgebliche, ja oft aggressive Bedeutung¹⁹). Zwar hat in London 1851 der Kristallpalast von Joseph Paxton (1803—1865) mit seinen Glas- und Eisenstrukturen



Oberlandesgericht Karlsruhe 1899—1902 (VII)17

das 20. Jahrhundert bereits angekündigt. Doch sollten besonders Gustave Eiffel (1883—1923) mit seinem 300 m hohen Turm (1889) oder die 420 m lange Maschinenhalle auf der Weltausstellung in Paris, bei der ein Architekt und ein Ingenieur zusammengearbeitet hatten, der Eisenkonstruktion zu wahren Triumphen verhelfen. Dennoch blieb die Mehrzahl der Architekten bemüht, auch die progressivsten und kühnsten Bauten, die ihrem Wesen nach funktionell waren, durch die „Hinzufügung klassischer Stilelemente

zu verschönern“ und den technischen Fortschritt zu verstecken. Die Architektur hat sich lange der technischen Zivilisation verweigert. Der wirklich revolutionäre Baustoff war jedoch der Eisenbeton, für den Joseph Monier 1868 ein Patent erhielt. Das Material wurde aber ausschließlich zu technischen Konstruktionen verwendet, die Architekten wollten nichts mit ihm zu tun haben. Erst 1902, im gleichen Jahr in dem der Burenkrieg zu Ende geht, in dem George Bernard Shaw 46 Jahre, Kaiser Wilhelm II 43 Jahre,

Wladimir Iljitsch Uljanow gen. Lenin 32 Jahre und Thomas Alva Edison 55 Jahre alt werden, in dem die Großherzoglich Badische Baudirektion aufgelöst wird, oder in dem Ebenezer Howard in England die Gartenstadtbewegung („Garden Cities of Tomorrow“) begründet, erst in diesem Jahr errichten die Gebrüder Perret (Auguste Perret 1874—1955) in Paris in der Rue Franklin das Haus Nr. 25 bis, das 1903 vollendet wird, und bei dem man zum erstenmal die Eisenbetonkonstruktion so anwendet, daß sie die äußere Erscheinungsform bestimmt²⁰).

Der leitende Baubeamte des Badischen Staatsbauwesens in Karlsruhe versieht sein Amt mit beispiellosem Fleiß und Arbeitseifer, er kontrolliert die unterstellten Bezirksbauinspektionen, setzt mit Selbstbewußtsein seine Vorstellungen durch, stellt sich vor seine Mitarbeiter, denen er ein kritischer Chef ist, und verteidigt seine Position und seinen Einfluß auch gegenüber dem manchmal andersdenkenden Ministerium. Er schafft sich nicht nur Freunde, aber sein Ansehen im In- und Ausland wächst zusehends, auch sein Wort als Architekturhistoriker hat Gewicht.

Die völlige Arbeitsüberlastung und eine langandauernde schwere Krankheit nötigen den inzwischen (1894) zum Oberbaudirektor ernannten Durm, seine Lehrtätigkeit und auch seine Amtsgeschäfte zu reduzieren. Er sucht in Badenweiler volle Genesung. Daneben vernachlässigt er keineswegs seine Arbeit an der Inventarisierung. In einem Brief vom 27. September 1894 schreibt er²¹): „... leider werde ich zur Zeit von der Natur daran erinnert, daß auch ein eiserner Wille sich zu beugen habe. Es geht mir oft wie schlechten Pferden: Heiß im Anlauf und dann plötzliches Abfallen... ich arbeite weiter, so gut ich kann, wenn ich auch den Volldampf etwas für die Folge sperren muß...“.

Doch werden die staatlichen Baumaßnahmen und deren Kosten immer mehr von der Bürgerschaft, die jetzt die Möglichkeit hat, den Staatshaushalt zu kontrollieren, kritisch beobachtet und kommentiert. Das Bürger-

tum bevorzugt für sich die Selbstdarstellung in der Privatbaukunst. Repräsentative staatlich Bauten, z. B. das Erbgroßherzogliche Palais in Karlsruhe, geraten besonders ins Kreuzfeuer der Kritik und geben Ansatzpunkte zu gezielten Vorwürfen. Die Vergabe der Bauarbeiten wird bezweifelt, Kostenschläge beanstandet. Das Finanzministerium ordnet, nicht zuletzt unter dem Eindruck dieser öffentlichen Kritik, eine Organisationsänderung an, wonach den Ministerien technische Referenten beigeordnet werden, die an den Kollegiumssitzungen der Baudirektion teilnehmen sollen.

Durm, der jahrzehntlang in der Gunst des Hofes stand, der erste Architekt Badens, die unwidersprochene Autorität im Lande gewesen ist, erfährt nun immer mehr negative Äußerungen von Seiten, die sich seiner Meinung nach durch einen ausgeprägten Mangel an Kunstverständnis auszeichnen. Aufgebracht übt er in einem Zeitungsartikel herbe Kritik am Staatsbauwesen; Finanzminister Buchenberger ist empört. Auch die Heidelberger Schloßbaufrage schlägt hohe Wellen. Die Auseinandersetzungen führen zu scharfen Kontroversen in der Öffentlichkeit und zu persönlichen Angriffen, allerdings auch 1900 zu dem von C. Gurlitt initiierten ersten Kongreß über Denkmalpflege in Dresden.

Verständlicherweise entstehen auch an der Technischen Hochschule in dem halben Jahrhundert seiner Lehrtätigkeit Spannungen, prallen Meinungen aufeinander und werden Empfindlichkeiten ausgetragen²²). Und immer seltener schließt sich das vorge-setzte Ministerium Durms Argumenten an. Trotz der erheblichen unerquicklichen Differenzen zwischen Finanzministerium und Baudirektion steht Durm unverändert in der Gunst des Staatsministers Nokk. Als dieser sich jedoch 1901 in den Ruhestand versetzen läßt, wird Durms Stellung nicht mehr haltbar. Die Baudirektion wird zum 20. November 1902 aufgelöst, Durm zum Geheimrat ernannt, mit einem hohen Orden ausgezeichnet, sowie unter Belassung „seiner nebenamt-

lichen Stellung an der Technischen Hochschule“ auf Jahresende — von ihm selbst wohl nicht unerwartet aber als ungerecht empfunden — in den Ruhestand versetzt. Ausdrücklich werden „seine langjährigen treuen und ersprießlichen Dienste betont“. Durms Verabschiedung aus dem Staatsdienst hat ihn aber wohl auch von einer Last befreit, von der Verantwortung für das gesamte badische Staatsbauwesen und von der Verpflichtung, wie er sie empfand, damit zugleich auch der Hüter aller traditionellen Werte in der Architektur zu sein²³).

Ab 1902 vollendet Durm noch das Friedrich-Gymnasium in Freiburg (bis 1904) und die Universitätsbibliothek in Heidelberg (bis 1905).

Zum 70. Geburtstag (1907) wird Durm herzlich gefeiert²⁴). Er wird mit Ehrengaben bedacht, die Presse bringt ausführliche Artikel über sein Leben und Wirken, sehr persönlich und voll lobender Würdigung.

Als letztes großes Bauvorhaben errichtet er 1908—1911 das Gebäude der Badischen Kommunalen Landesbank (damals: Oberrheinische Versicherungsgesellschaft) in Mannheim²⁵). Es ist erstaunlich, ja bewundernswert, wie er sich mit dieser letzten Planung zu Beginn des 20. Jahrhunderts einer seit Jahren geführten Diskussion um die Funktionalität von Architektur und entsprechende Konsequenzen für die Baugestalt, also um die Gestalt einer neuen Architektur, stellt. Hier kann er die neue, ja schon im Niedergang begriffene Formenwelt des Jugendstils mit „jenem Gepräge, das unschwer die Bestimmung des Baues erkennen läßt“, verbinden. Diese Verbindung von Monumentalität und Beschwingtheit zugleich stellen auch einen der Höhepunkte in seinem architektonischem Schaffen dar.

Nach der Fertigstellung des Mannheimer Baus widmet sich Durm neben seiner Hochschultätigkeit fast ausschließlich seinen historischen Studien, darunter der Neuauflage der 1902 erschienenen „Baukunst der Renaissance in Italien“. Sein 75. Geburtstag²⁶)

(1912) erhält, nicht lange vor dem 1. Weltkrieg der das Leben in Deutschland von Grund auf verändern wird, einen festlichen, ehrenden Rahmen. Über 250 seiner ehemaligen Schüler schreiben sich in eine Dankadresse ein. Er ist noch immer beliebt und unvergessen. Sein 80. Geburtstag (1917), schon gegen Ende des Krieges, und sein 50jähriges Jubiläum als Hochschullehrer (Oktober 1918) finden in der Öffentlichkeit Beachtung und Würdigung, auch vonseiten des Großherzogs Friedrich II²⁷).

In einem Vermerk des Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 23. Januar 1919 heißt es: „Der Wunsch, die Aussichten der Kriegsteilnehmer auf Erlangung geeigneter Stellen zu verbessern, wird uns veranlassen, auf die Dienste einer Reihe von älteren Beamten zu verzichten . . .“²⁸). Auch Durm, damals im 83. Lebensjahr und erkrankt, soll gemäß dieser verständlichen organisatorischen Überlegungen zum 1. Oktober 1919 in den Ruhestand versetzt werden. Auf Bitten seines Sohnes hat er die Absicht nicht mehr erfahren. Am 3. April 1919 schloß er für immer die Augen.

Im gleichen Frühjahr 1919 gründete Walter Gropius in Weimar das „Bauhaus“. Das Bauhaus-Manifest²⁹) beginnt mit den Worten „Das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit ist der Bau.“ Auch Durm hat sich zu seiner Zeit und mit seinen Mitteln diesem Grundsatz nie verschlossen.

Erläuterungen:

1) Generallandesarchiv Karlsruhe 1980 „Baden — Land — Staat — Volk 1806—1871“ Dr. M. Salaba Seite 115 ff

2) Badische Presse Nr. 76 vom 14. 2. 1912

3) Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr.-Ing. Klaus Durm

4) Leonardo Benevolo 1978 „Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts“ Band 1 Seite 107 ff

5) ebenda Seite 144 ff

6) Siehe Stadtplan Karlsruhe. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr.-Ing. Klaus Durm

- 7) Ulrike Grammbitter 1984 „Josef Durm 1837—1919. Eine Einführung in das architektonische Werk“ Seite 277
- 8) Durm erhält für diese Leistung die Ehrenbürgerschaft der Stadt Heidelberg
- 9) GLA 235/1909 Blatt 9
- 10) Ulrike Grammbitter Seite 471 Verzeichnis der Durm verliehenen Orden
- 11) ebenda Seite 468 ff. Verzeichnis der Preisrichter- und Sachverständigenämter Durms
- 12) GLA 235/1909 Blatt 9
- 13) W. Schirmer und J. Göricke 1975 „Architekten der Fridericiana“ Seite 63
- 14) GLA 235/1909 Blatt 58
- 15) GLA 235/1909 Blatt 55
- 16) Ulrike Grammbitter Seite 292 Fußnote**
- 17) Konrad Krimm 1986 „Archivbau und Residenzarchitektur. Der Neubau des Generallandesarchivs Karlsruhe von 1905“ Seite 229
- 18) GLA 235/1909 Blatt 83
- 19) Bernard Champigneulle 1962 „Geschichte der Architektur“ Seite 246
- 20) Leonardo Benevolo Band 1 Seite 352
- 21) GLA 235/1909 Blatt 92
- 22) Siehe hierzu u. a. Differenzen mit Josef Maximilian Laueger (1864—1952) GLA 235/1909 Blatt 137
- 23) Wulf Schirmer 1985 „Josef Durm und das Gebäude der Badischen Kommunalen Landesbank“ Seite 116
- 24) Badische Presse Nr. 236 vom 22.5. 1908
- 25) Siehe Anmerkung 23
- 26) Badische Presse Nr. 76 vom 14. 2. 1912
- 27) Badische Presse Nr. 73 vom 13. 2. 1917 und Nr. 77 vom 15.2.1917
- 28) GLA 235/1909 Blatt 197
- 29) Stuttgart 1968 „50 Jahre Bauhaus“ Katalog Seite 13

Das Foto der „Seehalde“ in Radolfzell wurde uns freundlicherweise von Frau Wieland geb. Freiin von Reischach-Scheffel zur Verfügung gestellt. Die übrigen Fotografien erhielten wir von der Bibliothek der Oberfinanzdirektion Karlsruhe.

Das Handwerk bei und um Johann Peter Hebel

Alfred Mutz, Basel

Aus manchen und verständlichen Gründen ist es nicht einfach die Beziehungen, die unser liebenswerter alemannischer Poet und Kalendermann zum Handwerk hatte, zu schildern. Es ist durchaus natürlich, daß es solche gab, und er sie entsprechend seiner Wesensart auch pflegte. Das darf gesagt werden, obwohl solche weder direkt aus seinem Leben noch in seinen Werken an der Oberfläche erscheinen. Es sei daher skizzenhaft der Versuch gewagt den wenigen Spuren nachzugehen. Für uns Menschen der heutigen Zeit ist es schwierig sich die Welt, wie sie Hebel erlebte vorzustellen und in die längst verflossenen Verhältnisse hineinzudenken. Zwischen den Lebensjahren Hebels und der Gegenwart besteht ein gewaltiger Unterschied. Ein sehr entscheidender ist, daß unsere Jugend kaum mehr Gelegenheit hat arbeitende Handwerker, gleichgültig welchen Berufes, bei ihren Tätigkeiten beobachten zu können. Dem jungen Hebel dagegen lag das alles frei und offen vor seinen neugierigen Augen und seinen lebhaften Interessen. Ein Beleg dafür: „Dergleichen wäre schwerlich der Fall gewesen, hätte nicht der Knabe durch sein gewecktes, zutunliches Wesen den Weg zum Herzen des Majors und seiner Gattin gefunden“ (W. Zentner, Hebel eine Biographie S 12). Hebels Umwelt war natürlich und unverhüllt, vor allem deswegen, weil die Handwerker ihre Werkstätten oft auf die Gassen ausweiteten.

Wir müssen, um ein möglichst reales Bild vom damaligen Basel zu erhalten versuchen, dieses vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen. Dazu könnten ein paar Streiflichter aus Johann Georg Keyssler's „Reissen

durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen . . .“, die er 1776 in Hannover erscheinen ließ, geeignet sein. Als dieses Buch erschien, war der kleine Hebel sechs Jahre alt. Er ging, „vermutlich in den Sommermonaten 1766 und 1768 in die Gemeindeschule von St. Peter. Im Sommersemester 1772 hat er nachgewiesenermaßen der dritten Klasse des Gymnasiums angehört“ (W. Z., S. 12). Er wird auch mit Kameraden sich in den Gassen und Gäßchen herumgetrieben haben. Recht anschaulich ist im Reisebericht von Keyssler das damalige Basel geschildert: „Basel ist zwar kleiner als Strassburg, allein doch grösser als Frankfurt, und die grösseste von allen Schweizerstädten, als in welcher man zweyhundert und zwanzig Strassen, sechs Märkte, und neun und neunzig Springbrunnen zählet. Ihre Lage ist uneben, die Strassen meist krumm, und das Pflaster sehr unbequem wegen der spitzen Steine, welche dazu dienen sollen, dass die Pferde, so schwere Lasten an zu ziehen haben, desto eher fussen und besser anhalten können . . .“. „Die Handlung ist hier noch in gutem Stande, und wird sonderlich viel seidenes Band verfertigt, wie dann sechs bis acht Häuser oder Kaufleute sind, deren jeder auf einer Frankfurter Messe für drysig bis vierzig Gulden Seidenband absetzet. . .“. Diese Stadt hat also der kleine Hebel erlebt und in sich unbewußt aufgenommen, das war noch die Stadt wie sie rund 100 Jahre vor dem Fall der Stadtmauern aussah. Vom Gegenüber seines Geburtshauses, wo der Knabe wohl auch in späteren Jahren wohnte, wenn seine Eltern in der Sommerzeit in der Stadt waren, weiß der Weitgereiste zu be-

richten: „Der französischen Kirche (Predigerkirche, damals Kirche für die französischen Refugianten) gegenüber ist an einer langen bedeckten Wand der Todentanz gemalt, da der Tod zu allen Ständen und Altern der Welt beyderley Geschlechtes sich gesellet, und ihnen in deutschen Versen eyn Compliment zu Grabe macht.“ Das war also der äußere Rahmen, seine direkte Nachbarschaft, und darüber hinaus die große Stadt, wie der heranwachsende Johann Peter Hebel — sein Basel — erfuhr und wie er es sich einprägte.

Sicher ist es nicht zu weit gegriffen, anzunehmen, daß der lebhaft und empfindsame Hebelbub auch den Weg über die alte Rheinbrücke suchte und fand, um im damals so tätigen Gewerbebetrieb an den Kleinbasler Teicharmen die großen Wasserräder und das schäumende Wasser zu betrachten. Hier mag er tiefe Eindrücke über das stetige Kommen und Gehen empfangen haben. Auch die ganz ähnliche Arbeitswelt im St. Albantal dürften ihm nicht unbekannt gewesen sein. Bei diesen mannigfaltigen Betrieben, die leicht zugänglich waren, konnte er viel erleben, sehen und bestaunen, die ein Bubenherz und Bubensinn zu bewegen vermögen. Neben den Kornmühlen gab es Sägen, Schleifen, Stampfen, Hammerschmieden, Drahtzüge und nicht zuletzt Seilereien und Bandwebereien. Eine vielfältige Arbeitswelt, die der heutigen Jugend so weit entfernt ist, daß sie diese nicht einmal dem Namen nach kennt. Der kleine Hebel aber stand mitten drin. Er hörte die verschiedenen Geräusche, roch so manche Düfte und verfolgte dabei die unterschiedlichsten Verrichtungen. Es war lebensvolles wirksames Handwerk. Daneben gab es nichts gleichartiges, alles war klar und selbstverständlich.

Dazu brachte er von Natur aus eine reiche und empfängliche Seele mit in deren Tiefe viele Eindrücke schlummern mochten. Sein Vater Johann Jakob Hebel war Leineweber und selbst ein Sproß einer langen Reihe

handwerklicher Vorfahren, in der ebenfalls noch Leineweber, Gerber, Wagner und Schuster genannt werden. Eine wertvolle Erbschaft, die, wenn auch in anderer Form, im späteren Dichter und Geschichtenschareiber, weiter lebte und wirkte.

Auch vom mütterlichen Stamme her schlummerte ähnliches in ihm. Die Ursula Oertlin aus Hausen im Wiesental war ein Glied aus altem ansässigem Bauerntum. Und was ein echter Bauer ist, der seine Scholle pflegt, Haus, Scheune und Stall in Ordnung zu halten weiß, ist bei der Erfüllung der vielfältig bedingten Arbeiten dem eigentlichen Handwerker nicht gar fern. So überlieferten die Eltern ihrem Sohne einen doppelt fruchtbaren Boden aus dem er sprießen, wachsen und reiche Früchte zu zeitigen vermochte.

Im Kreise von Handwerkern trat das am 10. Mai 1760 geborene Knäblein ins Leben, denn sein Vater, der Leineweber war, bat aus seiner Nachbarschaft den Schneidermeister Nicolaus Riedmann und den Schuhmachermeister Friedrich Lüdlin als Paten das Kind zur Taufe zu tragen. Auf seinem Schulweg und anderen Gängen durch die Gassen, mußte der Knabe immer wieder das Klappern der Webstühle gehört haben, mußte wissen woher diese Takte kamen und was sie bedeuteten. Auch seine Mutter dürfte ihm anschaulich das Handwerk seines Vaters geschildert haben. Den Weg zur Seilerbahn hat er sicher oft unternommen, auf der der Seiler, für einen Buben besonders eindrucksvoll, den Hanf um den Leib gebunden, rückwärts ging und dabei das Gespinst zu Schnüren und Seilen zusammendrehte. Genau diese Beobachtungen fanden ihren Niederschlag im Vers: „S'Seilers Rädli springt“. Dann widmet er einem weiteren Handwerker in den „Erinnerungen an Basel“ eine ganze Strophe, jenem Buchbinder, dem er sowohl in der Eisingasse wie auch später als dieser seine Bude auf der Brücke hatte, bei seinen Verrichtungen zugeschaut haben mag. Der gute Mann war durch seine riesige Nase gekenn-

zeichnet, damit sicher auch zum Gespött geworden, das auch leise in den Zeilen nachklingt:

Eins isch nimme do,

wo ischs ane cho?

S'Scholars Nase, wie weh

git der Bruck kei Schatte meh,

wo bisch ane cho?

Hebel muß zu diesem Handwerker eine ganz besondere Hinneigung gehabt haben. Die Nase des Gezeichneten wird für diesen nicht zu einer Verhöhnung, sie dient ihm nur als lustiger Vergleich. Er mußte dieses Original in sein Herz geschlossen haben, denn nicht umsonst wollte er in späteren Jahren von dessen Bretterbude einen Span abschneiden um ihn als Erinnerungstück aufzubewahren. Scholer mag dem Knaben wohl farbige Papierabfälle gegeben haben und welches Knabenherz könnte sich nicht an solchen Kostbarkeiten erfreuen?

Da der Dienstherr von Hebels Eltern Sechser (Vorgesetzter) einer Basler Zunft war, ist anzunehmen, daß der Knabe im Elternhaus und in jenem des Herrn Majors J. J. Jselin-Ryhiner manches über die Zünfte erfahren haben wird. Überdies waren die Zünfte in der damaligen Zeit nicht nur eine dominierende Macht, auch ihre Gebräuche und Feste waren Erscheinungen in der Öffentlichkeit. Seit dem Jahre 1724, nach anderen Angaben noch viel früher, fand jeweilen am Aschermittwoch ein Kufertanz statt. Der Basler Maler Hieronymus Hess hat einen solchen gemalt. Der Hebelknabe dürfte auch bei dergleichen Anlässen, zusammen mit Kameraden seine wunderfitzige Nase unter den Zuschauern dabei gehabt haben. Und Basel, die Handels- Handwerker- und Grenzstadt hat stets durch die Jahrhunderte, wandernde Handwerkerburschen angezogen. Täglich konnten sie zu Stadt und Land gesehen werden, so daß diese Hebel als eine Selbstverständlichkeit erschienen sind. Dieses bunt-schillernde Völklein belebt nicht umsonst seine Kalendergeschichten. Die Wanderschaft war durch Jahrhunderte ein fester un-

wandelbarer Brauch, so daß z. B. in Basel noch im Jahre 1784 kein Schreiner-geselle Meister werden konnte, ohne eine 3- bis 4jährige Wanderschaft nachzuweisen. So wuchs der junge Hebel in einer Atmosphäre auf, die weitgehend vom Handwerkertum geprägt worden war.

Nochmals sei hier von Hebels Vater die Rede. Dieser war nicht nur Leineweber, Offiziersbursche und Herrschaftsdienner, sondern darüber hinaus ein aufgeschlossener junger Mann. Er führte Buch über seine weiten Fahrten und 1745 begann er eine sorgfältig geschriebene „Rechenkunst“, eine Anleitung zur Arithmetik und deren Gebrauch, zu verfassen. So liegt es gewiß auf dieser Linie, wenn der Sohn zusammen mit seinem Mitschüler Matthias Siegrist, anlässlich einer Schulprüfung, 1771, in der Lateinschule von Schopfheim vom Examinator eigens erwähnt wurden, weil sie „die Geometrie vorzüglich begreifen“. Hebel blieb diesem Fache treu, denn er erteilte als Lehrer am Pädagogium in Lörrach während seiner ganzen dortigen Tätigkeit wöchentlich zwei Stunden Geometrie. Wie er seinen Stoff darstellte ist nicht bekannt, doch es liegt in der Natur des Faches, daß er so oder so, wenn auch nur an praktischen Beispielen, auf das Handwerk gekommen sein dürfte.

Aus Hebels Schaffen gibt es nur wenige, aber treffende Hinweise auf seine Beziehungen zu Gewerbe und Handwerk. In seinem Gedicht „Die Wiese“ offenbarte er seine Vertrautheit mit dem vielfältigen gewerblichen Geschehen an „Feldbergs liebliçi Tochter“, wenn er deren Tätigkeiten auf ihrem Laufe durch das Wiesental lebendig und kenntnisreich schildert.

Hender gmeint, io wol! Am Bergwerch visperlets abe, lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder, was der Blos-Balg schnufe mag, ass d'Füürer nit usgöbn.

Und später wird seine Palette seiner lebendigen Schilderungen was der Wiese an der Arbeit alles aufgetragen wird, noch reicher:

*Stoht e Mübli näumen, en Oehli oder e Ribli,
Drohtzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und
Schmidte, lengsch mit biegsamen Arme, mit
glenkseme Fingere dure, hilfsch im Müller mah-
len und hilfsch de Meidlene ribe, spinnsch mer's
Husemer Ise, wie Hanf in geschmeidigi Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet's Ise
vom Fүүrherd uffen Ambos, lüpfsch de
Schmiede freudig der Hammer, singst derzu,
und gersch ke Dank, „Gott grüssich, Gott bhü-
tich! Und isch näume ne Bleichi, se losch di au
das nit verdriesse, chuuchisch e bizeli duren,
und hilfsch der Sunne bleiche, ass sie fertig
wird, sie isch gar grüseli langsem!*

Treffend ist der obige Vergleich, das Ge-
spinnst seien die aus „Husemer-Ise“ in
Schopfheim gezogenen Drähte. Das kommt
lebhaft zum Bewußtsein, wenn man die er-
sten Verse seines Gedichtes „Das Spinnlein“
überdenkt. Außerdem war zu seiner Zeit die
Textilindustrie im Tale schon heimisch ge-
worden, so daß ihm diese Künste durchaus
vertraut waren. Klingt das nicht aus seinen
Versen?

*Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mer's, trau, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, assi's z'hasple hätt.*

*Wo het's die fini Riste g'no,
by welleme Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüsst, wol mengi Frau,
sie wär so gescheit, und holti au!
Iez lueg mer, wie's si Füessli setzt,
und spinne will, und d'Finger netzt.*

Sind das nicht direkte Anweisungen für das
Zwirnen und Weben?

Diese Schilderungen die Hebel bietet, kön-
nen nur auf gründlichen Kenntnissen dieser
Arbeitswelt fußen. Das wird dem Leser aller-
dings erst nach mehrmaligem Lesen offen-
bar, denn Hebel hat die geschilderten Ar-
beitsvorgänge zu sehr in seine dichterische
Sprache — eingewoben —.

Durchfährt man heute das Wiesental, auf
Straße oder Schiene, so zieht sich von Ort zu
Ort fast bis zum Feldberg hinauf, eine lange
Kette von gewerblichen und industriellen Be-
trieben verschiedenster Art. In deren Anblick
wird der Hebelfreund von einem düsteren
Gefühl umfassen. Unwillkürlich steigt in
ihm die Frage auf, was würde der Herr Prä-
lat aus Karlsruhe wohl sagen, wenn er doch
noch in seinem geliebten Oberland eine
Pfarrstelle antreten könnte. Würde, könnte
er überhaupt die Wiese, so wie er sie besun-
gen hat und das ganze Tal, wie es ihm bis in
sein Alter immer noch vor Augen stand, wie-
der erkennen? Dies ist nicht anzunehmen,
nur die Konturen der Hügelzüge kämen ihm
noch bekannt vor. Das Land ist nicht mehr
das gleiche, es ist industrialisiert worden.
Man mag das bedauern, der Vorgang
brachte aber für viele Menschen mannigfaltigen
Verdienst, Existenz und Wohlstand. Dazu
ist nüchtern zu sagen, daß dieser Pro-
zeß nicht neu ist. Er begann lange vor Hebel.
Als eine Begleiterscheinung des Konzils von
Basel entstand in dieser Stadt die Papierma-
cherei, die sich wegen den nötigen Wasser-
kräften auch auf das Wiesental ausweitete.
Dieser folgten rasch weitere Gewerbe, die
lange nicht aufgezählt werden können.

Auf Bestreben des Markgrafen Friedrich
Magnus gehen die frühesten Bemühungen
zurück auch ein Eisenwerk, neben den be-
reits bestehenden Textilunternehmungen, zu
gründen. Die Wahl fiel auf Hausen wegen
seiner günstigen Lage an der Wiese, die die
nötige Wasserkraft liefern sollte und dem
Holzreichtum der Gegend. Das Werk hatte
eine leidvolle Geschichte, vor allem deswe-
gen, weil ihm die Erze, die natürliche
Grundlage, fehlte. Nur Holzkohle, die aus
Meilern beschafft wurde und die Wasser-
kraft war vorhanden. Aus den Quellen ist zu
entnehmen, daß das Hausener Eisenwerk
gutes Eisen lieferte, das weit herum bis in
die Schweiz Abnehmer fand. Offenbar war es
ein nur wenig Kohlenstoff haltendes weiches

Eisen, welches sich besonders für den Drahtzug und für die Nagelschmiede eignete. Sonst hätte Hebel dieses Eisen nicht mit Hanf vergleichen können; „spinnsch mer’s Husemer Ise, wie Hanf in geschmeidige Fäde“. Das Werk wurde, nicht zuletzt um der bäuerlichen Bevölkerung zusätzlichen Verdienst zu ermöglichen, geschaffen. Genau von dieser Tendenz sollte auch Hebels Mutter und er selbst profitieren, denn zusammen arbeiteten sie zeitweilig in der Schmelzi. Dort wurde nicht nur das Eisen geschmolzen, es mußte auch durch die Hammerschmiede zu den verlangten Verkaufsformen geschmiedet werden. In diesem Unternehmen ist Hebel unmittelbar in Kontakt mit dem tätigen Handwerk gekommen. Hier wird unzweifelhaft Hebels kenntnisreiches Verhältnis am deutlichsten in seinem langen Gedicht „Der Schmelzofen“ sichtbar. Das imposante Geschehen am großen Schmelzofen, Schmiedefeuern, Qualm und Funkenregen, haben im empfänglichen Gemüt des „Werkstudenten“ unauslöschliche Eindrücke hinterlassen. Auch die gewaltigen Schläge der Schwanz- und Zainhämmer müssen in ihm lange nachgehallt haben. Noch bevor er in der Schmelzi Kalksteine für die Zuschläge im Schmelzofen zerschlagen mußte, konnte er das große mit — JGL — KB, 1722 — gezeichnete Steinrelief betrachten. Es wurde 38 Jahre vor seiner Geburt geschaffen und später über dem Eingang des Gasthauses „Linde“ angebracht. Es zeigt einen Schmied am Schwanzhammer und die umgrenzende Girlande dürfte der Ausdruck der Freude sein im Dorfe ein lohnendes Gewerbe zu haben. Denn bereits 1684 brannte in der Schmelzi das erste Feuer. Das Hausener Eisenwerk zog, nicht zuletzt wegen der guten Qualität des Eisens, Schmiede, Nagel- und Kettenschmiede an. Doch der lärmende Betrieb dieser Handwerker vermochte ihn nicht zu stören, schrieb er doch 1805 in einem Brief: „... und des Schmiedhansen Hammer in der Nähe mich manchen Abend in den Schlaf hämmerte und manchen Mor-

gen in die lateinische Schule nach Schopfen weckte“. Das Dröhnen des Schwanzhammers empfand der Jüngling als naturgegeben und nicht als lästige Störung der „Wohnqualität“! Doch soll nun Hebel selbst aus seinem Gedicht, allerdings nur in wenigen Zeilen, die direkte Aussage zum Ablauf des Geschehens an und in den Anlagen der Schmelzi machen:

*Iez brennt er in der schönsten Art,
und’s Wasser ruuscht, der Blossalg gabrt,
und bis ass d’Nacht vom Himmel fallt,
se würd die ersti Massle chalt.*

*Frog menge Ma: „Sag, Nochber be!
besch au scho’s Ise werde seh
im füürige Strom de Forme no?“
Was gilt’s, er cha nit sage: Jo!*

*Mir wüsse, wie me’s Ise macht
und wie’s im Sand zu Massle bacht,
und wiemes druf in d’Schmidte bringt,
und d’Luppen unterm Hammer zwingt.*

In der letzten Strophe scheint ein Widerspruch, eine Unklarheit zu stecken. In der Fachsprache wird zwischen „Massle“ und „Luppe“ ein deutlicher Unterschied gemacht. Masseln sind das Vorprodukt für Gußeisen und die Luppen (italienisch Lupo, Lupus — Wolf) jenes für geschmiedete Waren. Die Besonderheit besteht aus dem unterschiedlichen Gehalt an Kohlenstoff. Hebel hat, den Versen zu lieb, darin keine Unterscheidung getroffen. Das durfte er auch daher, weil in Hausen sowohl gegossen wie auch geschmiedet worden war.

Als unser Hebel zur Welt kam bestand in Schopfheim, aus den bereits erwähnten Gründen der Arbeitsbeschaffung, schon drei Jahre ein Drahtzug. Als Schüler mußte er diesen, vor dem Städtchen gelegenen Betrieb, durch den von diesem verursachten Lärm gekannt haben. Der damalige Drahtzug war ein schwerfälliger Betrieb und benötigte ebenfalls Wasserkraft. Wegen des gewaltsamen Durchziehens der Drähte durch die Zieheisen wird der Draht hart, und um

weitere Züge zu ermöglichen muß dieser immer wieder ausgeglüht werden. Beim Glühen entsteht an der Drahtoberfläche „Zunder“, das ist eine dünne Oxidschicht. Um diese zu entfernen werden die Drahtrollen in Säure gebeizt, hernach auf Polterbänke gebracht um sie durch stetiges Schütteln davon zu befreien. Das dabei entstehende Gedröhn dürfte weit hörbar gewesen sein. Über die Ohren, vielleicht sogar über die Augen, hatte der Schopfener Schüler Johann Peter sicher auch zu diesem Handwerk Kontakt.

Nun aber zu den unmittelbaren Berührungen mit dem Handwerk. Es sind wie gesagt nur wenige, die aus dem vielfältigen Werk herausgeschält werden können. Es ist nicht verwunderlich, wenn in seinen zahlreichen Geschichten immer wieder walzende Handwerksburschen vorkommen. Doch wenn er sie zum Leben erweckt, mag es ein Schneider, ein Barbier oder ein Zirkelschmied gewesen sein, sind es Gestalten aus Fleisch und Blut, die mit Späßen und Listen andern Leuten auflauern oder aber solche mit einem goldenen Herzen. Sie dienten ihm alle zu anschaulichen Lehren und Ermahnungen. Am deutlichsten kommt dies in dem kurzen Gedicht „Der Schreinergeresell“ zum Ausdruck. Als echter Poet dringt Hebel auch in die Märchen- und Sagenwelt seines Wiesentales ein. Darin, so meine ich, bringt er eine Synthese zwischen der Scheinwelt und seinem eigenen Sein und Herkommen zustande. Als ein Bub, weitgehend auf dem Lande aufgewachsen, mit den bäuerlichen Verrichtungen eng vertraut, kennt er alle Tätigkeiten, die früher einen Bauernhof akustisch kennzeichneten. Das war vor allem das Dengeln, das in langen und gleichmäßigen Passagen vom Dengelstock in die Weite klang. Dieses handwerkliche Tun der Bauern dürfte ihn bewegt haben den „Dengle-Geist“ für seine große Schöpfung „Die Wiese“ anzurufen. Womit er einen Zusammenklang des Dengleklanges mit der Sprache gefunden hatte. Auch im „Geisterbesuch auf dem Feldberg“ setzt er das friedliche des Dengelns in die

richtige Tonart, wenn er diesen Geist, der ein guter ist, und der die Arbeit des Bauern belebt, mit den folgenden Worten anspricht:

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau, seig e bösse Geist, iez wüssti andre Bricht z'ge.

In der Zeit als Hebel in Karlsruhe tätig war pflegte er auch einen lebhaften Kontakt mit dem aus Lörrach stammenden Goldschmied Ch. G. Haufe in Straßburg. Bei seinen Besuchen wird er sich bei diesem auch für dessen Arbeiten interessiert haben, und so ebenfalls zu Einsichten in dieses vielfältige handwerkliche Gewerbe gekommen sein.

Als Prälat wurde Hebel zusammen mit dem Konstanzer Bistumsverweser Wessenberg Mitglied der Ersten Kammer der Landstände, wo sie sich zur Hauptsache um charitative Angelegenheiten kümmerten. Als in diesem Gremium eine neue Gewerbeordnung zur Diskussion stand, wandte er sich gegen eine Unterbindung des Wanderns der jungen Handwerker. Er wußte, daß auch sein Vater gewandert war und wies auch bewußt auf die Beispiele der Studierenden hin, die ebenfalls von einer Universität zur andern zogen. Die Wanderschaft war die einzige Möglichkeit zur beruflichen Weiterbildung, doch war ihm bekannt, daß es unter den Wandernden manchen Fecht- und Pennebruder gab. Hebel befürwortete das Wandern obwohl er um das Elend wußte, in das die jungen Handwerker oft unverschuldet gerieten.

Die Französische Revolution und die anschließenden Wirren in der Napoleonischen Zeit zerbrachen die jahrhunderte lange Ordnung in dem von den Zünften festgefügtten Berufswesen. Die Leidtragenden waren die Städte und Dörfer heimsuchenden Handwerksburschen. Hebel hatte für diese volles Verständnis. Erst rund 30 Jahre später zeigten sich Ansätze zur Besserung dieser Zustände. 1854 gründete in Bonn Klemens Theodor Perthes (1805—1867) mit seiner Schrift „Das Herbergswesen der Hand-

werksgesellen“ die erste „Herberge zur Heimat“. Das Gegenstück zu dieser protestantischen Unternehmung schuf der katholische Sozialpädagoge Adolph Kolping (1813–1865), der im Gefolge seiner Veröffentlichung 1848 „Der Gesellenverein“, seine Gesellenhäuser eröffnete. So konnten diese sozialen Institutionen viele Not lindern und manchen jungen Menschen vor dem Ruin bewahren, eine Hilfe bringen, die Hebel nicht konnte, sicher aber gewollt hätte.

Hebel lebte in seiner Zeit nicht nur in den geistigen, religiösen und literarischen Strömungen. Zusammen mit seinen zahlreichen Kontakten mit bedeutenden Männern und Frauen, war er naturnotwendig auch Glied der aus vielen und gegensätzlichen Faktoren pulsierenden Öffentlichkeit. Dieser vielfältigen Umgebung konnte er sich nicht verschließen. Daher darf eine ganz andere und mitragende Kultur nicht außer acht gelassen werden. Diese prägte auch deutlich jene Zeit in der er lebte. Aber es ist nicht zu erkennen in wie weit, teilweise wohl überhaupt nicht, er von ihr direkt berührt worden war. Gemeint ist die technische Entwicklung, die, wenn auch langsamer, sich aber stetig vorwärts bewegte. Was in Hebels Umgebung unmittelbar sich nicht verändert haben wird, war das alte vielfältige Handwerk. In diesem traten radikale, vor allem technologische Veränderungen, erst in unserem Jahrhundert ein. Die Ablösung der rein manuellen Funktionen sind durch die Elektro-Werkzeuge gekennzeichnet. Außerhalb dieser beschränkten Sphäre sind bedeutende Stationen des immerwährenden technischen Fortschrittes festzuhalten. In diesem Prozeß ist das Handwerk im weitesten Sinne zu verstehen, denn alle Technik gründet in diesem und ist auch heute noch in allen Zweigen festzustellen.

Die Zeit Hebels ist viel enger mit der naturwissenschaftlichen und technischen Entwicklung verbunden als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. In der Zeit in der er am Gymnasium in Karlsruhe amtierte wirkten am

gleichen Institut als Professor für Physik und Mathematik J. L. Boeckmann, der, wie der in Mannheim tätige J. J. Hemmer, eifrig für die Installation von Blitzableitern tätig war. Außerdem veröffentlichte Boeckmann 1794 eine größere Schrift „Versuch über Telegraphic und Telegraphen“. Beide Bestrebungen dürften also Hebel nicht unbekannt gewesen sein. Zunächst seien stichwortartig bedeutende Errungenschaften aufgeführt, die alle noch in unsere Zeit weiterwirkende Folgen zeitigten.

- 1771 wird der erste künstliche Farbstoff bekannt
- 1775 entstand die Wasserturbine
- 1780 entstehen Schreibfedern aus Stahl
- 1784 fliegt Montgolfier im Freiballon
- 1787 fährt das erste eiserne Schiff
- 1812 baut König die erste Schnellpresse
- 1820 sind gewalzte Profileisen zu haben

Neben dieser knappen Liste seien noch wenige weitere für die damalige Zeit charakteristische technische Neuschöpfungen angeführt. Als Hebel 1760 geboren wurde vollendete in Neuenburg der geniale Uhrenmacher Droz seine weltberühmt gewordenen mechanisch-automatischen Puppen, die auch heute noch schreiben und zeichnen können. Um die gleiche Zeit war etwa Halbzeit der großen lexikalischen Publikation der berühmten französischen Enzyklopädie von Diderot et d'Alembert, die erstmals die gesamte Technologie der Handwerke und der beginnenden Industrie zusammenfaßte und in präzisen Kupferstichen darstellte. Als Hebel achtjährig war, stellte J. Watt 1768/69 in England seine erste verbesserte Dampfmaschine auf. Und als unser Johann Peter mit zwölf Jahren zur Schule ging erbaute 1772 Wilhelm Haas, Vater, in Basel, zusammen mit dem Lörracher Schlosser Heinel die erste eiserne Buchdruckerpresse. Was an technischen Neuerungen von Hebel bestimmt wahrgenommen werden mußte, war das Laufrad des Herrn Forstmeisters Drais zu Karlsruhe, der mit seinen Auftritten für leb-

hafte Stadtgespräche sorgte, weil er auf seiner Maschine in vier Stunden die Strecke Karlsruhe nach Kehl zu bewältigen vermochte. Allein diese drei technischen Schöpfungen waren sprudelnde Quellen aus denen sich ungeahnte Weiterentwicklungen ergeben sollten. Ohne Haas wäre erst 40 Jahre später die Schnellpresse von König noch nicht möglich gewesen.

Wie aber sah Hebel, der klar in seine Zeit und deren Verhältnisse zu sehen vermochte, die aufkommende „industrielle Revolution“. Mag er auch seinem Wesen nach am hergebrachten geblieben sein, so mußte er gleichwohl das Herannahen eines neuen Zeitalters erkannt haben. Oder anders ausgedrückt: wie stand er, der nie einseitig dachte, zwischen dem Alten und Neuen, wie urteilte er über die Technik? Seine Haltung diesem Phänomen gegenüber ist eindeutig. Er sieht deren positiven und negativen Seiten. Vereinfacht läßt sich sagen: Technik gleich Eisen, war und ist doch diese an dieses Metall gebunden. Schon C. Plinius Secundus († 79 n. Chr.) erkannte dieses Metall als einen Januskopf, wenn er von ihm sagte: „Denn mit seiner Hilfe (Eisen) bearbeitet man die Felder, pflanzt die Bäume, schneidet man Reben und baut Häuser, aber ebenso diene es zu Krieg und Mord; von Natur aus sei es jedoch unschuldig.“

Genau die analoge Haltung ist aus Hebels „Der Schmelzofen“ abzulesen, die er in den folgenden Versen wiedergibt:

*Und's Bergwerch soll im Sege stob!
's het minge Burger s' Brod dervo.*

*Wär Hammer-Schmied und Zeiner nit,
do läg es Sach, was tät me mit?
Wie gieng's im brave Hambersch-Ma
's muss jede Stahl und Ise ha;
und het der Schnider kei Nodle meh,
sen isch's au um si Nabrig gscheh.*

*Und wenn im früeibe Morge-Rot
der Buur in Feld und Fuhr stobt,
se muss er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrene Ma.*

*Zum Broche brucht er d'Wäges,
zum Meibe brucht er d'Sägese
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und's Messer wenn der Trübel weicht.*

*So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dank ich Gott der Her derfür!
Und mach en andere Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!*

*Und numme keini Sebel meh!
's het gnug miserabli Chrüppel ge;
's hinkt mengen obni Fuss und Hand,
und minge schloft in tiefe Sand.*

Mögen auch zwischen Plinius und Hebel Jahrhunderte liegen, so ergibt sich in ihren Betrachtungsweisen und Wertungen über die gleiche Sache, außer ihren unterschiedlichen Formulierungen, keine Differenzen. Auf der einen Seite der nüchterne Sammler der Tatsachen und auf der anderen die warme Anteilnahme am lebendigen Geschehen. Im späteren, dichterischen Wirken Hebels sind ihm seine Kenntnisse in Geometrie, von der er wußte, daß zwischen ihr und der Physik direkte Beziehungen bestehen, für manche seiner Gedichte und Geschichten, die unausgesprochen in Hinter- und Untergrund mitwirkten, zu Gevatter gestanden. Er wußte auch, daß jenes Instrument von dem sein Name herkommt, in der klassischen Physik, zusammen mit der Schiefen Ebene und der Schraube, zu den einfachen Maschinen gezählt wird. Für ihn war das keine fremde Welt. Das kommt deutlich darin zum Ausdruck, daß er sein Poetentum mit den Tatsachen der realen Welt zu verbinden wußte, sonst hätte er nicht den treffenden Zweizeiler über seinen Namen:

*„Ich helfe Kisten laden;
Doch mache ich auch Scharaden“*

geschrieben. Weit darüber hinaus war er sich bewußt, daß eben dieses Instrument in unendlich vielen Anwendungen dienlich ist und durch dieses vieles erst möglich wird und damit den Menschen willkommene und wirksame Hilfe und Erleichterungen zu bringen vermag. So steht also der Hebel ganz im

Denken und Wollen im Dienste seines Namensträgers. Also so sei diesen beiden Hebel das Akrostikon gewidmet.

Hebe eine Last, es schmerzt der Rücken dir:

E in starker Stab ist beste Hilfe

B ei solch' beschwerlich Tun:

E in guter Halt, ein langer Arm,

L eicht hebt sich so die schwerste Last.

Ist nicht Johann Peter Hebel in seinem Leben, seinem Beispiel, seinem Tun, Denken und Dichten, das sich so segensreich bis in unsere Tage auswirkt, in Tat und Wahrheit nicht ebenso die geschätzte Hilfe eines Hebels?

(Schreibweise des Dialektes nach der Birkhäuser-Ausgabe)

Heinrich Hansjakob

1837—1916

Festschrift zum 150. Geburtstag

Herausgegeben von

Manfred Hildenbrand und Werner Scheurer

276 Seiten mit 246 Abbildungen

DM 25,00

**Selbstverlag der Stadt Haslach i. K.
Rathaus, 7612 Haslach i. K.**



Lutherdenkmal, Berlin; Aufnahme um 1930, Repro: Stadtarchiv Worms, Fotowerkstätte, F 6085/50

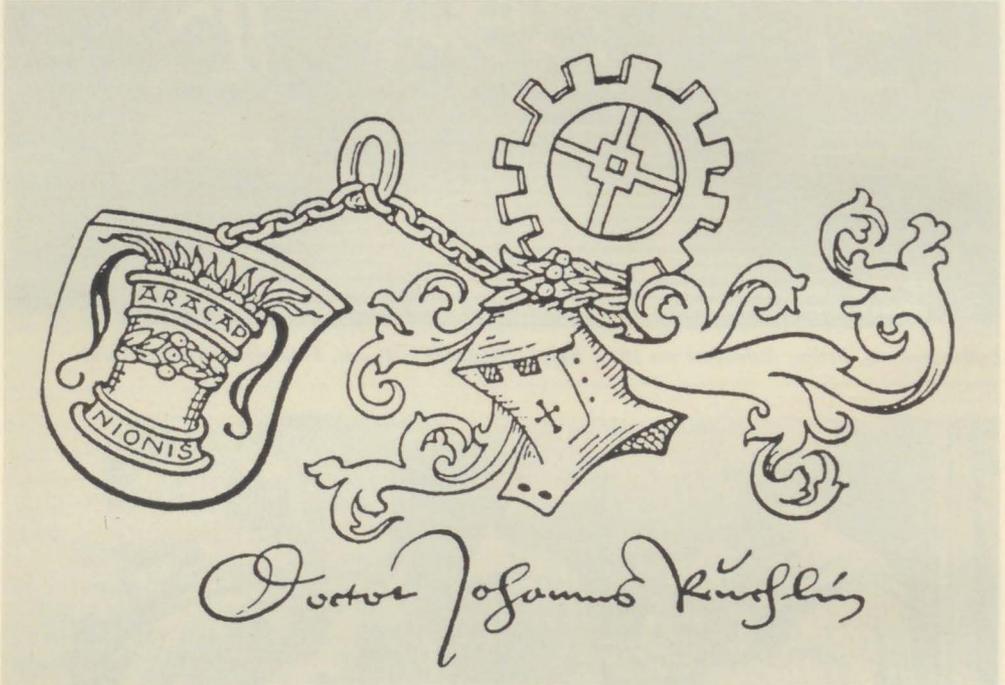


Lutherdenkmal, Ausschnitt

Johannes Reuchlin

Anmerkungen zu seiner Rezeption im 19. Jahrhundert¹⁾

Stefan Rhein, Heidelberg



I

Im Schatten der Großveranstaltungen zum Renaissance-Jahr 1986 in Baden-Württemberg gedachte die Stadt Pforzheim ihres großen Sohnes, der unbestritten der bekannteste Vertreter des südwestdeutschen Humanismus ist: Johannes Reuchlin (1455–1522). Eine Ausstellung im Pforzheimer Reuchlin-

haus (12. 12. 1986–9. 1. 1987) präsentierte wichtige Dokumente aus seinem Leben und Werk und versuchte darüberhinaus, in einer gesonderten Vitrine das reiche Nachwirken dieses bahnbrechenden Hebraisten und Gräzisten und Vorkämpfers religiöser Toleranz zu dokumentieren. Die folgenden Darlegungen wollen eine erste Einführung in die Re-

zeptionsgeschichte Reuchlins geben und verschiedene Konzepte aufzeigen, in denen eine Persönlichkeit aus der Zeit des Humanismus „überleben“ konnte.

II

Johannes Reuchlin, den sein juristischer Brotberuf nie befriedigte, war ein leidenschaftlicher Gelehrter mit einem vielfältigen Oeuvre²). Ursprünglicher Adressatenkreis war eine kleine Schicht von Humanisten, die in der Sprache der von ihnen verehrten Antike, Latein, kommunizierten, eine internationale Elite, die „ihren Reuchlin“ in Büchern, gedruckt in Roskilde (Dänemark) bis Rom, von Paris bis Krakau, von London bis Wien, rezipieren konnte. Die Käuferschicht für sein Lebenswerk, die hebraistischen und kabbalistischen Schriften, war jedoch sehr eingegrenzt, da den meisten Humanisten, z. B. auch Erasmus, Talmud und Kabbala sehr fern lagen. Sie machten Reuchlins Erweiterung des Wissenshorizonts über die griechisch-lateinische Antike hinaus nicht mit. Das größte Publikum erreichte Reuchlin mit seiner Komödie „Henno“; seit ihrer Premiere am 31. 1. 1497 gehörte sie in das Repertoire humanistischer Schulbühnen; Stück samt Kommentar, didaktisch auf Schülerbelange ausgerichtet, kamen im 16. Jahrhundert auf 34 Auflagen. Noch 1955 fand „Henno“ bei einer Aufführung des Pforzheimer Reuchlin-Gymnasiums in Theodor Heuss einen begeisterten Zuschauer („Der Bundespräsident war vielleicht unter den vielen bedeutenden Zuhörern der dankbarste und amüsierte sich köstlich, was er durch seinen ostentativen Beifall und seine spontane Gratulation an den Oberbürgermeister für die vergnügliche Stunde zum Ausdruck brachte.“ Schwarzwälder Bote Nr. 229, 4. 10. 1955). Populäres Format, ja symbolische Aufladung wurden Reuchlin in der Auseinandersetzung um das jüdische Schrifttum zuteil, doch weniger durch seine eigenen Stellungnahmen (z. B. „Augenspiegel“), als vor

allem dadurch, daß einige Autoren mit journalistischer Feder sich seiner Sache annahmen: die Verfasser der Dunkelmännerbriefe, unter ihnen Ulrich von Hutten, der mit seinem prachtvoll illustrierten „Triumphus Captonis“ den erwünschten Erfolg vorwegnehmen wollte. Zur Symbolgestalt einer aufgeklärten Epoche, die gegen die scholastischen Reaktionäre des dunklen Mittelalters zu Felde zog, wurde Reuchlin als Angeklagter in einem juristischen Prozeß, sein Fall wurde von einigen Zeitgenossen (beileibe nicht von allen!) zu einer Herzensangelegenheit der neuen Gelehrtenkultur erklärt. Der angeklagte Reuchlin wurde v. a. durch die Schriften anderer zu dem idealtypischen Vertreter einer neuen Weltanschauung, und nur die (nicht von Reuchlin stammenden) Dunkelmännerbriefe blieben aus einer langen Kette von Polemiken im Gedächtnis der Nachwelt. Und die heutige Lektüre von Reuchlins Schriften? „Henno“, übersetzt ins Hochdeutsche, hat auch heute noch seine Leser (vgl. die Edition und Übersetzung von H. C. Schnur in der Reclam-Bücherei, Stuttgart 1970); die hebraistisch-kabbalistischen Schriften besitzen wissenschaftshistorische Bedeutung, bilden sie doch den Anfang der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem jüdischen Gedankengut, ihre Lektüre wird aber durch die schwierige Mischung von fachphilosophischem Latein und Hebräisch zumeist verhindert; Reuchlins Briefe (selbstgeschriebene und empfangene), ehemals veröffentlicht als Dokumente seiner Reputation, um die internationale Solidarität sichtbar zu machen, stellen wichtiges Material für die Forschung der humanistischen Gelehrtenkultur zur Verfügung; sein lateinisches Wörterbuch und seine hebräische Grammatik sind natürlich heute überholt, könnten aber bei einem Forscher der Genese der Grammatiken und der diachronen Linguistik ein berechtigtes Fachinteresse erwecken. Fazit: Es sei zunächst dahingestellt, ob es sich lohnt, sich auf die Texte Reuchlins einzulassen, Tatsache ist, sie werden heute

mit einer kleinen Ausnahme („Henno“) auch von einem gelehrten Publikum nicht mehr gelesen. Die engere Fachwissenschaft (Humanismus-Forschung, Geschichte der Frühen Neuzeit, Germanistik des 16. Jahrhunderts etc.) zeigt ebenfalls nur wenig Interesse an Reuchlins Person und Werk. Der Impuls des Reuchlinjubiläums 1955, manifestiert in einer begonnenen Schriftenreihe, verebbte schon zu Beginn der 60er Jahre. Max Brod, der berühmte Freund Kafkas und letzte Biograph Reuchlins, plädiert — als Voraussetzung für eine neue direkte Rezeption — für Übersetzungen: „Schon hier aber sei der große Skandal beklagt, daß von sämtlichen Werken Reuchlins, den lateinischen wie den deutschen, bis heute, da ich diese Zeilen schreibe (April 1963), *kein einziges* ins Hochdeutsche übersetzt vorliegt. Das ist um so weniger begreiflich, als von seinem doch nur flacheren Zeitgenossen Erasmus eine große Anzahl von Werken und Briefen in hochdeutschen Ausgaben, einige sogar mehrfach herausgebracht worden sind. — Das Mittelmäßige, Glatte und eigentlich Uninteressante, Unoriginelle erwirbt sich manchmal, bei geeigneter Propaganda (nicht immer), leichter und rascher Weltruhm als das tief Gedachte und auf persönlichste Art Erlitene!“³) Diese engagierten Sätze in Sachen Reuchlin, gewiß subjektiv gefärbt, haben die Situation bis 1987 nicht wesentlich verändert — die Ausnahmen sind „Henno“ und das Gutachten von 1510, das für die Erhaltung des jüdischen Schrifttums plädiert und 1965 von A. Leinz-von Dessauer mit einer Übersetzung ins Hochdeutsche herausgegeben wurde. Eine in den 60er Jahren geplante Gesamtausgabe mit Übersetzungen ist in den Ansätzen der Planung steckengeblieben.

III

Wo die direkte Lektüre eines Textes fehlt, dabei aber gleichzeitig Urteile über diesen ungelesenen Text im Schwange sind, müssen

Vermittlungsinstanzen eingeschaltet worden sein, die dem Urteilenden ein Minimum an Informationen und ein Mehr an Beurteilungen zur Verfügung stellten. Das oft beschworene Gespräch zwischen Autor und Leser ist eine personale Begegnung, die sich des schriftlichen Textes, des Buches, als Medium bedient. Eine verweigerte Kommunikation aber hat Schweigen zur Folge, nur noch über einen klatschbesessenen Dritten können Informationen hin- und herlaufen; der Empfänger ist nun völlig dem vermittelnden Dritten ausgeliefert und bildet sein Urteil nicht mehr authentisch, sondern abgeleitet. Vermittler haben sich zwischen den Sender Reuchlin und den Empfänger gestellt, sie bestimmen den Informationsfluß, den der Empfänger seiner Urteilsfindung zugrundelegt. Die Urteile der Vermittler werden zu Vorurteilen der Empfänger.

Welche Vermittlungsinstanzen und welche Vermittlungsakte haben sich zwischen Reuchlin und den modernen Nicht-Lesern geschaltet? Vermittler sind Personen, die fast ausnahmslos mit dem Anspruch auftreten, primäre Rezipienten zu sein, d. h. in direktem Zugriff auf Texte und Quellen ein „wahrheitsgetreues“ Bild von Zeit, Mensch und Werk vor ihren Lesern und Zuhörern darzustellen. Leser und Zuhörer werden zu sekundären Rezipienten, da sie eine bereits interpretierte Rezeption auf- und übernehmen. Medien dieser sekundären Rezeption sind z. B. Bücher über Reuchlin, Festreden zu Reuchlin-Jubiläen, Denkmäler, Ausstellungen, Radiofeatures, Fernsehsendungen oder auch Anthologien, in denen Texte Reuchlins in bestimmten Ausschnitten oder Kontexten erscheinen, wodurch eine bestimmte Sichtweise provoziert wird. Die folgende Präsentation einiger öffentlicher und literarischer Reuchlinentwürfe kann nur ein erster Arbeitsschritt sein, da Vorarbeiten zur Reuchlinrezeption völlig fehlen, und nach Phasen der wissenschaftlichen Konzentration auf Produktion und Rezeption von Texten die Vermittlungsakte (Reden, Feste, Aus-

stellungen) erst in den letzten Jahren Gegenstand literaturwissenschaftlicher und historischer Untersuchungen geworden sind⁴⁾.

IV

Die „folgschwerste“ Vermittlung ereignet sich via Denkmal; in die Öffentlichkeit gestellt und auf zeitliche Dauer angelegt ist das Denkmal das Medium mit den potentiell meisten Kommunikationspartnern. Die Stadt Pforzheim, in besonderem Maße berufen, ihrem größten Sohne eine solche Ehrung zu gewähren, ringt seit 1832 in einer langwierigen Abfolge diverser Initiativen mit einem Denkmal. Als am 7. Mai 1899 der Sängerkranz für den edlen Zweck auf die Bühne trat, war dies der Höhepunkt einer von der Städtischen Archiv- und Altertums-Kommission angesetzten Geldsammelaktion. Jetzt endlich sollte die Stadt, wie es damals hieß, ihrer „Ehrenpflicht gegen ihren größten Sohn genügen“. Literarische Unterstützung war von dem katholischen Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob gekommen, der sich in seinem Buch „Letzte Fahrten“ von einer Pforzheimer Durchreise folgendes notierte: „Prunkhaus reiht sich an Prunkhaus in der Nähe der Bahn; und rechts und links des Bahnhofes strahlen in Bronze die Monumente Wilhelms I. und Bismarcks. Wir leben ja in den Tagen der Denkmalmanie und in jedem Dorfe findet man ihre Spuren. Es ist dies auch eine Kulturkrankheit, welche die ‚gebildetsten‘ Nationen des heidnischen Altertums, die Römer und Griechen, uns hinterlassen haben. So wie damals bekommen heute noch den Löwenanteil an diesen steinernen und ehernen Huldigungen die Fürsten und Gewaltmenschen. Drum haben auch die Pforzheimer noch keine Zeit gefunden, ihrem größten Sohn, Johannes Reuchlin, ein Denkmal zu setzen. Der Mann verdiente es vollauf; er war ebenso gelehrt als genial und zweifellos unter den deutschen Humanisten der erste.“⁵⁾ Der ambivalente Rat zur „Kulturkrankheit Denkmal“ wurde

in reiche Spendeneinkünfte der Bürgerschaft, inkl. namhaften Beiträgen der jüdischen Bevölkerung, umgesetzt. Noch am 3./4. 3. 1903 lautete eine optimistische Feststellung im Pforzheimer Anzeiger — mit Vorschlag eines „in neuerer Zeit wieder beliebten“ monumentalen Denkmalsbrunnen: „Johann Reuchlin wird auch sein Denkmal erhalten, ob als freistehende Statue, oder in Verbindung mit einem öffentlichen Gebäude, ist noch nicht entschieden.“ Doch schon zwei Jahre später, am 21. 2. 1905, also einen Tag vor der Feier zum 450. Geburtstag, richtete ein Leserbrief kritische Anfragen an die Initiatoren: „(. . .) aber ein Denkmal, das schon vor langer Zeit und immer und immer wieder vorgeschlagen wurde und zu dem auch seinerzeit Sammlungen stattgefunden haben, ist ihm bis jetzt nicht errichtet worden, und es hat sogar den Anschein, daß ein jüngst vorgeschlagenes, ja dem Großherzog schon telegraphisch zugesagtes Fürstendenkmal noch zuvorkommen solle. (. . .) Auch wäre es erwünscht, wenn von den Gebern oder den Sammlern von Geldern zu einem Reuchlindenkmal öffentlich konstatiert würde, wo sich dieses Geld befindet.“ Als im Oktober 1924 das Reuchlinmuseum, der Vorläufer des heutigen Heimatmuseums, eröffnet wurde, verkündete die einführende Broschüre des Altstadtrats und Kustos Alfons Kern voll trotziger Zuversicht: „Längst war es die Absicht der Pforzheimer gewesen, diesem bedeutendsten Sohne der Stadt (. . .) ein Denkmal zu errichten und es sollte sich auch dies auf den 400jährigen Todestag verwirklichen. Widrige Umstände haben dieses Vorhaben vereitelt und es soll deshalb dieser Gedächtnisraum auch nur als eine vorläufige Maßnahme angesehen werden, bis der Zeitpunkt gekommen ist, wo die Ehrung dieses Mannes in der seiner würdigen Weise vorgenommen werden wird. Möge dieser Zeitpunkt nicht allzulange auf sich warten lassen!“ Die Umstände wurden in der Folgezeit noch widriger, und die „Denkmalmanie“ war dann endgültig in Schutt und Asche begraben

ben. So hat Reuchlin bis heute keinen öffentlichen Platz für ein Denkmal in seiner Vaterstadt gefunden, ganz im Gegensatz z. B. zu Erasmus, den die Stadt Rotterdam schon 1622 durch ein öffentliches Standbild ehrte. Damals waren allerdings Denkmäler für Gelehrte oder allgemein gesagt: bürgerliche Genies noch — mit Ausnahme dieses Erasmusmonuments — völlig unbekannt. Die Renaissance verherrlichte mit Denkmälern Päpste und weltliche Machthaber, wie auch der Barock; erst im Zuge der Aufklärung gewinnt die Darstellung der vorbildlichen Leistung über die Inszenierung des Dynastischen die Oberhand, so daß die bürgerliche Emanzipation am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland erste bürgerliche Gedächtnismale für Dichter, Musiker und Denker errichtete, angeregt durch ähnliche Bestrebungen in England. Der Denkmalsgedanke wurde nach 1800 in Deutschland v. a. durch vaterländische Ideen und moralisch-pädagogische Intentionen populär: Die Idealisierung des vorbildlichen Individuums zeigte sich schon in der Monumentalisierung via Sockelunterbau und im zeitlos-antikisierenden Gewand. Nach der Reichsgründung 1871 erreichte die Denkmalsflut ihren Höhepunkt: Neben den nationalen Heroen der Politik und des Geistes werden nun zunehmend auch beliebige regionale oder städtische Zelebritäten denkmalswürdig; städtische Denkmalsvereine oder wie in Pforzheim die Städtische Archiv- und Altertums-Kommission nehmen sich der „großen Söhne“ an und appellieren zur finanziellen Unterstützung an den Bürgerstolz („Eine Gemeinde, die das Andenken berühmter Mitbürger pflegt, beweist damit, daß sie ihre eigene Geschichte und Vergangenheit freudig würdigt und sie zu schätzen weiß.“ Aus dem Aufruf der Pforzheimer Kommission vom 4. 4. 1899)⁶).

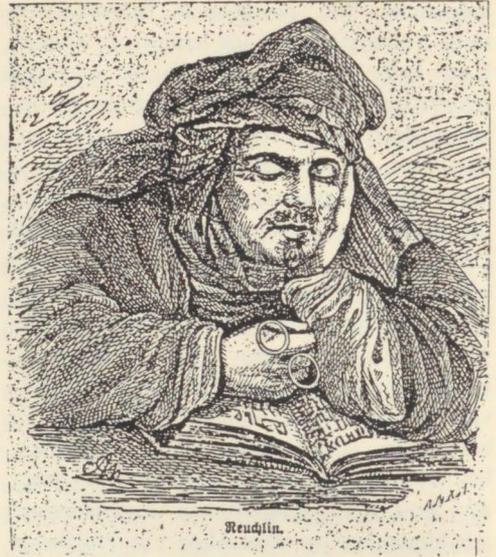
Nur in Worms und — bis zur Zerstörung im Jahr 1945 — in Berlin steht bzw. saß Reuchlin vor aller Augen zu den Füßen eines noch Größeren, nämlich Martin Luthers; dieser

überragt, auf einem Sockel weithin ausgezeichnet, eine Gruppe von Nebenfiguren, Mitarbeitern und Vorläufern des Reformators, die in gebührender Distanz zum Zentrum Luther verharren. Beide Denkmäler sind Materialisationen der Perspektive ihrer protestantischen Initiatoren: Reuchlins Wirken erhält dabei seinen transhistorischen Sinn in der Vollendung durch Luthers reformatorische Tat. Eine wichtige Etappe öffentlicher Lutherdarstellungen ist das Denkmal in Worms. Der zwischen 1858 und 1861 erarbeitete Entwurf des bekannten Bildhauers Ernst Rietschel (1804—1861), der zuvor schon das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar konzipiert hatte, gruppiert um den erhöhten Luther die Vorreformatoren Wyclif und Hus, den Gründer der Waldenser Bewegung Petrus Waldes und den Florentiner Mönch Hieronymus Savonarola, der schon von Luther in die Ahnenreihe der Papstkritiker gestellt wurde. An den Ecken eines nach einer Seite hin offenen Mauerquadrats stehen auf Postamenten Persönlichkeiten der Politik (Kurfürst Friedrich der Weise v. Sachsen, Landesherr und Beschützer Luthers, und Landgraf Philipp der Großmütige v. Hessen, Führer des Schmalkaldischen Bundes) und Persönlichkeiten des Geistes (Reuchlin und der Lutherfreund und -mitarbeiter Melanchthon), alle Förderer von Luthers Sache. Die Denkmalsgruppe ist damit „nicht bloß ein Monument der Person Luther's, sondern ein Monument der lutherischen Reformation“ (E. Rietschel⁷) und avanciert — über ein individuelles Verdienstmal hinaus — zur historisierenden Darstellung einer geistesgeschichtlichen Bewegung. (Auch die zeitgemäße Kleidung belegt den historistischen Einfluß.) Eine gewaltige Bühne öffnet sich, auf der die einzelnen Gestalten zu Figuren einer architektonischen Ideen-Demonstration werden. Die Inszenierung kulminiert in Luthers berühmtem, übrigens heute angefochtenen Ausspruch auf dem Wormser Reichstag 1521, der auf einer Tafel, befestigt am zentralen Sockel zur

Schauseite hin, in großen Bronzelettern steht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ Dieser „weltgeschichtliche Moment“ wird durch die synoptische Darstellung verschiedener Figuren und Ereignisse im plastischen Ensemble in einen historischen Zusammenhang gestellt⁸). Dem heute käuflichen Einführungsheft zu diesem Denkmal (von F. Reuter, 1968) bereitet es offenkundig Schwierigkeiten, den geschichtlichen Ort Reuchlins in der lutherischen Bewegung zu bestimmen: „Johann Reuchlin. Professor zu Ingolstadt. Humanist und hervorragender Kenner der alten Sprachen. Er bekämpfte scharf Mißstände seiner Zeit, lehnte allerdings jeden Kontakt zu Luther ab.“ Von den biographischen Ungenauigkeiten abgesehen — Reuchlins nur einjährige Lehrtätigkeit in Ingolstadt taugt wohl kaum als generelle Berufsbezeichnung — bleibt die „reformatorische“ Tätigkeit Reuchlins im Vagen: Welche Mißstände bekämpfte er? Eine Kirchen- oder Papstkritik Reuchlins gibt es nicht. Eine zeitgenössische Publikation, die ein Jahr nach der Denkmalsenthüllung (25. 6. 1868) im Jahre 1869 erschien, spannt dagegen den Bogen von Reuchlin zu Luther ganz unproblematisch: „Reuchlin, der große deutsche Humanist, welcher wider seinen Willen aus seinen philologischen Studien aufgeschreckt und in jenen Kampf gegen die Kölner Dunkelmänner verwickelt ward, der so viel beigetragen hat, den Boden zu lockern, in welchem dann die Saat von Luther's Lehren keimen konnte, eine elegante, von antikem Geiste beseelte Gestalt.“⁹) Die vorbereitende Tätigkeit Reuchlins zur Reformation wird wie selbstverständlich behauptet, der spezifische Beitrag mußte wohl auch gar nicht eigens thematisiert werden, da die Forschungsliteratur des 19. Jahrhunderts Reuchlin fast ausschließlich durch die reformatorische Brille musterte (vgl. z. B. E. T. Meyerhoff, Johannes Reuchlin und seine Zeit, Berlin 1830 oder F. Barham, *The life and times of John Reuchlin or Capnion, the father of the German Reforma-*

tion, London 1843). Die literarische Anzeige, die im Pforzheimer Beobachter vom 9. 10. 1855 für das zum 400. Geburtstag Reuchlins erschienene Werk von Dr. Lamey: Johann Reuchlin. Eine biographische Skizze, Pforzheim 1855 wirbt, empfiehlt dem geneigten Käufer folgerichtig v. a. den Prae-reformator Reuchlin: „Indem Reuchlin durch seine Schriften, durch seine Lehrtätigkeit und durch seinen bekannten Streit mit den Kölner Theologen die Reformation vorbereiten half, erwarb er sich um dieses große Werk namhafte Verdienste, so wie auch dadurch, daß er die wissenschaftliche Ausbildung seines Großneffen Melanchthon leitete und diesen mitten auf den Kampfplatz der Reformation stellte.“ Unerwähnt bleibt natürlich, daß Reuchlin schon kurze Zeit später versuchte, seinen Schützling wieder aus Wittenberg zurückzuholen, um ihn dem Einfluß Luthers zu entziehen. Reuchlin wohnte zu jener Zeit in Ingolstadt bei Johannes Eck, dem direkten Gegenspieler Luthers, zog sich also in die Gegenfront auf dem Kampfplatz der Reformation zurück. Die reformatorische Perspektive auf Reuchlin ist übrigens nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkt. Johann Gottfried Herder, gerade zum Oberhofprediger und Kirchenrat nach Weimar berufen, bewundert in seinem 1777 erschienenen Aufsatz „Zu Reuchlins Bilde“ nicht nur Reuchlins mutigen Kampf gegen „Pfefferkorne und Konsorten“ — er fühlte sich ihm in der gemeinsamen Gegnerschaft gegen jede klerikale Orthodoxie wahlverwandt — und seine Verteidigung der „orientalischen Literatur“, der er sich in eigenen Arbeiten wie z. B. „Vom Geist der ebräischen Poesie“ ebenfalls verbunden zeigte, sondern preist ihn auch als „Morgenstern der Reformation“¹⁰). Die Emphase des Vorreformators Reuchlin hätte im Wormser Lutherdenkmal beinahe ihre visuelle Kanonisierung erfahren: In anfänglichen Entwürfen gehörte Reuchlin neben Waldes, Wyclif und Hus zum Kreis der Vorreformatoren, und erst später tauschte ihn Rietschel, der in engem

Kontakt mit der Fachwissenschaft stand, gegen Savonarola aus. Reuchlin wird nun in die Gruppe der „Mitarbeiter“ gestellt, neben seinem Großneffen Melanchthon der „hervorragendste Mann des Wissens“¹¹⁾. Ulrich von Hutten, der Prototyp des nationalen Humanisten, muß ihm weichen und findet einen neuen Platz als Portraitmedaillon. Auf einer handschriftlichen Entwurfsskizze von 1858 notierte sich Rietschel zu Reuchlin „Philolog“ (nur zu ihm gibt es eine Anmerkung)¹²⁾ und perspektivierte damit die offenkundig strittig gewordene Beziehung zur Reformation Luthers. Reuchlin figuriert als humanistischer Vorläufer der Reformation, der durch seine philologischen Studien den Zugang zu den Quellentexten (Bibel, Kirchenväter) eröffnete; die humanistische Philologie, vertreten durch Reuchlin, legte die Voraussetzungen für das reformatorische Schriftprinzip, für ein von der Hl. Schrift getragenes Glaubensverständnis. Mit Blick auf diese Notiz Rietschels ist die Überlegung Christian Tümpels ganz abwegig, Reuchlin habe seinen wichtigen Platz im Ensemble des Lutherdenkmals in seiner Funktion als zeitweiliger Professor in Heidelberg erhalten; die Nähe von Worms zu Heidelberg habe dabei eine Rolle gespielt¹³⁾. Reuchlin war übrigens nie Professor in Heidelberg, sondern dort für ca. 2–3 Jahre Gast bei Johann von Dalberg; in dieser Zeit schrieb er seine beiden Komödien Sergius und Henno, fertigte für seinen Gastgeber Übersetzungen aus dem Griechischen an und war offiziell mit der Erziehung der kurfürstlichen Söhne und Verwaltung von Dalbergs Bibliothek betraut. Die Wahl Reuchlins als Vertreter des Humanismus wurde nahegelegt, da er außer seinen philologischen und grammatikalischen Arbeiten durch die Vermittlung seines Großneffen Melanchthons nach Wittenberg einen besonderen Beitrag leistete und da der zweite große Vertreter des deutschen Humanismus, Erasmus von Rotterdam, der doch mit seiner lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments viel unmittelbarer Luther vorarbeitete



DER "GIEßENER REUCHLIN"

als Reuchlin mit seinen patristischen und hebraistischen Studien, durch den Konflikt mit Luther über den freien Willen für einen öffentlichen Platz im „Vorfeld“ der Reformation untauglich geworden war.

Kaum Beachtung hat in der Forschung das Berliner Lutherdenkmal gefunden, das 1893/95 fertiggestellt wurde, denn die Konzeption einer Figurengruppe und die Gestaltung der Zentralstatue Luther durch Martin Paul Otto gehen auf das Vorbild des Wormser Denkmals zurück, stellen also für die Luther-Forschung keinen originären künstlerischen Beitrag dar¹⁴⁾. Eine besondere Akzentuierung erfuhr das Berliner Denkmal durch die herausragende Stellung von Hutten und Franz von Sickingen, die rechts und links den 10stufigen Aufgang säumten, beide die hervorragendsten Exempel des kämpferischen nationalen Humanismus des 16. Jahrhunderts. In ihnen verkörperte sich der v. a.

mit der Reichsgründung von 1871 verstärkte Gedanke, daß der Protestantismus die legitime Grundlage für ein vereintes Deutschland bilde, da die Reformation Beginn einer „deutschen“, von allen welschen Einflüssen freien Religion sei¹⁵). Das Berliner Lutherdenkmal konnte somit das steinerne Symbol der Verbindung von Reformation und Reichsgründung werden. Ein zeitgenössischer Berlin-Führer (Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild, hrsg. H. Müller-Bohm, 2¹⁹⁰⁵) unterstreicht schon im Vorwort die nationale Komponente der Monumente („Mögen Jugend und Volk zu den Fürsten und Helden, den Dichtern und Denkern und Volkmännern (. . .), welche allesamt mithalfen an dem Aufbau unserer nationalen und geistigen Größe, aufschauen in begeisterungsvoller Bewunderung“), die Rolle Reuchlins als Mitarbeiter am nationalen Werk der Reformation bleibt aber auch hier rätselhaft: Der Führer stellt ihn als „hervorragenden Theologen der Reformationszeit“ (S. 3) vor. Reuchlin saß am Sockel zu Füßen Luthers, in ein Gespräch mit Georg Spalatin vertieft; dieser war sächsischer Kanzler und maßgebend an der Berufung Melanchthons nach Wittenberg beteiligt. Melanchthon selbst stand hinter Spalatin an der rechten hinteren Ecke. Diese Dreiergruppe zeigte deutlich den Beitrag Reuchlins zur Reformation auf: Er besaß die Kontakte zum sächsischen Hof, wodurch Melanchthon 1518 Griechischprofessor in Wittenberg wurde und zum wichtigsten Mitarbeiter Luthers werden konnte. In Szene gesetzt wurde hier also kein theologischer, sondern ein biographischer Beitrag. Befremden mußte auf den ersten Blick die Darstellung Reuchlins; in seinem Artikel „Reuchlindenkmals-Betrachtungen“ (Pforzheimer Anzeiger 3./4. März 1903) schreibt der Heimatforscher Robert Gerwig: „So schön das Monument im Aufbau und in seinen einzelnen Teilen ist, so wenig befriedigend ist die Figur Reuchlins: (. . .) Reuchlin sitzt in nachdenkender Stellung da, mit einem über das Haupt gehängten Tuch!!

Wie erwähnt, ist der Künstler, welcher das Denkmal geschaffen, tot, er kann also keine Auskunft mehr geben, wie er zu dieser Auffassung Reuchlins gekommen ist.“ Die von Gerwig inkriminierte Ikonographie des halbverschleierte Reuchlins erinnert an eine Bildtradition, die in der Forschung der „Gießener Reuchlin“ genannt wird. Dieses „Portrait“, früher im Besitz des Gießener Hebraisten und Reuchlinforschers Joh. Heinrich May (1653—1719), ist eine Abwandlung des Motivs der „Schlafenden Alten“, eines Bildes aus dem Rembrandtschülerkreis. Ob es sich bei der Umstilisierung auf Reuchlin, die ein Unbekannter um 1700 vornahm, um eine raffinierte Fälschung oder eine spielerische Variation handelt, ist bis heute ungeklärt; jedenfalls verwandelte sich die Frauenkleidung zu einer orientalischen Tracht mit einer turbanartigen Kopfbedeckung; das Buch der schlafenden Alten bekam hebräische Schriftzeichen, ihre niedergelegte Brille wurde zum ängstlichen Hinweis auf Reuchlins „Augenspiegel“. So wurde aus einer eingeschlafenen Bäuerin eine Mischung aus orientalischem Gelehrten und mystisch-versenktem Philosophen. Schon J. Ficker, der 1922 mit dem Titelholzschnitt der „History von den vier ketzren Predigerordens“ (Straßburg 1521) erstmals die einzige wahrscheinlich authentische Darstellung Reuchlins eruierte, vermutete, daß der Reuchlinkopf am Berliner Lutherdenkmal eine freie Umgestaltung des Gießener Typs ist¹⁶). Doch wird das mystische Element des schlafenden Reuchlins völlig ausgeblendet, erhalten bleibt allein die Inszenierung des Orientalisten bzw. Hebraisten Reuchlin, verdeutlicht durch den in den orientalischen und jüdischen Kulturraum weisenden Nackenschleier. Der „Gießener Reuchlin“ war zuvor Vorlage für die Büste gewesen, die der Bildhauer Heinrich Maximilian Imhof (1798—1865) 1835 für die Walhalla Ludwigs I. anfertigte; damals waren die Kontakte zwischen München und Gießen übrigens von Schelling vermittelt worden¹⁷).

Das Zeitalter der Renaissance wurde im 19. Jahrhundert nicht nur von protestantischen Kreisen zur Feier des eigenen Bekenntnisses wieder belebt, Denkmäler und historische Festumzüge mit Gestalten und Ereignissen aus dieser Zeit erfahren vielmehr eine gewaltige Aufwertung auch und vor allem auf dem Hintergrund eines wachsenden Nationalismus und Patriotismus weiter Volksschichten¹⁸). Das 16. Jahrhundert wird als eine Phase nationaler Wiedergeburt und Blütezeit entworfen und gedeutet; Albrecht Dürer erscheint als Begründer des nationalen Stils, Luther als transkonfessionelle nationale Gestalt. Ein Volk, nach der napoleonischen Fremdherrschaft auf der Suche nach seiner Identität, entdeckt in der Vergangenheit Inkarnationen seines (alt-)deutschen Wesens. Ein weiterer Umstand tritt hinzu: Das Bürgertum, im 19. Jahrhundert mit zunehmendem Einfluß, findet frühe Repräsentanten seines gewachsenen Selbstbewußtseins in den kraftvollen Ingenien der Renaissance-Individuen. Gutenberg wird zum Inbegriff des erfinderischen Unternehmers, Pirckheimer zum Prototyp des einflußreichen Stadtpatriziers, Hans Sachs hebt das Selbstgefühl des deutschen Handwerkers und der Kraftmensch Luther zerreißt im Angesicht eines klerikalen Machtsystems die Ketten der geistigen Versklavung und erkämpft der deutschen Zunge ihr Heimatidiom. Die Zeit der Renaissance, oder — wie sie von der damaligen deutschen Forschung meist genannt wird, um den deutschen Beitrag zu dieser Epoche zu unterstreichen — die Zeit der Reformation erscheint als Überwindung des feudalen, klerikalen, barbarischen Mittelalters und als Morgenrot der eigenen Moderne. Der bürgerliche Liberalismus imaginiert sich seine humanistischen Vorfahren als freie und aufgeklärte Persönlichkeiten, als Geistesheroen, die in ständigem Kampf gegen kirchliche Autoritäten standen; eine fortschrittsgläubige und selbstbewußte Genera-

tion entwirft die Renaissance als Epoche der Emanzipation vom „dunklen Mittelalter“. Die Menschen des 16. Jahrhunderts werden zu Wahlverwandten der eigenen Zeit: „Denn in der That: fast jedes Gebiet menschlichen Thuns und Denkens finden wir im sechzehnten Jahrhundert durch einen bahnbrechenden Genius vertreten, und wenn irgend eine Periode der Geschichte es verdient, von uns in dankbarer Erinnerung getragen zu werden, so ist es diejenige, die man als Reformationszeit zu bezeichnen pflegt: beginnt doch in der Menschheit des sechzehnten Jahrhunderts *das* Leben zu pulsiren, das auch uns durch die Adern strömt, fühlen wir doch aus jedem Willensacte der Menschen jener Tage bereits etwas unserem Wesen nahe Verwandtes heraus, heimeln uns doch die geschichtlichen Größen jener Epoche an, als wären sie Kinder unserer Zeit.“¹⁹)

In deutschen Literaturgeschichten, die diesen bürgerlichen-liberalen Geist atmen, tritt Reuchlin als mutiger Kämpfer für die Freiheit der Wissenschaft auf. So räumt ihm 1854 C. L. Cholevius in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ (Nachdruck Darmstadt 1968), der schon im 16. Jahrhundert ein „aufstrebendes Bürgerthum“ am Werke sieht — „Die Hierarchie fühlte, daß ihre letzte Stunde geschlagen“ (S. 220) — einen wichtigen Platz in der deutschen Geistesgeschichte ein: Reuchlin habe den ausländischen Universitäten den Rang der „eigentlichen Wohnstätten des Wissens“ (S. 221) abgelaufen und das ungebundene Denken in Deutschland situiert: „Reuchlin hat uns den Kampf für die freie Wissenschaft, Luther den für die freie Religion und Hutten den für das freie Vaterland bezeichnet; was sie erstrebten, das lebte in Tausenden“ (S. 229). Reuchlin avanciert zu einem Gründungsvater der Moderne, die in der Freiheit ihr Konstituens erblickt. Luthers Protestantismus und Huttens Nationalismus werden in der preußisch-kleindeutschen Lösung der Reichsgründung Grundpfeiler des neuen Staates, Reuchlins Beitrag der freien

Wissenschaft bildet den liberalen Restbestand eines institutionalisierten, aber programmatisch freien Denkens.

Der Entwurf einer Vorläuferposition des Humanismus zur Reformation trat in der national-liberalen Perspektive in den Hintergrund; säkulare Aspekte wie neue Bildung, erwachendes Nationalbewußtsein, dynamisches Zeitalter („männlicher Charakter“) wurden die bevorzugten Themen. In dieser Tradition steht auch die bis heute durch ihre Faktenfülle maßgebende Reuchlin-Biographie Ludwig Geigers, die dieser 1871 als 23jähriger veröffentlichte. Ausführlich werden Leben und Werke dargelegt, v. a. der Streit um das jüdische Schrifttum erfährt eine detaillierte Behandlung; eine präreformatorische Position wird eindeutig zurückgewiesen (vgl. S. 148). Die Distanzierung Reuchlins von der neuen Glaubensbewegung paßt zu Geigers genereller Sicht des Verhältnisses von Humanismus zur Reformation: Für ihn bedeutet die Reformation das Ende des Humanismus²⁰⁾. Vor allem die Auseinandersetzung mit den Kölner Dunkelmännern war für liberale Kreise beliebte Präfiguration jedes Kampfes um Gedanken- und Meinungsfreiheit: „Aber der Kampf Reuchlins mit seinen Gegnern ist nicht ausgekämpft (. . .). Es ist der Streit zwischen Freiheit und Glaubenszwang, der sich zu jeder Zeit wiederholt, und der sich nur durch stete, mit ernstem, heiligem Sinne gemachte Anstrengungen auskämpfen läßt.“²¹⁾

VI

Es verwundert nicht, daß dieser Kampf und v. a. die Streitsache im 20. Jahrhundert nicht immer eine Würdigung fanden. So entschärfen zwei Artikel aus der „gleichgeschalteten“ Pforzheimer Presse (Pforzheimer Rundschau Nr. 45, 22. 2. 1940 und Pforzheimer Anzeiger Nr. 1, 2. 1. 1942) Reuchlin zu einem harmlosen Sohn der Stadt, ohne auch nur ein Wort zum Dunkelmännerstreit und seinem Thema der Erhaltung der jüdischen Literatur

zu verlieren. Ganz anders nimmt sich auf diesem politischen Hintergrund ein Artikel des verdienten Reuchlinforschers Karl Preisendanz aus, der in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ Nr. 22 (1935), 174 f. pointiert die Bemühungen Reuchlins um das Hebräische hervorhebt: „Es gehörte Mut dazu, sich öffentlich für dieses Studium einzusetzen und Professuren für seine Lehre zu fordern; allzuleicht setzte man sich damit dem gefährlichen Verdacht der Judenfreundschaft aus.“ Preisendanz beschließt seine Betrachtung mit folgenden Worten: „Im Ringen um die Wahrheit, im Kampf für die Freiheit wissenschaftlichen Forschens und Erkennens, und als ihr unerschütterter, überzeugtester Vorkämpfer steht der Humanist aus Pforzheim mit nur wenigen Ebenbürtigen im Morgenrot der neuzeitlichen gelehrten Forschung.“ Heute im Rückblick erkennen wir darin ein Plädoyer für die Freiheit des Denkens, die sich ihre Forschungsgebiete ohne fremde Einflußnahme wählen darf, ein mutiges Plädoyer für eine vergangene Morgenröte im Angesicht der Dunkelheit.

Anmerkungen

¹⁾ Eine erste gekürzte, anmerkungslose Fassung dieses Beitrags erschien in: Johannes Reuchlin Phorcensis (1455—1522). Ein humanistischer Gelehrter. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Pforzheim im Reuchlinhaus Pforzheim vom 12. 12. 1986 bis zum 9. 1. 1987, Redaktion H.-P. Becht, Pforzheim 1986, 12 ff.

²⁾ Biographie von S. Raeder in: Gestalten der Kirchengeschichte V, hrsg. M. Greschat, Stuttgart 1981, 33 ff. Bibliographie in J. Benzing: Bibliographie der Schriften Johannes Reuchlins im 15. und 16. Jahrhundert, Bad Bocklet 1955.

³⁾ M. Brod, Johannes Reuchlin und sein Kampf, Stuttgart 1965, 51.

⁴⁾ Vgl. R. Noltenius, Dichterfeiern in Deutschland, München 1984 mit theoretischem und forschungsgeschichtlichem Überblick.

⁵⁾ H. Hansjakob, Letzte Fahrten. Erinnerungen, Stuttgart 1909, 20 f.

6) Zur Geschichte des Denkmals vgl. M. Zimmermann, *Denkmalstudien. Ein Beitrag zum Verständnis des Persönlichkeitsdenkmals in der Bundesrepublik und West-Berlin seit dem Zweiten Weltkrieg*, Diss. Münster 1982, 11 ff. und H. Scharf, *Kleine Kunstgeschichte des deutschen Denkmals*, Darmstadt 1984.

7) Zitiert nach A. Oppermann, Ernst Rietschel, Leipzig 1863, 354.

8) Zur Geschichte des Wormser Lutherdenkmals vgl. W. Weber, *Das Lutherdenkmal in Worms, in: Der Reichstag zu Worms von 1521. Reichstagspolitik und Luthersache*, hrsg. F. Reuter, Worms 1971, 490 ff.

9) E. Dobbert, *Die monumentale Darstellung der Reformation durch Rietschel und Kaulbach*, Berlin 1869, 12 f.

10) J. G. Herder, *Zu Reuchlins Bilde*, *Der Teutsche Merkur*, Februar 1777, 178 ff. (= J. G. H., *Sämtliche Werke IX*, hrsg. B. Suphan, Nachdruck Hildesheim 1967, 512 ff.). Schon die reformatorische Historiographie des 16. Jahrhunderts deutet Reuchlin als Werkzeug Gottes und als Gelenk zwischen der Zeit vor der Reformation und der Reformation selbst; vgl. H. Keute, *Reformation und Geschichte. Kaspar Hedio als Historiograph*, Göttingen 1980, 118 ff.

11) A. Oppermann (s. Anm. 7), 355 f.

12) Abbildung der Skizze als Beilage zu W. Weber, *Luther-Denkmal*, in: *Denkmäler im 19. Jahrhundert. Deutung und Kritik* hrsgg. H.-E. Mittig / V. Plagemann, München 1972, 41.

13) Chr. Tümpel, *Zur Geschichte der Luther-Denkmal*, in: *Luther in der Neuzeit*, hrsg. B. Moeller, Gütersloh 1983 (= *Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Bd. 192*), 242.

14) *Chronologie und kurze Deutung bei Chr. Tümpel* (s. Anm. 13), 245 f.

15) Vgl. F. G. Gentry, *Mittelalterfeiern im 19. Jahrhundert*, in: *Deutsche Feiern*, hrsgg. R. Grimm / J. Hermand, Wiesbaden 1977, 10.

16) J. Ficker, *Das Bildnis Reuchlins*, *Reuchlinfestschrift 1922* (= ZGO 76, 1922), 32 Anm. 1.

17) Abdruck der Briefe bei K. Hannemann, *Das Bildnis Reuchlins. Ein Nachtrag und eine Nachbetrachtung*, in: *Johannes Reuchlin (1455–1522). Festgabe seiner Vaterstadt Pforzheim*, Pforzheim 1955, 174 ff.

18) Vgl. W. Hartmann, *Der historische Festzug*, München 1976 (= *Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts Bd. 35*), 145 ff.

19) E. Dobbert (s. Anm. 9), 3; vgl. auch I. S. Cannon-Geary, *The Bourgeoisie Looks at Itself: The Sixteenth Century in German Literary Histories of the Nineteenth Century*, Göppingen 1980 (= *Göppinger Arbeiten zur Germanistik Nr. 280*).

20) Zur Humanismuskonzeption Geigers vgl. W. K. Ferguson, *The Renaissance in Historical Thought*, Boston 1948, 278 f. und W. Kreutz, *Die Deutschen und Ulrich von Hutten. Rezeption von Autor und Werk seit dem 16. Jahrhundert*, München 1984, 161 f.

21) L. Geiger, *Johann Reuchlin*, Leipzig 1871 (= Nachdruck Nieukoop 1964), 454.

Buchbesprechungen

Internationales Kolloquium „Deutschsprachige Literatur im Ausland“ in Straßburg vom 10./11. April 1987.

Was vor einigen Jahren noch unmöglich schien, ist wahrgeworden und zwar ausgerechnet an Straßburgs Universität. Überhaupt ist man zum ersten Mal unter dieser Devise zusammengekommen. Professor Adrien Finck, der Germanist an der Straßburger Universität und selbst literarisch in der deutschsprachigen Szene im Elsaß tätig, hat es nach zähem Ringen möglich gemacht, assistiert haben ihn einige Behörden, vor allem aber der Herausgeber der Reihe: „Deutschsprachige Literatur im Ausland“ im Olms-Verlag, Hildesheim, Dr. Alexander Ritter. Und es wurde sogar zum Erfolg, so daß der Wunsch laut wurde, man möge sich in diesem Kreis wieder treffen. Noch beachtlicher aber, als das Zustandekommen dieses Internationalen Kolloquiums in Straßburg, ist das andere, daß zum ersten Mal nach dem 2. Weltkrieg eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek in Straßburg zum Thema: „Die deutschsprachige Literatur im Elsaß seit 1945“ stattfinden konnte. Man könnte demnach auch hier von einer Wende sprechen, aber deutsche Literatur im Elsaß erfolgt immer und immer mehr auf dem Hintergrund einer bedrohten Situation.

Vertreter aus verschiedenen Ländern, Angehörige fast ausnahmslos dieser deutschen Volksgruppen im Ausland, berichteten über den Stand der Dinge in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur in Luxemburg, Belgien, Südtirol, in der Sowjetunion, in Rumänien, in Ungarn und im Elsaß. In einigen Gebieten — so Luxemburg, Belgien, Südtirol — ist vieles hoffnungsvoll, in der Sowjetunion — so hörte man — kommt diese Literatur zum Erliegen, in Rumänien (Siebenbürgen, Banater Schwaben) ist sie mehr als bedroht, im Elsaß gibt es neben vielen deprimierenden Zeichen auch Zeichen, die Hoffnung erwecken. me

Finck, Adrien: Die deutschsprachige Gegenwartsliteratur im Elsaß, Olms-Verlag, Hildesheim, 1987

Beim eben genannten Internationalen Kolloquium stellte Prof. Adrien Finck sein Buch, das als Nr. 19 in der Reihe „Auslandsdeutsche Literatur der Ge-

genwart“ erschienen ist, selbst vor. Dieses Buch, das viele gute Dokumente birgt, bringt auch Kurzbiographien von Dichtern und Schriftstellern, die in der elsässischen Gegenwartsliteratur, die sich elsässisch und hochdeutsch äußert, eine Rolle spielen, mitsamt einer knappen, aber übersichtlichen Bibliographie zu diesem Thema, bringt eine zusammenfassende und kritische Würdigung der elsässischen Literatur deutschsprachigen Ausdrucks seit 1945 gerade unter dem Blickpunkt einer existentiellen Bedrohung der seit Jahrhunderten und Jahrtausenden gewachsenen elsässischen Identität. Es ist hilfreich, daß wir jetzt auch in der Bundesrepublik eine Übersicht haben für diesen Zeitraum, der doch noch weithin unbekannt ist bei uns. Wenn uns Information über die deutschsprachige Literatur im Elsaß von einem Kenner und mit solch einem leidenschaftlichen Engagement gegeben werden, dann sollten wir die Gelegenheit wahrnehmen und nach dieser Publikation greifen. Solche Kenntnisnahme könnte uns vielleicht dazu führen, unsere Meinung über die elsässische Situation zu revidieren und den Ruf von dort auch als Anruf an uns in gesichertem Port hören.

Philipps, Eugène: Zeitgenosse Elsässer. Die Herausforderung der Geschichte. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1987

Nun liegt, nachdem 1980 der mittlere Band von Philipps Trilogie in deutscher Übersetzung erschienen ist unter dem Titel „Schicksal Elsaß. Krise einer Kultur und einer Sprache“, auch der abschließende Band III vor. Zur Analyse tritt hier eine Zukunftsvision, so möchte man es nennen, damit wahr werden kann, was dem Verfasser am Herzen liegt, daß der elsässische Zeitgenosse zugleich als „Elsäßer“ und als „Alsacien“ leben und sich äußern kann. In einem sehr schön aufgemachten Druck, dessen Besonderheit noch durch das Titelbild von Tomi Ungerer erhöht wird, läßt der Autor uns mitleiden und mithoffen. Wird sich im Elsaß ein Beispiel europäischen Lebens in unseren Tagen noch verwirklichen können? Wir sollten in den angrenzenden Regionen des Elsaß an dieser Entwicklung doch teilnehmen, nicht nur informativ, sondern auch mit innerer Teilnahme. In Frankreich, im Elsaß selbst, in der Bundesrepublik, in Europa insgesamt geht es uns doch alle an, wie

sich Europa auf diesem Experimentierfeld Elsaß verwirklichen könnte, wie es der Historiker Rudolf von Thadden, der in Göttingen und an der Sorbonne lehrt, andeutet, wenn er in einem Geleitwort, wie es bisher noch kein Bundesdeutscher formuliert hat, schreibt: „Wie sähe es da aus, wenn wir ein weitherziges Wohn- und Aufenthaltsrecht für Türken in Deutschland und Nordafrikaner in Frankreich entwickelten, aber für die Belange von regionalen Volksgruppen alteuropäischer Prägung wie den Elsaßern keinen Platz in unseren — trotz aller Rückschläge — europafreundlichen Staaten hätten?“ Das wäre doch notwendig, damit im Elsaß nicht die „Stotterzone Europas“ definitiv und wie es von Thadden provokativ uns vor Augen und vor das Gewissen stellt.

Warum Deutschlothringen nicht in die Überlegungen miteinbezogen wurde, das bleibt zuletzt doch eine Anfrage.

Klaus Hoggenmüller/Wolfgang Hug: **Die Leute auf dem Wald, Alltagsgeschichte des Schwarzwaldes zwischen bäuerlicher Tradition und industrieller Entwicklung.** 248 S. 52 Abb. 29,80 DM, Theiß-Verlag Stuttgart, 1987

Nur wer den Schwarzwald richtig kennt, kann ihm so verbunden sein, wie er es verdient. In dieser herrlichen Landschaft liegen zeitlose Schönheit nahe bei realen sozialen und wirtschaftlichen Problemen, die weit über das Waldsterben allein hinausgehen. So wie wir den Wald heute vor uns haben, ist er ein Ergebnis der Menschen, die ihn seit Jahrhunderten bewohnten und ihn in seiner äußeren Erscheinungsform gestalteten. Auch der Schwarzwald hat seine Alltagsgeschichte.

Diese in einem hoch interessanten und aufschlußreichen Buch aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst der beiden Autoren. Es ist ein notwendiges Buch, das sie herausgegeben haben, eine solche „Alltagsgeschichte“ in einer für jedermann faßlichen Form war längst fällig. Sie zeigt, wie die Menschen auf dem Wald um ihre Existenz zu ringen hatten, wie sie mit den Lebensbedingungen auf dem „rauh, birgig und winterig Land“ fertig werden mußten. Alle waren auf den Wald angewiesen, in dem man über Jahrhunderte einen unerschöpflichen Vorrat an Holz sah. Aber Hochweiden, Eigenbedarf, Bergbau, Blashütten, Eisenhütten — die letzteren als zweite Lebensgrundlage notwendig — setzten dem Wald so zu, daß weite Gebiete unbedenklich durch den unerhörten Raubbau abgeholzt wurden.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts, als sich die Lage der Leute auf dem Walde besserte, führte dies zur

Übervölkerung (besonders im Hotzenwald), was wieder die Schrumpfung der natürlichen Produktionsgrundlagen und eine Krise der bäuerlichen Gesellschaft zur Folge hatte. Gegenmaßnahmen griffen nicht. Die Salpetererunruhen sind auch dafür ein Beispiel der Unzufriedenheit und Verzweiflung. Den Ausweg brachte die Entwicklung des Waldes zur Gewerberegion. Die Baumwollindustrie faßte Fuß, die Strohflechtereie entwickelte sich in einem unerhörten Ausmaß, als bodenständige Produktionszweige die Schneflereie und die Bürstenmacherei und die Anfänge des Uhrengewerbes. Die Hausindustrie veränderte den Alltag, die Heimarbeiter wurde zur Existenzsicherung. Aber die Abhängigkeit der Heimarbeiter vom Arbeitgeber führte zu großen Mißständen: Unregelmäßigkeiten bei der Bezahlung, fragwürdige Kreditgeschäfte, zu denen die Heimarbeiter gezwungen waren, das unselige Trucksystem und die übermächtige Stellung der Packer und Spediteure. Leidtragende waren immer die schuftenden Heimarbeiter. Dafür zwei authentische Aussagen: „Der Uhrenmacher war einem perfekt ausgebauten Verlagssystem ausgeliefert...“ (S. 146) „Üse Hergott hat viel glitte, aber gwobe hat er nie!“ (S. 152) Unglaublich waren die hygienischen Zustände. Man schlief, aß, arbeitete unter einem Dach, in einem Raum. Rheuma, Herz- und Lungenleiden, Verminderung der Sehkraft, Milzbrand durch die Haarborsten beim Bürstenmacher befahlen die Leute, und der Schildermaler z. B. arbeitete mit dem gefährlichen Bleiweiß und in Terpentin-dünsten. Ein besonders düsteres Kapitel bildete die Frauen- und Kinderarbeit.

Not und bessere Zeiten, abhängig von politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, wechselten einander ab. Das Uhrengewerbe geriet in eine schwere Krise, was 1847 zur Bildung eines Gewerbevereins führte, der größere Arbeitsteilung, die Aufnahme von Stock- und Taschenuhren, die Einführung von Musterwerkstätten usw. zur Hebung der Konkurrenzfähigkeit forderte. Tatsächlich wurde 1850 die Uhrenmacherschule in Furtwangen unter der Leitung von Robert Gerwig gegründet, die aber insgesamt damals nicht viel zu helfen vermochte. Andere Gegenmaßnahmen waren die Gründung eines Landwirtschaftlichen Konsumvereins (1885) und einer Genossenschaft der Schnefler in Bernau (1897).

Die Einführung der Spinnmaschine und die dadurch ermöglichte Gründung von Textilfabriken leitete den Umstellungsprozeß vom Hausgewerbe zur Industrie ein, besonders dann, als das Modell St. Blasien mit dem Grundsatz, daß die Fabriken zu den Menschen kommen sollten und nicht umgekehrt, gescheitert war. So entstand z. B. 1851 die Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation in

Lenzkirch, 1861 begannen die Gebrüder Jung-
hans mit der Produktion der sog. Amerikaner-
ruhren, einer bisher verächtlich angesehenen Billig-
ware, und 1895 gab es im badischen Schwarzwald
34 Fabriken mit 3390 Arbeitern.

Damit kann dieser — natürlich stark vereinfachte
— Überblick über den Inhalt des Buches abge-
schlossen werden. Man legt es beeindruckt und
nachdenklich aus der Hand. Auf keiner Seite war
von einem Idyll die Rede, desto mehr aber von
schwerem Existenzkampf, oft beinahe unerträglichen
Lebensbedingungen der Menschen auf dem
Wald und ihre unermüdlichen Versuche, mit dem
Auf und Ab der Ereignisse fertig zu werden. Diese
Tatsachen lassen sich in abgewandelter Form bis in
die Gegenwart verfolgen. Die Ressourcen Luft,
Wasser, Wald sind stark gefährdet, die Existenz
der Bergbauern ebenso. Die hochspezialisierten
Nachfolger der ersten Fabrikgründungen haben
mit Problemen zu ringen, welche die Bevölkerung
direkt betreffen.

Wir Heutigen aber sind alle aufgerufen, unseren
Schwarzwald, an dem unser Herz hängt, auf jede
mögliche Weise zu schützen. Das Schönste, was
die immer noch reiche Natur zu bieten hat und
was ungezählten Menschen Freude und Erholung
bietet, darf nicht preisgegeben werden. Man
möchte die beiden Verfasser auffordern, einen An-
schlußbericht mit dem Titel „Die Leute auf dem
Wald heute“ zu schreiben. Ludwlg Vögely

Verlassene Wege, Reiseerinnerungen. Band 1,
Originalausstattung mit Kommentar und Anmer-
kungen von Dr. Helmut Bender, Illustrationen von
Curt Liebich, 456 S., 28,— DM

Der Waldkircher Verlag plant die Herausgabe von
fünf Bänden Reiseerinnerungen Hansjakobs. Er-
schienen ist als Band 1 „Verlassene Wege“, es fol-
gen 1987 „Sommerfahrten“ und „Letzte Fahrten“,
den Abschluß der Reihe werden „Alpenrosen mit
Dornen“ und „Sonnige Tage“ bilden. Damit wird
der Verlag der Bedeutung Hansjakobs als Reise-
schriftsteller gerecht. Diese Reiseerinnerungen
und Reisetagebücher finden damit endlich die ge-
bührende Würdigung, sie wurden bisher allzusehr
vernachlässigt. Es sind typische Hansjakobschri-
ften, die genaue Beobachtungen und Feststellungen
mit eigenen Reflexionen über das Erlebte, die
Zeitumstände und Begegnungen mit Zeitgenossen
verbinden. Hier erweist sich der Reisende immer
wieder als Anwalt der „guten alten Zeit“, der über-
lieferten Sitte und Tradition. Offenheit und
manchmal das „Schießen über das Ziel hinaus“ ge-
hören nun einmal zu Hansjakob. Gerade durch

diese Mischung haben die Reisebücher nichts von
ihrer Anziehung verloren. Band 1, „Verlassene
Wege“, beschreibt die Reise mit Wagen und Kut-
scher in der Zeit vom 17. 6. bis 3. 7. 1900, die
Hansjakob von Freiburg durch das Elztal — Si-
monswäldertal — Baar — Hegau — Bodensee mit
dem Ziel Mutterhaus der Schwestern in das würt-
tembergische Untermarchtal führte. Sehr erfreu-
lich ist es, daß die Bücher in der gleichen Ausstat-
tung und den Illustrationen der Erstausgaben er-
scheinen. —y—

Möbel aus der Baar, die Möbelabteilung des Hei-
matmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen
im Stadtbezirk Schwenningen, Text von Dr. Rei-
nartz, Villingen-Schwenningen 1986

Diese Übersicht über die Reichtümer der Möbel-
abteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-
Schwenningen ist mit 74 hervorragenden Farb-
Abbildungen der vorgestellten Objekte und
deren sachgemäßen Beschreibungen ausgestattet.
Das Heft ist außerdem mit einer guten Einführung
in die Geschichte der Baar-Möbel versehen. Sie
gilt besonders dem ganz spezifischen Truhen- und
Schranktyp dieser Landschaft, deren Blütezeit um
1830—1840 lag und in den frühen 70er Jahren en-
dete. Das Heimatmuseum der Stadt Villingen-
Schwenningen hat durch diesen schönen und gu-
ten Katalog, der von Dr. Reinartz gestaltet wurde,
nachdrücklich auf seinen großen und wertvollen
Bestand an Baarer Möbeln aufmerksam ge-
macht. —y—

Helmut Bender: **Hansjakob und Freiburg**, 96 S.,
Badische Reihe Bd. 17, Broschur 16,80 DM, 1985

Helmut Bender hat sich mit dieser Schrift der Auf-
gabe unterzogen, die Bücher Heinrich Hansjakobs
nach ihren Beziehungen zur Breisgauemetropole zu
durchforsten, der Stadt, in welcher Hansjakob 29
Jahre als Stadtpfarrer von St. Martin amtierte. Das
Resultat der Bemühungen ist ein interessantes Bild
der spezifischen Anschauungen des Stadtpfarrers,
die Summe seiner Bindungen an Freiburg. Die aus-
führlichen und wichtigen Anmerkungen bieten
eine willkommene Hilfe für den, der Genaueres
wissen und nachlesen will. Der handliche Band ist
mit zeitgenössischen Xylographien versehen.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Professor Dr. Peter Assion
Universität Marburg,
Bahnhofstr. 5, 3550 Marburg

Diplomingenieur Ernst Koch
Hermann-Hesse-Str. 48,
7500 Karlsruhe 1

Dr. Alfred Mutz
Largitzenstr. 84, CH 4056 Basel

Thomas Neumann M. A.
Leiter des Odenwälder Freiland-
museums, Rathaus, 6968 Walldürn

Emil Ruf
Lärchenweg 2, 7820 Titisee-Neustadt

Bettina Schaller
Egonstr. 50, 7800 Freiburg

Adolf Schmid
Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Forstdirektor Oswald Schoch
Forstamt, 7546 Enzklösterle

Prof. Dr. Ernst Wallner
Maria-Theresia-Str. 16,
7815 Kirchzarten

Stefan Rhein
Reilsheimer Str. 8, 6901 Bammental